WIDENER
HN Y4Y1 R

47595.3

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
12 Nov. 1874.

Digitized by Google

Goethe und Schiller.

Digitized by Google

Goethe und Schiller.

Von

Karl Goedeke.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Hannover.
Verlag von Louis Ehlermann.
1859.

Digitized by Google

47595.3

1874, Nov. 12.
Minot Fund.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Digitized by Google

E. Geibel und P. Heyse

in München

gewidmet.

Vorwort.

Aus der künſtleriſchen und politiſchen Gährung ihrer Zeit erhoben ſich Goethe und Schiller zu bleibender Wirkung. An Alter um zehn Jahre verſchieden, giengen ihre Bildungswege nicht gleichzeitig neben einander und die perſönlichen Schickſale gaben ihnen in den Jahren der Jugend ſo verſchiedenartige Formen des geiſtigen Lebens, daß ſie, als ihre Bahnen ſich näherten, anfänglich faſt feindſelig einander gegenübertraten. Goethe war leicht und ſiegreich durch den großen Weltverkehr gegangen; Schiller hatte jeden Schritt erzwingen und erobern müßen. Als Goethe ſeine Jahre des „Wütens“ längſt überwunden und faſt alles Große, was ihm gegönnt war, in ſich abgeſchloßen hatte, trat Schiller zuerſt auf die Bühne. Goethe hatte auf der italieniſchen Reiſe bereits das ſchöne Maaß gewonnen und hofte, ſein Volk dafür empfänglich zu finden, als Schillers ſtürmiſche Inbrunſt einer neuen und einer in Goethes Sinne gefährlichen, weil ſtrenger politiſchen Gährung, den mächtigen Ausdruck gab. Goethe war beſtimmt und beſtrebt, die Dinge wie ſie waren dichteriſch zu ſchauen und zu ſchaffen, ihm war die Dichtung nur ein Mittel, der Natur beizukommen, die er auf vielen andern Wegen zu erfaßen bemüht war. Schiller legte in die Stoffe ſeine Empfindungen und Gedanken und ergriff die Formen des Dichtens und Denkens

weniger ihrer selbst wegen, als um der Wirkung willen, die der poetische, historische oder philosophische Gehalt durch die Form auf die Nation üben konnte. Goethe und Schiller waren bestimmt, einander zu verdrängen oder gemeinsam mit einander zu wirken. Glückliche Fügung ließ den letztern Fall eintreten. Sie verbanden sich zu vereintem Streben, und schufen, ohne sich selbst ungetreu werden zu können, in gegenseitig geförderter Bildung neue Werke, die der reinste Ausdruck ihrer Naturen und das Entzücken ihres Volkes geworden sind.

Die biographischen Skizzen beider, die hier auf vielfach ausgesprochne Wünsche aus dem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung in besonderem Abdrucke erscheinen, sind durchgesehen und hie und da verbeßert, doch nicht wesentlich verändert, wozu bei Kürze der Zeit und der anhaltenden Beschäftigung mit dem dritten Bande des Grundrißes keine Gelegenheit und bei dem Zwecke der Arbeit auch kaum ein innerer oder äußerer Grund gegeben war. Aus Schillers Biographie ist die Zusammenstellung seiner Aeußerungen über seine Kunsttheorie, die den Zusammenhang der Darstellung zu stark zu unterbrechen schien, weggelaßen. Was sich auf Grundlage derselben über Schillers dichterische Schöpfungen und über die Wechselwirkungen zwischen diesen und ihrer wie unserer Zeit hätte sagen laßen, behalte ich einer umfaßenden Darstellung der deutschen Literaturgeschichte vor.

Mögen die Freunde, deren Namen ich dem Buche als Erinnerung schöner Sommertage in München vorgesetzt habe, auch meiner freundlich dabei gedenken.

Celle, Ostern 1859.

K. Goedeke.

Johann Wolfgang von Goethe.

Digitized by Google

Goethe war der einzige Sohn und das älteſte Kind bürgerlicher Eltern in Frankfurt. Sein Vater, Johann Kaspar Goethe (der Sohn eines aus der Grafſchaft Mansfeld ſtammenden, im J. 1687 zu Frankfurt Bürger gewordnen Schneiders, der als Gaſthalter zum Weidenhof im Febr. 1730 ſtarb, und der Cornelia Schellhorn, geb. Walther), war am 31. Juli 1710 geboren und wurde im J. 1742 zum kaiſerlichen Rat ernannt. Er verheiratete ſich am 20. Aug. 1748 mit Katharina Eliſabeth Textor, der Tochter des kaiſerlichen Rats und Frankfurter Stadtſchultheißen Johann Wolfgang Textor. Am 28. Aug. 1749 wurde ihnen ein Sohn geboren, der am folgenden Tage in der Taufe den Namen Johann Wolfgang erhielt; im December 1750 folgte eine Tochter Cornelia, die am 1. Nov. 1773 mit Johann Georg Schloſſer getraut wurde und am 8. Juni 1777 zu Emmendingen ſtarb. — Goethes Jugend verfloß im väterlichen Hauſe zu Frankfurt am Hirſchgraben; er beſuchte keine Schule und wurde durch Privatunterricht und den wenig beſchäftigten Vater mehr angeregt als ausgebildet. Von früh an gewöhnte er ſich, auf eigne Hand in der Welt ſich umzuſchauen, mehr der aufgeweckten Mutter, als dem ſtrengen und förmlichen Vater nachartend. Der Wohlſtand der Eltern hob den Sohn in bewegtere, freiere Lebens-

kreiſe; Mangel und Ueberfluß blieben ihm gleich anfangs unbekannt; Kunſt und Dichtung waren im elterlichen Hauſe nicht fremd; der Vater hatte eine Vorliebe für die reimenden Dichter und war ein abgeſagter Feind der neuen reimloſen Erzeugniſſe, ſo daß der Klopſtockſche Meſſias nur auf Schleichwegen zu Goethe und ſeiner Schweſter gelangen konnte, die ihn, wie unverſtanden er auch bleiben mochte, in kindiſcher Gier verſchlangen und auswendig lernten. Durch die Truppenbewegungen des ſiebenjährigen Krieges wurden franzöſiſche Regimenter nach Frankfurt geführt, mit denen das leichte, luſtige Gefolge der Schauſpieler einzog. Der Graf Thorane, der als Einquartierung in das Goethe'ſche Haus kam, hatte entſchiedenen Einfluß auf die Entwicklung des jungen Goethe, größeren noch übte der Verkehr mit den franzöſiſchen Schauſpielern, deren Treiben auf dem Theater und außerhalb dem Knaben unverborgen blieb und deren gezogne Declamation ihn zum nachahmenden Vortrage Racine'ſcher Stücke aufregte, ohne daß er von dem Declamierten ein Wort verſtanden hätte Erſt nach und nach lernte er die erklärenden Worte zu der Art von Pantomime verſtehen, welche er ſich ſelbſt vorſtellte, wie es die Schauſpieler auf der Bühne ihm vorgethan. Sein Nachahmungstrieb wurde ſo lebhaft aufgeregt, daß er ſelbſt ein franzöſiſches Nachſpiel verfaßte und noch lange Jahre in der franzöſiſchen Manier befangen blieb. Bruchſtücke und erſte Verſuche aus dieſer Richtung ſind erhalten. — Neben dieſen fremdländiſchen Einwirkungen machten ſich andre geltend, wie ſie ſich im traulichen Verkehr mit bedeutenden Männern Frankfurts ergaben. Der Knabe wurde durch Uffenbach, den Opernfreund, den Gottſched fruchtlos zu bekehren verſucht hatte, den Kunſtſammler Haekel und den Juriſten Ort angezogen; näherer Verkehr entwickelte ſich mit dem ſanguiniſchen Olenſchlager, der ſich als Erklärer der goldnen Bulle einen Namen gemacht, mit dem durch Familienſchickſal zum Menſchenfeind gewordnen Herrn von Reineck

und mit dem Hofrat Huisgen, der die Welt wunderlich und ſchlecht fand und ſelbſt in Gott Fehler zu entdecken meinte.

Ein Jahr nach der Krönung Joſephs II., deren feierliches Gepränge Goethe mit anſchaute und Jahrelang nach dem Untergange des deutſchen Reichs mit lebendiger Friſche, wie im erſten Eindruck, zu ſchildern vermochte, bezog er, unzulänglich vorbereitet, die Univerſität Leipzig. Er traf dort gegen Michaelis 1765 ein. Dem Wunſche des Vaters gemäß ſollte er die Rechte ſtudieren; ſein eigner Vorſatz, den er dem Profeſſor Böhme eröffnete, war auf das Studium der ſchönen Wißenſchaften gerichtet. Böhme mahnte entſchieden ab und vermochte den ſechzehnjährigen Studenten, die juriſtiſchen und philoſophiſch vorbereitenden Collegia fleißig und pünktlich zu beſuchen. Auch Gellert, zu dem er Vertrauen hatte, mahnte von der Poeſie ab und empfal die Proſa neben einem gewißenhaften Fachſtudium. Anfangs giengen die Dinge ganz gut, an Willen fehlte es nicht, deſto mehr an feßelndem Reiz der Vorträge, deren flache pedantiſche Trockenheit weder Neues zu bieten ſchien, noch das Alte, längſt Bekannte in fruchtbarer Nachwirkung zu geſtalten fähig war. Der lebensfreudige Jüngling wandte den Hörſälen den Rücken und übertrug ſein Frankfurter Leben in das Leipziger, dem eignen Wege vertrauend und willens, auf eigne Gefahr zu irren oder fördernde Pfade zu treffen. Die Frau des Profeſſors Böhme, der er ſich anſchloß und ſeine poetiſchen Neigungen bekannte, ließ nicht gelten, was er hochſchätzte, und klärte ihn über die Richtungen der neueren Zeit auf. Er lernte eine Verachtung des Modernen und beſonders des Deutſchen, aber auch alles deſſen, was er gethan. Entmutigt verwarf er das Schreibſal, das er von Haus mitgebracht, und ſuchte im luſtigen Studentenleben, in Geſellſchaften, Concert, Komödie, bei Gaſtereien, Abendeßen und Spazierfahrten, wobei die Louisd'or nur ſo wegflogen, Zerſtreuung und Erſatz. Auf Clodius, der ſeine mit Mythologie aufgeſtutzten

Gedichte übel kritisirt hatte, warf er eine Satire hin, in der er, alle Mythologie beiseit laßend, sich des als Ersatz gewählten classischen Pomps, wie er bei Clodius üblich war, im mutwilligen Uebermaß bediente. Auch dieser Mutwille hielt nicht lange an. — Beim Weinhändler Schönkopf hatte er den Mittagstisch genommen. Käthchen, die Tochter des Wirts, zog ihn an und zwischen der Neigung zu ihr, zu einigen andern Mädchen, die weniger schlimm waren als ihr Gerücht, und zwischen dem Verkehr mit seinen Freunden, Behrisch, Horn, dem jungen Breitkopf, dem ältern Oeser und Andern war sein Leben zerstreuungsvoll geteilt. Er dichtete im Geschmack der damals aufstrebenden Erotiker kleine Lieder, deren Charakter er als sittliche Sinnlichkeit, wie sein Leben überhaupt, bezeichnet und die, nach seiner Versicherung alle aus Anläßen hervorgegangen, unschuldige Jugend in oft ruhmredig altklugen Worten aussprechen. Behrisch, dessen Charakter in scharfer Opposition gegen das Leipziger Wesen stand, ließ ihn gewähren und machte ihm nur die Bedingung, nichts drucken zu laßen, wofür er ihn zur Belohnung durch zierliche mit Rabenfeder und Tusche gemachte Abschriften erfreute. Durch Breitkopf kamen die Lieder in der Folge jedoch mit dessen Composition unter die Leute, ohne beachtet zu werden. Erst als Goethe sich schon einen weitklingenden Namen gemacht, lenkte sich die Aufmerksamkeit aufhaschender Sammler darauf zurück. Goethe, der alles, was er in Worten auffaßte, nach innerer Erfahrung aussprach, förderte seine Selbstbildung durch Verwandlung des Erlebten in ein Bild. Seine beiden kleinen Lustspiele: Die Laune des Verliebten und Die Mitschuldigen, dürfen als solche Abbilder gemachter Erfahrungen gelten, und eröffnen, während sie einerseits als Erzeugnisse des Zeitgeschmacks im leichten dramatischen Stile geschichtliche Bedeutung haben, und andrerseits die frühe Reife des Menschen bezeugen, Blicke in jene Lebensschichten, in denen er verkehrte

oder neben ſeinem Verkehr tief, vielleicht ſchon zu tief hineinſchaute. Der Druck der Eſtimation, den äußerer Schein und innere Verbrechen üben, war ihm bis zur Darſtellung fühlbar geworden und mehre in dieſem Sinne angefangene Dinge beſchäftigten ihn. Bei gereifterer Einſicht ſuchte er ſich auch von dieſen Abbildern einer Durchgangszeit zu befreien, indem er die Dichtungen verbrannte, ſo daß nur wenige Blättchen durchſchlüpften, denen in neuerer Zeit die Freunde Goethes, die an der Entwickelung dieſes einen Menſchen die Entwicklung der begabten Menſchennatur überhaupt ſtudieren und deshalb mit einer alles ausgleichenden Pietät dem Leben des Dichters bis ins Verborgenſte nachſpüren, erhaltende Pflege gewidmet haben. Trotz dem leichten Flatterſinn, der den Leipziger Studenten ins Lebensgetriebe führte, iſt ein allſeitiger Künſtlertrieb unverkennbar. Seine poetiſchen Erſtlinge unterſcheiden ſich von den herrſchenden der Zeit dadurch, daß ſie nicht auf äußere Wirkung angelegt wurden und nicht willkürliche Handlungen, ſondern geſtaltete Rechenſchaftsablagen über eigne Lebensmomente waren. Wie die genialen Naturen, die, nicht um vorhandnen Regeln zu genügen und conventionelle Formen auszufüllen, vielmehr um dem innern Leben die Form zu geben, ihre Dichtungen ſchufen, ſchuf Goethe, unbekümmert um Zeitgeſchmack und Leute, ſeine Lieder und Schauſpiele, die deshalb noch nicht über den Geſchmack und die Formen der Zeitgenoßen hinausgehn muſten. Aber mit der Dichtung allein war ſeine Künſtlernatur nicht befriedigt, er wollte das Leben, mehr das bunte als das ſchöne, auch von andern Seiten faßen lernen und wurde, wie er durch Breitkopf der Muſik näher geführt war, durch Oeſer zum Zeichnen angeregt; ſelbſt in der ſchwierigen Kunſt des Kupferſtichs ſuchte er ſich heimiſch zu machen und würde ohne die böſen Ausdünſtungen, welche die ätzenden Säuren auf den Kupferplatten erzeugten, wohl nicht ſobald von dieſen Verſuchen abgeſtanden ſein. Der Holz-

ſchnitt, damals noch oder wieder in der erſten Kindheit, reizte ihn, doch iſt von dieſer Kunſt, die wenig über Contourzeichnung hinausgieng, wahrſcheinlich ihrer Unfruchtbarkeit wegen, ſpäter nicht wieder die Rede. — Die aus der Nähe wirkenden Mächte verſchloßen ihm weder Auge noch Ohr für die aus der Ferne andringenden Gewalten. Leſſings Dramaturgie, die in der Epoche, ſich von der Autorität loszuſagen, dieſe Zeitrichtung auf dem literariſchen Gebiete mit der größten Entſchiedenheit und dem glücklichſten Erfolge gegen die Autorität der Franzoſen, namentlich Voltaires, verfolgte, machte auf die ſtrebende Jugend und in ihr auf Goethe den nachhaltigſten Eindruck. Die Dresdner Kunſtſchätze übten ihren anziehenden Reiz. Goethe reiste hinüber (damals war es von Leipzig nach Dresden noch eine Reiſe) und ſah hier zuerſt Bildwerke des Altertums und Meiſterſchöpfungen der Malerkunſt. Der Mann, deſſen idealer Sinn in Dresden wenige Jahre früher den erſten feſten Grund gefunden und an den man denken muſte, wenn man an Dinge der Kunſt dachte, Winkelmann, war ein großer Name für den jungen Goethe. Eben wurde im Vaterlande angekündigt, daß er, wenn auch nicht dauernd, zurückkehren werde, und Sachſen hoffte ihn zu ſehen; Goethe war geſpannt auf den Begründer der neuen idealen Auffaßung der Kunſt — da traf die ſchreckliche Kunde von der Ermordung des Unglücklichen ein. Faſt den geraden Gegenſatz zu Winkelmann bildete Wieland, deſſen angelernter patriarchaliſcher Geſchmack in Deutſchland wenig Anklang gefunden, deſſen eigentümlichere Richtung aber, wie ſie ſich in den komiſchen Erzählungen, halb franzöſiſch, halb griechiſch, darſtellte, um ſo größere Aufmerkſamkeit erregt hatte. Seine Muſarion, die kürzlich erſchienen war, übte auf die Jugend eine unbeſchreibliche Einwirkung. Scham und Scheu waren von dieſem tändelnden Geſchwätz überwunden, Frauen und Mädchen, vielleicht dieſelben, die bei Klopſtocks Oden ſelige Thränen ge-

weint, ließen ſich von dem verführeriſchen Buhlergeliſpel des Buches hinreißen; junge Dichter und alte Literatoren, denen die Unterſcheidung zwiſchen unſchuldiger Sinnlichkeit und ausgelernter Leichtfertigkeit abhanden gekommen, ſchwelgten im Genuß dieſes neuen Evangeliums der epikureiſchen Horde, und — ſo allgemein war die Einwirkung! — während einerſeits die raffinierte Verworfenheit der Erotiker hier ihren Ausgangspunkt nahm, giengen reinere Naturen, von den eingeſtreuten Philoſophemen angeregt, von dem Buche wie zu neuem edlen Schaffen geſtärkt hinweg. Die Scheffner, Goltz, Heinſe und die zahl- und namenloſen Verfaßer der Lais und Pſycharion fußen ſo gut und übel auf Wieland und ſeiner Muſarion wie Schillers reflectierende Lyrik am Ausgange ſeiner erſten Periode, nur daß jene ſtecken blieben, Schiller aber den Entwicklungsprozes nur durchmachte. Goethe ſcheint von Muſarion nie befangen zu ſein; es hat ſich, was ſonſt bei ihm als Nachwirkung des mächtigen Eindrucks immer wahrzunehmen iſt, keine Spur einer wetteifernden Dichtung unter ſeinen Sachen aufweiſen laßen. Die üble aber damals neue und gefällige Vermiſchung des Altertums mit allerneueſten Einbildungen über daſſelbe, die flachſte Welt- und Lebensweisheit der genußſüchtigen Gegenwart in einem Gewande, das dem Leben des Altertums entnommen ſein wollte, galt in der Zeit, die aus den franzöſiſchen Feßeln in die claſſiſchen ſtrebte, beinahe durchgehends als Wiederbelebung des Altertums. Der teuſchende Kunſtgriff, an den die Miſchung zeitbeliebter Formen der romantiſchen Periode mit verzerrten Auffaſſungen der Schickſalsidee bei Müllner und Genoßen erinnern mag, konnte Goethe nicht blenden. Er fragte, anſtatt ſich bei dieſer neueſten Auffriſchung bequem zu beruhigen, die Griechen und Römer, deren Sprachen ihm in Frankfurt vertraut geworden, über ihr Weſen und ihren Wert ſelbſt und fand bald den ſchreienden Mislaut zwiſchen der keuſchen Einfalt der Griechen, der angenommnen Bildung der Römer und

Digitized by Google

der franzöſierten Leichtfertigkeit und weichlichen Schwäche dieſer Agathone und Muſarione, ſo daß es ſpäter nur eines neuen Anſtoßes bedurfte, um den Wieland'ſchen Puppen den Hohlſpiegel mit ſtrafender Richterhand vorzuhalten. Vielleicht war dieſer Gewinn, den Goethe von Leipzig mitbrachte, der reichſte; alles was ihn dort beſchäftigt, gehemmt und gefördert hatte, ſank bald hinter dem Vorwärtsſtrebenden in Vergeßenheit, die reinere Anſchauung des claſſiſchen Altertums hielt er feſt, und ihr verdankte er in der Folge, als er an inneren Erfahrungen bereichert Himmel und Erde und die unvergänglichen Lebensſpuren der griechiſchen Bildung in Italien geſehen hatte, die reinſten Schöpfungen, die ſeiner Künſtlernatur gegönnt waren.

Die letzte Zeit ſeines Leipziger Aufenthalts wurde durch Krankheit getrübt. Sie trieb ihn im J. 1769 in das väterliche Haus zurück. Die Krankheit war von Dauer und wurde durch den Arzt nicht ergründet, viel weniger gehoben. Mutter und die befreundete Klettenberg widmeten ihm treue Pflege, beide in ihrem Sinn. Durch Fräulein von Klettenberg, die ſtille, fromme, der Herrnhuterei zuneigende Grüblerin, wurde er in eine dämmerfromme Richtung geführt, in deren Windungen er auf das Studium myſtiſcher, alchemiſtiſcher und herrnhutiſcher Schriften kam; er las Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte und ſammelte reichen Stoff, deſſen Verwendbarkeit ihm erſt eine Zeit nachher einleuchten mochte, als er durch Umwege auf die Volksbücher und auf das feßelndſte darunter, den Fauſt, geführt wurde. Ueber den Studien wurde er geſund. Nach der Wiederherſtellung machte er einen Verſuch zu radieren, die Krankheit war wieder im Anzuge; die vom Scheidewaßer erzeugten Ausdünſtungen, die ihn ſchon in Leipzig angegriffen, hatte er auch diesmal nicht mit der erforderlichen Vorſicht vermieden. Doch war mit des Uebels Entdeckung das Uebel ſelbſt gehoben und raſche Geneſung gab ihn dem bewegteren Leben zurück.

Die juriſtiſchen Studien, denen bis dahin zur Unzufriedenheit des Vaters nicht die erwartete Hingebung gewidmet war, ſollten eifriger fortgeſetzt werden. Goethe bezog deshalb im Frühjahr 1770, um ſich zur Promotion vorzubereiten, die Univerſität Straßburg. Das ſchöne Land zwiſchen Wasgau und Rhein wirkte günſtig auf Stimmung und Befinden. Unter dem Vorſitz des feinen, bedächtigen Aktuars Salzmann hatte ſich in der Krämergaße im Hauſe der ehrſamen Jungfern Lauth eine mannigfaltige Tiſchgeſellſchaft zuſammengefunden, meiſtens Mediciner,*) in deren Verkehr ihm die Jurisprudenz wieder unbehaglich, die Medicin lockend wurde. Er trieb ſich im anatomiſchen Theater, im chemiſchen Laboratorium, den Hospitälern und dem Accouchement mehr neugierig als lernbegierig um und nahm nur ſo viel daraus mit, um ſpäter über die Wißenſchaft und ihre Jünger wie ein Wißender ſpotten zu können. In den Berichten nach Frankfurt, die den Eltern mitgeteilt werden konnten, gab er beruhigende Winke, die Jurisprudenz fange an, ihm ſehr zu gefallen; aber in Wahrheit war es anders. Mit Ausnahme der Mediciner waren die übrigen Tiſchgenoßen, zu denen der ehrliche Lerſe, ſpäter Pfeffels Gehülfe, der ſich mit guter Art unterzuordnen wußte, und vorübergehend auch Jung Stilling gehörte, deſſen ſich Goethe gegen die Neckereien der Mutwilligen annahm, nicht daran ſchuld; aber Zerſtreuungen anderer Art kamen dazwiſchen. Herder, der ſich eines Augenübels wegen in Straßburg längere Zeit aufhielt, wurde mit Goethe bekannt und öffnete ihm die Augen über Dinge, die ihm bis dahin verborgen geblieben waren, über die Volkspoeſie, die von den Kunſtregeln unberührt den eigentlichen dichteriſchen Grundcharakter der Zeiten und Völker darſtellt und in der anſcheinenden Regelloſigkeit den

*) John Meyer von Lindau, deſſen Goethe ungünſtig gedenkt, ſoll als Mann mehr gehalten haben, als der Jüngling verſprochen. Er ſtarb als Arzt in London.

liebevoll aufmerkenden Beobachter Geſetze des dichteriſchen Schaffens erkennen läßt, nach denen die von der Mode beeinträchtigten Kunſtregeln zu erfriſchen und zu berichtigen ſind. Herder hatte eben begonnen, Trümmer der Volkslieder zu ſammeln; er zog Goethen ins Intereſſe, und bedeutende Geſpräche knüpften ſich an, deren Folge ein enger Anſchluß beider in ihren Aeußerungen freilich ſehr verſchiedenen Naturen war. Durch Herder lernte Goethe den Homer bewuſter genießen, Oſſian kennen und Shakeſpeares Rieſengeſtalt ohne Kleinmut oder Abhängigkeit zu nahen. Eins zog das Andere mit ſich; die letzten Frankfurter Studien myſtiſcher metaphyſiſcher Schriften wurden fortgeſetzt und mitten aus der Bücherwelt hinaus wurde ein jugendlicher Sprung in die Welt der Leidenſchaften gethan, deren anmutiger Zauber dem tauſendfältig umgetriebnen Manne nach länger als vierzig Jahren noch in lieblicher Friſche gegenwärtig geblieben war. Weyland, einer ſeiner Tiſchgenoßen, der mit dem Pfarrer Brion in Seſenheim bekannt geworden, führte ihn im October 1770 dort als Studenten der Theologie ein. Der Landprediger hatte zwei liebenswürdige Töchter. Die jüngere, Friederike, ſchlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, bezauberte ihn durch muntre Offenheit und kindliche Luſt. Es entwickelte ſich ein leidenſchaftliches Verhältnis, das, ohne in Erklärungen ausgeſprochen zu ſein, wie erklärt und ausgeſprochen gelten konnte. Lieder voll rührender Seele floßen aus dem beglückten Herzen des Dichters, aber der Dichter wollte oder konnte ſeinem Glücke keine befriedigende Dauer geben. Oft kam und gieng er in Seſenheim. Der Zweck ſeines Straßburger Aufenthalts, die Promotion, ſchien faſt darunter zu leiden; die erforderliche Diſſertation, auf welche namentlich der Vater drang, geriet übel und Goethe beſchränkte ſich darauf, als es am 6. Auguſt 1771 endlich zur Promotion kam, über positiones juris (die S. Hirzel veröffentlicht hat) zu disputieren, wobei Lerſe opponierte. Der junge Doktor

gieng noch einmal nach Seſenheim, ohne das entſcheidende Wort auszuſprechen, und nie iſt es geſprochen worden. Die rührende Geſtalt der verlaßnen Jugendliebe, der erſten wahren, die ihn beſeligt hatte, trat beſcheiden vor neuen und glänzenderen Erſcheinungen zurück, aber die Seele des Jünglings wurde unruhig, wenn er an dies Eckchen der Welt dachte.

Ende Auguſt kehrte der Doktor Goethe, wie er fortan hieß, ins elterliche Haus zurück. Im Sommer noch machte er einen Ausflug nach Darmſtadt, wo er die Schloſſer beſuchte und Merck kennen lernte. An Merck, dem er in allem, nur nicht an der ſtrengen Feſtigkeit des Charakters überlegen war, ſchloß er ſich ſchon jetzt eng an. Es waren genug Berührungspunkte zwiſchen beiden und genug Grundverſchiedenheiten, um den Verkehr ſtets friſch und fruchtbar zu erhalten. Der ältere Merck trug faſt väterliche Sorge für die tüchtige Nutzung des ſeinem Augapfel zugeteilten Pfundes. Sein Tadel war einſichtig, ſein Beifall karg, aber ſeine Liebe unbedingt und ſein Vertrauen auf Goethes geniale Natur felſenfeſt. Alle ſeine Genoſſen hatte Goethe beherrſcht; ſelbſt Herder, wie viel er ihm auch verdankte und wie leichthin dieſer anfänglich über ihn urteilte, hatte er imponiert; an Merck fand er zuerſt eine Perſönlichkeit, vor der er ſich beugte, und um ſo williger, je weniger er in ihm einen Nebenbuhler erkannte.

Um ſich in den juriſtiſchen Formen praktiſch auszubilden und für eine Berufsthätigkeit, etwa die Stelle eines Agenten oder Reſidenten, vorzubereiten, gieng er, dem Wunſche des Vaters nachgebend, im Frühjahr 1772 als Practicant nach Wetzlar, wo er die Welt wieder auf ſeine Art anſah und mitmachte. Die Viſitation des Reichskammergerichts, die ſchon ſeit einigen Jahren im Gange war und eine Menge junger Leute dorthin gezogen hatte, muſte auch dem Befangenſten die Gebrechlichkeit der deutſchen Reichsverhältniſſe vor Augen ſtellen.

In Scherz und Ernſt wurden dieſe freßenden Schäden bloß gelegt, die Beſtechlichkeit, der aktenmodrige Geſchäftsgang, die Willkürlichkeit in der Beſetzung der Senate, die mangelhafte Zahl der Richter und Beiſitzer, die läßige Schwäche bei Anwendung als dringend und unausweichlich erkannter Heilmittel, der durch hindernde Förmlichkeiten bis zur Ohnmacht gelähmte gute Wille des Reichsoberhaupts, deſſen glänzender Name und hinreißende Perſönlichkeit wie einſt Maximilians und ſeines hoffnungerregenden Nachfolgers auf dem dunkeln Hintergrunde dieſes Elends nur um ſo heller hervortrat. Neben der großen, zum Teil glanzvollen auf Rang und Stand mit ſteifer Kälte haltenden Societät hatte ſich ein freierer Zirkel junger Leute gebildet, die von Bretſchneider aus Gera angeregt und von dem ernſthaften Poßenmacher Goué geordnet eine Rittertafel bildete. Die Mitglieder, die Goué in ſeinem Maſuren dramatiſch abſchilderte, führten anklingende Namen, Goué war der edle Coucy, Goethe Götz, Jeruſalem Maſuren, Kielmannsegge Windſex und Andere, wie Gotter, König, Falke, bergen ſich unter den Fayels, St. Amands, Bomirßkys u. ſ. w. Die umliegenden Dörfer waren zu Commenden der Rittertafel umgeſchaffen und in den Commenden wurden ritterliche Thaten verrichtet, die ſich in der Regel auf Eßen und Trinken beſchränkten. Aus dem Gemiſch von Narrheit und Ernſt, beide voll weiter Ausblicke in Volk und Geſchichte, gieng die Conception des Götz von Berlichingen hervor, deſſen allmähliches Fortſchreiten den Wetzlarer Genoßen kein Geheimnis war. Er hat ſich vielfach mit der Formgebung dieſes epiſch-dramatiſchen Stückes beſchäftigt: die erſte Conception (1771) blieb liegen und wurde erſt nach des Dichters Tode bekannt, zugleich mit der dreißig Jahr jüngern Bearbeitung für die weimarſche Bühne. Die in der Literatur unvergleichlich wirkſam gewordne Faßung, dieſelbe, welche in Einzeldrucken und den erſten Sammlungen der Werke verbreitet wurde, erſchien zuerſt im Juni 1773 im

Selbſtverlage mit Merck, wofür das Beiſpiel von Leſſing und Bode vorlag, aber nicht als Warnung genutzt war. Der Verlag des zündenden Werkes, deſſen ſich die Nachdrucker ſofort bemächtigten, war weder vorteilhaft noch befriedigend und ſchreckte von ähnlichen Unternehmungen ab. — Der unvergleichliche Eindruck, den Götz auf die Jugend übte, kann den heutigen Geſchlechtern nicht mehr lebendig gemacht werden. Wir ſind gewohnt, ihn als ein Kunſtwerk Goethes zu nehmen und den perſönlichen Anläßen und den in die Zeit der Entſtehung hundertfältig verlaufenden Wurzeln nicht nachzufragen. Kaum daß hier eine erſte lebendige Einwirkung Shakeſpeares anerkannt wird. Der politiſche Athem, der dies in altertümlichen Figuren und altem Rahmen aufgefangne Bild der Zeit belebte, iſt heute nicht mehr fühlbar. Wer kann ſich in die Intereſſen zurückverſetzen, die dem wankenden Reichsbau gewidmet waren, da man kaum zu denken vermag, daß dieſer Bau geſtanden. Man muß Zeugniſſe aus dem Munde ſolcher Männer aufrufen, die in Goethes Jugend jung waren*), um den erſten großen Schöpfungen Goethes als geſchichtlichen, nicht bloß literargeſchichtlichen Documenten Gerechtigkeit zu ſchaffen. Denn auch der Werther, der in Wetzlar wurzelt, braucht das gebrechliche Gebäude der Reichs-Juſtiz nicht als bloße Auszierung der Landſchaft, ſondern als den Mittelpunkt des matten und kränkelnden öffentlichen Lebens, welches die ehrgeizigen Unternehmungen und Entwürfe der großen Mächte dem deutſchen Volke noch gelaßen hatten. Doch tritt hier das Politiſch-Hiſtoriſche vor der Heftigkeit der Empfindung zurück, deſto offner liegt der perſönliche Anteil vor Augen, den der Dichter an ſeiner Schöpfung hatte. Wer dieſe von ihm abgelöst als ein reines Erzeugnis der Kunſt betrachtet, mit andern Worten: nur den äſthetiſchen Maßſtab anlegt, dem geht der Hauptreiz und die

*) Vgl. Rehberg, Prüfung der Erziehungskunſt und bei Tieck, Lenz 1,127. u. a.

wahrhaft künſtleriſche Bedeutung des Werkes verloren. Goethes Schaffen war kein willkürliches; wie könnte man den Künſtler kennen lernen, wenn man die in dem Verhältnis zwiſchen ihm und ſeinem Stoffe ruhenden Bedingungen ſeiner Thätigkeit, wo ſie klar zu erkennen ſind, außer Acht laßen wollte! Für Werther iſt dieſe Erkenntnis ſo genau und ſicher bis ins Einzelne aus der Vergleichung der beiden Redactionen gegen einander und der Zuſammenhaltung der erſten mit dem Briefwechſel und der Geſchichte des jungen Jeruſalem zu gewinnen, wie vielleicht bei keinem andern dichteriſchen Erzeugniſſe der Welt. Am 9. Juni 1772 fügte es ſich, daß Goethe bei einem ländlichen Ball die Tochter des Amtmanns Buff, Charlotte, kennen lernte. Sie zog gleich ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Er wuſte nicht, daß ſie nicht mehr frei war. Ihr Verlobter war Joh. Chriſtian Keſtner, damals Legationsſecretär bei der hannoverſchen Geſandtſchaft zur Kammergerichtsviſitation, genau acht Jahr älter als Goethe, ein durchaus braver aber kalter und etwas ſteif-pedantiſcher Mann. Goethe erfuhr ſehr bald das Verhältnis zwiſchen Lotte und Keſtner, vermochte aber ſeiner Empfindungen für ſie nicht Meiſter zu werden und benahm ſich; als ob kein Hindernis ſeiner Liebe beſtehe. Lotte, liebreich und heiter gegen alle Welt, ließ ihn gewähren, wie man ein liebes Kind gewähren läßt, dachte aber in reiner Unbefangenheit nicht daran, ihn zu erhören oder ihrem Worte gegen Keſtner ungetreu zu werden. Auf die Dauer konnte Goethe dieſe glücklich-unglückliche Nähe nicht mehr ertragen. Er verließ Wetzlar am 11. Sept. 1772. In Briefen und Briefchen floß ſeine Seele von Liebe zu Lotten über und dies Glück ohne Ruh war die eine Hälfte des Werther. Die andre beruhte auf einer ähnlichen Neigung, nur daß dieſe nicht den reinen, unſchuldigen Charakter jener trug. Der junge Jeruſalem aus Braunſchweig, dem in Wetzlar gleich im Anfange ſeines Aufenthalts beim Grafen Baſſenheim der Zutritt in

den großen Gesellschaften als Bürgerlichem auf eine unangenehme Art untersagt war*), lebte zurückgezogen und verschloßen. Eine Neigung zu der Frau des pfälzischen Secretärs Herdt, die nichts weniger als erwiedert wurde, hatte so unerwartete Folgen für ihn, daß seine peinliche Lage unerträglich wurde. Am 29. Oct. 1772 erschoß er sich mit einem Pistol, das er von Kestner wie zu einer vorhabenden Reise geliehen hatte. Aus diesem Jerusalem und sich schuf Goethe eine einzige Person, den Werther, einen jungen Menschen (wie er an Schönborn nach Algier schrieb), der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert. sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt. In den Werther selbst ist jedoch aus dem Thatsächlichen noch ein anderes Hauptmotiv übergegangen, gekränktes Ehrgefühl, das wie bei dem wirklichen Jerusalem so bei seinem Doppelbilde Werther unmittelbarer auf den Entschluß des Selbstmordes wirkt, als der überströmende Schmerz unerwiederter Liebe. Die gleichzeitige Anwendung beider Motive, wo es an der Leidenschaft allein genug gewesen, soll (bis dahin von allen Beurteilern unbeachtet) später Napoleon in dem Gespräche mit Goethe als Mangel der künstlerischen Behandlung getadelt und Goethe den Tadel als treffend anerkannt haben. Es wäre müßig darüber zu rechten, da Goethe nicht eine einzelne Leidenschaft künstlerisch behandeln, sondern innere Erfahrungen gestalten wollte und dabei die gegebenen Thatsachen weder ganz verwischen, noch unverändert wiedergeben konnte. Wenn dem Werther als Kunstwerk ein Fehler vorzurücken war, so

*) Goué, der im Masuren Jerusalem unter diesem Namen mit Goethes Worten aus dem Werther ausstattet, macht dafür den adelsstolzen Grafen zum krimischen Gesandten und läßt ihn an einem gewissen Ort zur Thür hinauswerfen. — Kestner ist im Masuren der Referendarius.

muſte es ein Fehler des Künſtlers ſein, und vielleicht iſt das Ineinanderſchlingen zweier ganz verſchiedener Neigungen und deshalb zweier ganz verſchiedener Reihen von Begebenheiten ein ſtilles Geſtändnis des Künſtlers, daß er der einfachen Hälfte bis zur geſchloßnen Durchbildung und Abrundung nicht Meiſter werden konnte. Einen andern Mangel des Kunſtwerkes nahm Goethe ſelbſt wahr und half ihm bei gereifterer Einſicht ab. Im erſten Werther war die unglückliche Leidenſchaft ohne Contraſt ihres zerſtörenden Ausbruches hingeſtellt. Bei der neuen Durchſicht der Schriften wurde die Epiſode vom Bauerknecht eingefügt, der den Nebenbuhler und die Geliebte erſchlägt, „die nun keiner haben wird und die nun keinen haben wird.“ Dieſen nachgetragenen Gegenſatz hatte niemand vermiſſt und ſpäter haben ihn, wie es ſcheint, wenige bemerkt. Die Leiden des jungen Werthers fielen zündend in die Gemüter der Jugend. Die lange Reihe von Wertherſchriften und die noch längere Reihe von Beſprechungen in Zeitſchriften und Abſchnitten vergeßner Bücher legen Zeugnis ab; die ganze Empfindſamkeitsliteratur zahlloſer Romane gieng aus dem Werther hervor. Nach beinahe ſechzig Jahren ſcheuten ernſthafte Geſchäftsmänner das unbefangene Geſtändnis nicht, daß ſie ſich wochenlang in Thränen gebadet, in der Zerknirſchung des Herzens, im demütigenden Bewuſtſein, daß ſie nicht ſo dächten, nicht ſo ſein könnten wie dieſer da. Ein Kunſtwerk, und wäre es das vollendeteſte, das ſich in dieſer Richtung denken läßt, iſt unvermögend eine ſolche allgemeine Stimmung zu erzeugen; mächtig und unbezwinglich wirkt es, wenn die Stimmung der Zeit darin zum erſchöpfenden Ausdruck gelangt, daß jeder ſein eignes Selbſt darin wiederfindet und die Form, in der es ihm wiedergegeben wird, als die eigne zu empfangen meint. Eine für uns befremdende Heftigkeit der Empfindung bei unwichtigen Anläßen begegnet in den Briefſchaften der erſten ſiebenziger Jahre ſo häufig, daß man ſich beſinnen muß, ob man

einem Romane oder Erlebniſſen gegenüberſteht.*) — Goethe hatte ſich eine von Keſtner am 2. Nov. verfaßte Geſchichtserzählung über den Selbſtmord Jeruſalems, von der er, als er im Nov. mit Schloſſer von Friedberg aus auf kurze Zeit wieder in Wetzlar vorſprach, gehört hatte, unterm 21. November erbeten und lieferte dieſelbe am 20. Januar 1773 zurück. An die Ausarbeitung der Leiden des jungen Werther gieng er erſt im Frühjahr 1774. Die erſten dunkeln Andeutungen darüber ſind in dem keſtner'ſchen Briefwechſel vom März, 11. Mai und 16. Juni; das erſte Exemplar ſandte er am 24. Sept. 1774. Keſtner und Lotte, die am Palmſonntage 1773 Hochzeit gemacht, fühlten ſich durch die Vermiſchung ihrer Verhältniſſe mit der ganz fremden Geſchichte Jeruſalems, aus der nun das Gerede der Leute Nachteiliges auf ſie zurücktrug, gekränkt und verſtimmt. Goethe ſöhnte ſie jedoch wieder aus, und ſetzte mit Keſtner bis zu deſſen Tode, im Jahre 1800 den Briefwechſel, wenn auch ſparſam, fort. Lotte ſah er 1816 in Weimar wieder, als die jugendliche Liebesfülle bis zur äußerſten Kälte gewichen war.

Nach ſeinem Abgange von Wetzlar hatte er ſich in Gießen aufgehalten, wo er mit Merck eine Zuſammenkunft bei Sophie la Roche in Thal-Ehrenbreitſtein verabredete. Schon ehe er nach Wetzlar gegangen, hatte er (am 14. Febr. 1772) eine wolwollende Beurteilung ihres Romans, Geſchichte des Fräuleins von Stern-

*) Nur ein Beiſpiel aus vielen. Der hanoverſche Leibarzt Zimmermann hatte ſich 1771 in Berlin von einem Bruchſchaden operieren laßen. Nach ſeiner Rückkehr meldet er am 16. Dec. 1771: „Mit tauſend Freudenthränen ward ich in Hannover von meinem Sohne und meinen Freunden und Freundinnen empfangen; die einen waren vor Freuden ganz ſprachlos, andere wurden ohnmächtig, andere verfielen vollends in Convulſionen." (J. G. Zimmermanns Briefe an einige ſeiner Freunde in der Schweiz. Aarau 1830. S. 155.) Derſelbe Zimmermann war von dem erſten Teile des Buches, das ihm tauſend und aber tauſendmal Empfundenes ausſprach, ſo ergriffen, daß er einer Erholung von vierzehn Tagen bedurfte, bevor er ſich an den zweiten Teil wagte. — An den Göttinger Dichterbund und die Gefühlsſchwärmerei der gleimſchen Freunde darf nur erinnert werden.

heim in den Frankf. gel. Anzeigen veröffentlicht. Im heitern Hause mit den lieblichen Aussichten, im Verkehr mit der schönen Tochter der la Roche, Maximiliane, die im Werther als Fräulein B. erscheint, wurde ihm wol. Nur trieb Leuchsenring dort gleichzeitig sein Wesen mit dem Vortrage seiner Correspondenz, einer jener Leute, die damals auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Leuchsenring, über den Merck ihm aufklärende Winke gab, war ein zarter und weicher dieser Zunftgenoßen; Goethe stellte ihn im Pater Brey dar (der Würzkrämer ist Merck, Balandrino Herder und Leonore dessen Braut), einen andern tüchtigern und derbern (Basedow) in dem Fastnachtspiele Satyros oder der vergötterte Waldteufel (1774). Mit Merck fuhr der junge Dichter rheinaufwärts, in der langsamen Jacht ruhig zeichnend, an Rheinfels, St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld und Biberich vorüber, mit Muße der unendlich mannigfaltigen Gegenstände genießend, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowol an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen.

In Frankfurt übte er sich auf den dringenden Wunsch des Vaters und, was wol nötig war, unter dessen steter Aufsicht und Teilnahme in Advocatenarbeiten ein. Wie wenig aber sein Geist bei diesen Dingen verweilen mochte, läßt sich leicht ermeßen, wenn man die Reiseausflüge und die nicht geringe Zahl zu Ende geführter und begonnener Werke und Werkchen, die ihn zersplitterten und deshalb nur um so mehr Aufwand von Zeit erforderten, in Anschlag bringt. Die von Merck, Wenck, Höpfner und Andern geleiteten Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 enthalten eine Reihe Recensionen von ihm über die verschiedenartigsten Bücher, wie Sulzers Theorie der schönen Künste, Unzers und Mauvillons Briefe über den Wert einiger Dichter (Gellert),

Woods Verſuch über Homer und Seybolds Schreiben über denſelben Dichter; dazwiſchen über das Syſtem der Natur und Hollands Anmerkungen darüber; Lavaters Ausſichten in die Ewigkeit, Struenſees Bekehrungsgeſchichte, Bahrdts Eden oder Betrachtungen über die im Paradies vorgefallnen Begebenheiten, Moſers kleine Staatsſchriften, über Sonnenfels' Liebe des Vaterlands und Hauſens Leben und Charakter Klotzens; über Wielands goldnen Spiegel und Blums Gedichte, über Kretſchmanns Jägerin, Zachariäs neue Mährlein, über Sineds Bardenlieder und allerlei Romane und Theaterſtücke von Schummel, aus Wien u. ſ. w. Im Ganzen ziehen ſich dieſe 36 Recenſionen durch die Nummern vom 11. Febr. 1772 bis zum 21. April 1775. Kleine Beiträge zum Göttinger Muſenalmanach, mit dem er durch Gotter in Verbindung gekommen war, Anteil an Lenzens Ueberſetzung des Plautus und dergleichen mag nur in Erinnerung gebracht werden. Aus der Straßburger Zeit ſchreibt ſich noch die kleine Schrift von deutſcher Baukunſt her, die im Spätjahr 1772 erſchien; ihr folgte das Sendſchreiben über Zwo wichtige bisher unerörterte Bibliſche Fragen, von denen die eine unterſucht, was auf den Tafeln des alten Bundes geſtanden, und die andre ſich mit dem Mit-Zungen-reden des Pfingſtfeſtes beſchäftigt, beide dunkel und im Nebel von Redensarten verhüllend, daß Goethe für dieſe Unterſuchungen (zu ſeinem Glück) nicht aufgelegt war. Beſtimmter und faßlicher iſt ſein Brief des Paſtors über Toleranz, doch legt auch dieſer durch die ſpringende Behandlung Zeugniß ab, daß Goethe für das Gebiet der theologiſch-kirchlichen Erörterung ſich nicht geſammelt fühlte. Mit entſchiedener und überlegener Feſtigkeit kehrte er ſich aber gegen die ſeichte Verflachung der Bibel, die der berufene Bahrdt damals handwerksmäßig betrieb. Der kleine Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes iſt nur ein Glied aus einer Kette von Satiren, mit denen Goethe die Leute, die ihn

verdroßen, damals ärgerte, ſo daß mit Beziehung auf ſeinen Vornamen Wolf er wie ein garſtig Thier genannt wurde, das an den Leuten aufſpringe und ſie niederreiße. Er meinte es aber nicht ſo bös; nur hatte er für die geſpreizte Lächerlichkeit keine Verehrung und war munter genug, um das Komiſche komiſch zu finden. Wielands Alceſte hatte in Weimar der Muſik wegen mehr Glück gemacht, als der franzöſierte Text der Oper jemals hätte machen ſollen. Der glückliche Verfaßer wuſte im Merkur ſeinem Entzücken kein Ende; andre und er ſelbſt prieſen das ſchwächliche und ſich ſelbſt parodierende Zwitterwerk als Beginn einer neuen Kunſt. Goethe ließ im Frühjahr 1774 ſeine Götter Helden und Wieland ausgehn, „ein ſchändlich Ding, worin er ihn auf eine garſtige Weiſe über die Mattherzigkeit in Darſtellung der markigen Fabelwelt turlupinierte"; ein „Schand- und Frevelſtück", Wieland in der Nachtmütze und Hercules den Mund voll Zoten; die Schlaffheit weibiſcher Modepoeſie durch überbotene Geniewildheit überboten. Wieland gieng über die Farçe ſäuberlich und gütlich zu Gericht, erſah ſich aber im „teutſchen Merkur" (1774, 2,322 f.) eine andere Gelegenheit in der Nähe, um über den pietätloſen Unfug der genialen Jugend, über das garſtige Thier und mit ähnlichen deutlichen Strafreden dem Herzen Luft zu machen. — Auch Nicolai gieng nicht leer aus. Für ſeine Freuden des jungen Werther, in denen Werthers Piſtol mit Hühnerblut geladen iſt und der Selbſtmörder mit dem Leben davon kommt, auch ein ehrſam-vergnügtes Eheleben führt, rächte ſich Goethe durch ein Epigramm Nicolai auf Werthers Grabe, das von Hand zu Hand gieng, und Nicolai's Groll ſchürte. Eine Generalmuſterung ſeiner Beurteiler und Gegenfüßler nahm er in ſeinem Frankfurter Zirkel wol nur mündlich vor, ſicherlich aber in ſo feſten Formen, daß, als Wagner den Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten (1775) zu einer für Goethe ſehr ungelegenen Stunde drucken

ließ, wenige Worte darin ſtehen mochten, die nicht genau ſo aus des Doctors Munde gekommen wären. Obwol er in einem gedruckten Flugblatte die Urheberſchaft ablehnte und durch Andre Wagner als Verfaßer bezeichnen ließ, glaubten doch gerade ſeine vertrauteſten Freunde, wie namentlich Merck, ſeinen Verſicherungen nicht. — Pater Brey und Satyros ſind ſchon genannt; das Schönbartſpiel Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern (1774), das ſich allgemeiner hält, fällt auch in dieſe Zeit, und von kleinen ernſthaften Sachen Künſtlers Erdenwallen und Hans Sachſens poetiſche Sendung (aus Misverſtändnis in den Sommer 1776 geſetzt), der ſchönſte Dank für den Genuß, den ihm das Studium des heitern Greiſes gewährte. Er hatte ihn aufgeſucht, um für ſeine Lebensſchöpfung, deren Anfänge in das Jahr 1774 fallen, für Fauſt den treffenden Ton zu finden. Er ſelbſt gedenkt im Sommer 1774 einiger Pläne zu großen Dramen, die er erfunden, das heißt das intereſſante Detail dazu in der Natur gefunden und in ſeinem Herzen. Auf keinen ſeiner Entwürfe paſſt dieſe Aeußerung genauer als auf Fauſt, mit dem er ſich jedoch noch lange Jahre trug, bevor er zum Entſchluß kommen konnte, die erſte Faßung als Fragment (1790) darzubieten. Im Jahr zuvor hatte er Mahomet begonnen, den Propheten, der an ſeine Sendung glaubt. Eine Scene daraus, ein Wechſelgeſang zwiſchen Ali und Fatema, wurde durch den Göttinger Muſenalmanach im Herbſte 1773 bekannt und ſpäter entſtellt und unverſtändlich in die Gedichte als Mahomets Geſang aufgenommen. Ein andrer Entwurf in der epiſch-dramatiſchen Weiſe des Götz, der, wie der Mahomet gewöhnlich zu ſpät, ſo um einige Jahre zu früh angeſetzt wird, Julius Cäſar, gehört dem Jahre 1773. Was wirklich zu Stande kam, meiſtens durch geſellſchaftliche Veranlaßungen hervorgerufen, war wie ein Ausruhen von der Arbeit. Eine ſolche Erholung war Clavigo. Beaumarchais Mémoire, das damals Aufſehn erregte, wurde in

dem Zirkel der Freunde und Freundinnen zu Frankfurt gelesen und regte bei Anna Sibylla Münch, die Goethen in den Scherzspielen der Gesellschaft zum Manne bekommen hatte, zu dem Wunsche an, die Geschichte von ihm dramatisch behandelt zu lesen. Im Uebermut verhieß er, binnen acht Tagen damit zu dienen, und, wenn ihn späte Rückerinnerung nicht, wie oft, teuschte, hat er seine Verheißung wahr gemacht. Am 1. Juni 1774 schrieb er über das fertige Stück an Schönborn und nannte das Trauerspiel moderne Anekdote dramatisiert, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit, der Held ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch seien Scenen darin, die er im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur habe andeuten können. Die Halbheit, die hier in der Person des Clavigo eindringender und vielseitiger ins Licht gesetzt wird, war ein nachwirkender Moment einer noch nicht ganz überwundenen Epoche, während die Charakteristik des Carlos, der seinen Freund von der Kleinbürgerlichkeit losreißen will, um ihn für die Laufbahn in der großen Welt zu befähigen, einen Blick in die vorwärtstreibende Gedankenwelt des Dichters gewährt, dessen Existenz eine in wechselnden Genüßen zersplitterte, aber keineswegs befriedigende war. Er muste und wollte aus diesen kleinen nur Ausblicke, keine Auswege bietenden Verhältnißen und aus dem Druck, der ihn mit väterlicher Autorität darin niederhalten und erst recht anfäßig machen wollte, sich befreien, wie er sich aus so vielen Verhältnißen befreit hatte, deren Anlage auf eine befangene bürgerlich geschäftige Thätigkeit abzuzielen schien. Er war noch jung, aber doch schon fünfundzwanzig Jahre alt, und noch wies sich nach keiner Seite hin eine den Wünschen des Vaters genügende und das eigne Begehren befriedigende Stellung. Daß er für Frankfurter Handelshäuser juristische Geschäfte versah, muste ihn anwidern; er konnte es voll

Ungeduld nicht dabei aushalten. Sobald ein hervorragender Mann des Tages, die im Elternhauſe des Dichters häufig einkehrten und von der glücklichen Mutter gern aufgenommen, von dem geſchmeichelten Vater nicht ungern geduldet wurden, da er den „ſingulären Menſchen“ trotz aller ſcheinbaren Pedanterie doch mit wahrhaft väterlichem Wolwollen gewähren ließ, durch Frankfurt kam und dem Doctor durch anregende Geſpräche aus ſeiner Welt den Geſchmack an den Acten verleidete und die verführeriſchen Vorſtellungen einer Fahrt ins ſchöne Land aufſteigen ließ; ſo erlag der Doctor der Verführung mit Freuden, ließ Bücher und Studien hinter ſich, empfal die Acten, ſo gut es ſich ſchicken wollte, der Sorge des Vaters und der Freunde, um ſich in der freien Gotteswelt und im raſch wechſelnden Verkehr mit Männern, Frauen, Mädchen und Kindern zu entſchädigen. Der Sommer 1774 gibt davon ein lebhaftes Bild. Schon Anfang Juni hatte Lavater ſeinen Beſuch angekündigt Gegen Ende des Monats kam er und blieb fünf Tage. Goethe begleitete ihn nach Ems ins Bad, kehrte aber bald zurück, weil ſeine kleinen Geſchäfte gerade auf der Bahn waren, ſo daß er ſie kaum verlaßen durfte. Aber kaum war der erſte Beſuch fort, als der andre kam, Baſedow, der am 12. Juli anlangte und am 15. gleichfalls nach Ems reiste. Goethe konnte der Neigung nicht widerſtehn, den Verkehr mit Lavater wiederaufzunehmen. Er begleitete Baſedow nach Ems. Im Gefolge dieſer beiden, jede in ihrer Art die Aufmerkſamkeit herausfordernden Erſcheinungen, die beide gemachte Naturmenſchen und beide doch wie Gegenſätze verſchieden waren, wurde Goethe wie der Dunſtſchweif großer Wandelſterne behandelt. Er ſonderte ſich deshalb gern von der gaffenden und bewundernden Menge aus, tanzte mit den Mädchen oder erzählte den Kindern Geſchichten. Nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und dem Wohnorte Lottens fragte ihn niemand, aus dem ſehr triſtigen Grunde, weil noch niemand etwas von dem Buche

wuſte, das erſt im October ans Licht trat. Auch dauerte der Aufenthalt in Ems nicht lange, da die ganze Geſellſchaft die Lahn hinunterfuhr und ſchon am 18. Juli in Coblenz eintraf. Dort war der Schauplatz des Gedichtes Diner zu Coblenz, wo Lavater die Geheimniſſe der Apokalypſe einem Pfarrer erklärt, Baſedow die Ueberflüßigkeit der Taufe einem Tanzmeiſter demonſtriert, während Goethe, das Weltkind zwiſchen den Propheten, ſich an Fiſch und Geflügel gütlich that. — Am 21. Juli war Goethe in Düſſeldorf, um Jacobi aufzuſuchen. Er fand die Brüder nicht daheim und ſetzte die Reiſe nach Elberfeld fort. Dort traf er Jung Stilling wieder und dort machte er auch F. H. Jacobi's Bekanntſchaft zuerſt. Es hatten ſich früher kleine Neckereien zwiſchen Ober- und Unterrhein laut gemacht; Goethe ſpöttelte über den tändelnden J. G. Jacobi öffentlich und im Freundeszirkel. Eine Verwandte des jacobiſchen Hauſes, Johanne Fahlmer, die von Düſſeldorf nach Frankfurt gezogen und mit Goethes Schweſter Cornelia befreundet war, hatte fühlen laßen, daß man Schonung üben müße, da man derſelben auch wol bedürfe. Eine mildere Stimmung gewann Raum und als Goethe vollends an Lavater die Erfahrung gemacht, daß bei perſönlicher Bekanntſchaft alles ganz anders werde, als man ſichs gedacht, und daß man über niemand reden ſolle, den man nicht ſelbſt geſehen, war er, überdies der jüngere, geneigt, den Schritt des Entgegenkommens zu thun. Jacobi gieng mit ihm nach Düſſeldorf (Pempelfort) zurück. Die Erſcheinung wirkte magiſch auf den ganzen Kreiß. Jacobi empfand je mehr ers überdachte je lebhafter die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht geſehen noch gehört habe, etwas Begreifliches über dies außerordentliche Geſchöpf Gottes zu ſchreiben; man brauche nur eine Stunde bei ihm zu ſein, um es im höchſten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln ſolle, als er wirklich denke und handle. Jede Veränderung zum Schönern und

Beßern in ihm sei nur möglich, wie die Blume sich entfalte, wie die Saat reife, wie der Baum in die Höhe wachse und sich kröne. Heinse, der damals in Jacobis Hause lebte, rühmte wochenlang nach dem ersten Anblick Goethen, den schönen Jungen von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke sei, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo. Er kenne, schrieb er an Gleim bei der ersten Kunde von Werther, keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eignem Genie gewesen wäre wie er; da sei kein Widerstand; er reiße alles mit sich fort und seine Götter, Helden und Wieland, ein Werk von herkulischer Stärke, wenn man's recht und Zeile für Zeile durchdenke und durchfühle und wofür Wieland immer seine Musarion geben würde, wenn er es vernichten könnte, komme in keine große Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden höre. Und als Gleim sich etwas ungläubig zeigte, warf er kurz hin, daß Goethe Götterkraft in seinem Wesen habe, wiße jedermann. Die frommen Elberfelder Freunde Jungs und Lavaters meinten, als Goethe, der es an ihrem Tisch nicht aushalten konnte und aufsprang und umhertanzte, der Mensch müße — Gott sei bei uns! — nicht recht klug sein, aber selbst Jung konnte sich vor Lachen nicht halten, wenn einer den wunderlichen Menschen mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und dieser ihn dann mit großem, hellem Blick darniederwarf. Und Wieland, der schmollende Wieland, der es übel empfand, wenn seine Freunde des Lobes von Goethe überfloßen, der lieber Goethens kaltblütiger Begucker, als sein schwärmerischer Liebhaber sein wollte, der seinem enthusiastischen Jacobi ein sapere! sapere! zurief, hatte ihn kaum gesehen, als er seiner Mahnung vergeßend in die Welt jubelte: „Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß!

Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne!" Der trocken-ehrliche Kestner zeichnet nach der ersten Bekanntschaft eine Reihe von Charakterzügen wie ein Verhör über ihn auf, unterbricht sich aber mit dem Seufzer: ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen; er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch. — Dem eignen Vater bricht staunende Bewundernng über diesen singulären Menschen durch die ruhige Briefform.

F. Jacobi hatte an Goethe den Mann gefunden, dessen sein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer seiner Seele aushalten, ausdauern konnte „Mein Charakter, schreibt er an Sophie La Roche bald nachher, wird nun erst seine ächte eigentümliche Festigkeit erhalten, denn Goethens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen, verstoßenen, unüberwindliche Gewissheit gegeben. Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Die kurze Zeit des Zusammenlebens in Düsseldorf befriedigte ihn nicht; er begleitete den Rückkehrenden den Rhein hinauf und traf mit ihm am 23. Juli in Köln ein. Hier erst erschloßen sich die Herzen. Noch 38 Jahre nachher lebten ihm die herrlichen Erinnerungen unverwischt in der Seele. Er rief dem Freunde, der sein Leben schrieb, zu, nicht zu vergeßen „des Jacobi'schen Hauses, des Schloßes zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; des Saales in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebürge den Mond herauf steigen sahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze: „Es war ein Bule frech genug" und andre hersagtest. Welche Stunden! Welche Tage! Um Mitternacht suchtest du mich im Dunkeln auf. Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr laßen." Goethe selbst bedurfte erst dieser Erinnerungen, um die einzelnen Vor-

gänge wieder in sich hervorzurufen, und er schilderte dann das von Jacobi Berührte mit der Anschaulichkeit des frischen Eindrucks, nur in verschobner Zeitfolge. Ueber Ems, wo er wieder mit Basedow zusammentraf, kehrte er nach Frankfurt zurück; wir finden ihn in der ersten Hälfte Augusts dort wieder, und einige ruhige Tage mögen zwischen den juristischen und poetischen Arbeiten geteilt gewesen sein. Werther wurde zum Druck gegeben. Ein Lustspiel mit Gesängen Erwin und Elmire, das nach der Bekanntschaft mit den Jacobis, für des älteren Iris mitgeteilt wurde, war schon im Spätherbst 1773 beendet; es war, wie er an Kestner schrieb, ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl auf den Horizont der Acteurs und der Bühne gearbeitet und doch sagten die Leute, es wären Stellen darin, die sie nicht prästieren würden. — Andre Pläne und Entwürfe wurden in dieser Zeit gemacht und teilweise begonnen. Daß Mahomet durch den Verkehr mit Lavater und Basedow, die beide an sich glaubten, aber geistige, ja geistliche Mittel für irdische Zwecke in Bewegung setzten, ihm als Gegenstand eines Dramas in die Gedanken gekommen, nahm Goethe in spätern Jahren an, jedoch irrig, wie sich durch den früheren Druck des Wechselgesanges zwischen Ali und Fatema nachweisen ließ. Ob ein andrer Entwurf, den er in diese Zeiten setzt, dahin gehört, ist weder zu bestreiten noch zu bestätigen. Es war der Ewige Jude, über dessen Auffaßung er in Wahrheit und Dichtung (3, 468) eingehende Mitteilungen macht. Der Anfang, zerstreute Stellen und der Schluß waren geschrieben; aber ihm fehlte die Sammlung, fehlte die Zeit, die nötigen Studien zu machen, daß er ihm hätte den Gehalt, den er wünschte, geben können, und es blieben die wenigen Blätter um desto eher liegen, als sich eine Epoche in ihm entwickelte, die sich schon, als er den Werther schrieb und nachher dessen Wirkungen sah, notwendig anspinnen muste. Es war der Gedanke, die Titanennatur des aufstrebenden Geschlechts in der Behandlung

der Sage vom Prometheus zu gestalten. Die gewaltige Anlage des Trauerspiels läßt sich aus dem übriggebliebnen Bruchstück ahnend erkennen. Aber alle die großen Pläne, der Mahomet, der Cäsar, der Prometheus, der Ahasverus wichen dem mächtiger und näher ergreifenden Faust. Schon Lessings Fragment vom J. 1759, das er kennen muste, hatte vielleicht angeregt, schwerlich aber tief und anhaltend, da Goethe die inneren Erfahrungen erst jetzt machte, deren er bedurfte, um den Faust als Gefäß für seine Gedanken und Gefühle geeignet zu finden. Als er in der Frankfurter Frühjahrsmesse 1773 das Puppenspiel vom Doctor Faust gesehn, faßte ihn die Gewalt des Stoffes. Und nachdem er sich durch frühere Entwürfe glücklich durchgearbeitet, mit andern vergeblich zu vertragen gesucht, wurde Faust seine liebste Lebensaufgabe. Seine Erfahrungen hatten ihn immer wieder auf sich selbst zurückgewiesen und in der Geschichte Fausts, mit unbefangnem Auge in ihren einfachen Grundzügen betrachtet, fand er Raum für die künstlerische Darstellung seiner eignen Seelenzustände und Lebensfügungen. Aus dem alten Buche und Spiele blieben eine Menge kleiner Züge und wichtigerer Momente hängen, im Großen aber sagte er sich von diesem fast zufälligen Conglomerat gelehrter Schwänke los und sammelte sich für die Herausbildung des Einfachst-Menschlichen aus jenem Wust mittelalterlicher Abenteuerlichkeit. Für das, was vom Volksbuch herüber seiner Dichtung anhieng, hatte er in seinen planlosen Studien mystischer und alchemistischer Schriften reichen Farbenvorrat zur Hand; für das, was er aus der Fabel machen wollte und muste, bot das wechselvoll geführte und doch einfache Leben den natürlichen Inhalt. Sein Faust erfaßte den geistig bewegten Menschen, der alles Wißen versucht hat und, von allem unausgefüllt und unbefriedigt, aus der Welt der Bücher und des Forschens in die Welt des Genießens und des Handelns vorschreitet, ohne darin unterzugehn. Mit dem ersten (1790 erschienenen) Fragmente, das, wie es vor

Digitized by Google

die Augen der Welt trat, faſt ebenſo ſchon in den letzten Zeiten des Frankfurter Lebens vollendet zu ſein ſcheint, war der weſentliche Gedanke des Fauſt vollſtändig dargelegt; die ſpäteren Erweiterungen, die weitere Ausdeutungen geben und näher zu der Höhe des Standpunktes hinanführen, von der der Verlauf des fauſtiſchen Geſchicks überſchaut werden kann, ſind aus der feſten Hand und dem einheitlichen Sinn des Meiſters lohnende Gaben; die weitere Arbeit, ſo lange ſie ſich im Leben bewegt, konnte wol wechſelnde Vorſtellungen erwecken und den Gedanken in neuen Wendungen zeigen; ein neuer Gedanke ſelbſt wurde nicht aufgenommen. Goethe hat mit der unnachahmlichſten Kunſt wie die Natur ſelbſt einfachſte Menſchenverhältniße dargeſtellt, die, ſo lange die Sprache keine neue Wandlung erleidet, ihrer Einfachheit wegen immer friſch und aufs neue ergreifend bleiben werden. In den Lebensſchickſalen erkennt jeder geiſtig bewegte Menſch einen Teil der eignen wieder, und das bewegte Bild im engen Rahmen einer kleinen, anſcheinend dürftigen Begebenheit iſt das Abbild des Lebens ſelbſt geworden, weil es ſich auf Grundlinien bewegt, auf welche Zeit und wechſelnde Lebens- und Geſellſchaftsformen ohne weſentlichen Einfluß geblieben ſind. Was von Spuk und Zauber haftet, iſt der Auflöſung in menſchliche Formen nicht bedürftig gehalten; es verdankt ſein Daſein keiner künſtleriſchen Notwendigkeit, hin und wieder der Bequemlichkeit, Weitläuftigkeiten zu vermeiden. Künſtleriſch notwendig war die Zerlegung der Doppelnatur Fauſts in zwei Geſtalten, um den innern Zwieſpalt, der in dem einleitenden Monolog bis an die äußerſten Grenzen des dramatiſch Möglichen geführt iſt, zum dramatiſchen Ausdruck zu bringen. Dem raſtlos vorwärts ſtrebenden, dem eigentlichen geiſtigen Lebenstrieb, der in Fauſt ſich zeigt, iſt der dramatiſche Träger der momentanen Lebensthätigkeit zur Seite geſtellt. Während Fauſt durch das ganze Stück geht, verſchwindet die pedantiſche Kehrſeite des Forſchers mit Wagner; Mephiſtopheles,

der nach ſinnlich befangenem Lebensverſtande denkt und zum Handeln treibt, wird als Kehrſeite des freien, ringenden Geiſtes gegeben. Wie Fauſt und Wagner eine Perſon waren, ſind es von nun an Fauſt und Mephiſto. — Wer den Prolog im Himmel (der erſt 1808 im achten Bande der Werke hinzukam) geleſen und bedacht hat, bedarf keines andern Fauſtcommentars.

Kaum mochte Goethe im Auguſt 1774 einmal zur ſtillen Sammlung ſeiner ſelbſt gekommen ſein, als ſich wieder Beſuche einfanden. Am 25. war Gotter auf der Durchreiſe nach Lyon bei ihm; am 27. finden wir ihn ſelbſt zwiſchen Darmſtadt und Frankfurt in Langen, wohin er Merck beſchieden hatte, den er mit nach Frankfurt nahm und einen Tag dort behielt. Am 23. Sept. jubelt er im Gewühl der Meſſe: „Meine Freunde ſind hier.“ In den erſten Tagen des October kam Klopſtock auf der Reiſe zum Markgrafen von Baden. Er hatte eben in Göttingen den Dichterbund auf die großen Abſichten geſpannt, die er mit den jungen Dichtern, Reſewiz und Schönborn vorhatte; Goethes war dabei nicht gedacht und auch in Frankfurt war, nach Klopſtocks Weiſe, ſich neuen Bekannten gegenüber eingehender literariſcher Geſpräche zu enthalten, von dieſen Dingen keine Rede. Er zeigte einen klaren, hellen Menſchenverſtand und ſehr viel Weltkunde und Weltkälte. Unter allen Beſuchen des Jahres war der für Goethes Leben wichtigſte und entſcheidende einer von Knebel. Dieſer verſah ſeit kurzem die Stelle eines Inſtructors bei dem zweiten Sohne der Herzogin Anna Amalia von Weimar, Prinz Conſtantin, und begleitete ſeinen ſechzehnjährigen Zögling und den um ein Jahr älteren Erbprinzen Karl Auguſt, der unter Führung des Grafen Görz und Oberſtallmeiſters von Stein reiste, auf der Tour nach Paris. Hauptzweck der Reiſe war die Brautwerbung des Erbprinzen um die Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt (geb. 30. Jan. 1757). Am 11. Dec. kam Knebel zu Goethe und führte dieſen, der den Wunſch äußerte, mit den

weimarischen Verhältnissen näher bekannt zu sein, zu den beiden jungen Prinzen, die ihn sehr frei und freundlich empfiengen und nach eingehenden Gesprächen einluden, sie am nächsten Tage nach Mainz zu begleiten. Knebel blieb den folgenden Tag allein in Frankfurt, „um den besten aller Menschen zu genießen," und fuhr am 13. December mit ihm nach Mainz, wo sie die Prinzen wieder antrafen. Goethe blieb bis zum 15., wo die Fürsten ihre Reise nach Karlsruhe fortsetzten, Goethe aber heimkehrte. „Der Herzog, schreibt Goethes Vater an Schönborn, hatte ihn auf der vorteilhaften Seite kennen lernen, und nachdem Er von Durlach, wo Er sich (im Octob. 1775) mit der Darmstädter Prinzessin Louise vermählt hatte, wieder zurück nach Frankfurt kam, wurde der Doctor von dem jungen herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen." Bis dahin waren noch mancherlei Freuden und Leiden durchzumachen.

Mösers patriotische Phantasien, die Goethe erst in der Sammlung der Frau von Voigt kennen lernte und für die er am 28. Dec. 1774 dankte, beschäftigten ihn in den letzten Tagen des Jahres. Bei diesen praktischen Träumen, die mit einer gewissen Engherzigkeit von kleinen bestehenden Verhältnissen weitere Schritte auf die Gebiete des Wünschenswerteren, des Notwendigen, des Möglichen und Unzuläßigen thaten, wurde ihm ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalteten sich in seiner Seele. Die Bekanntschaft mit den weimarschen Prinzen mochte ihm Ausblicke in eine zusagende praktische Thätigkeit eröffnet haben; gleichzeitig richtete er sein Augenmerk, da sich in Darmstadt nichts zu bieten schien, nach Karlsruhe, wo Klopstock wolwollend, wenn auch nach den Satzungen der Hofetikette, aufgenommen war, und wo Strebsamkeit zu herrschen schien. Jedenfalls dachte Goethe daran, in der Welt festeren Fuß zu faßen. Dazu beitragen mochte ein im Winter beginnendes Verhältnis zu Anna Elisabeth Schönemann (geb. 23. Juni 1758), der Tochter

aus einem Frankfurter reichen Bankierhause, die als Lili in Goethes Liedern und Erinnerungen verewigt ist. Dies Verhältnis unterschied sich von allen früheren dadurch, daß es dabei auf eine Heirat fest und bestimmt abgesehen war. Die Eltern von beiden Seiten waren einer Verbindung wenig geneigt; Lilis Mutter gefiel der Sohn des Rats nicht sonderlich als Schwiegersohn, wozu ein vornehmerer mehr nach Wunsch gewesen wäre: dem Rat, der Familie und den Freunden behagte es auch wenig den Dichter mit einer flatternden Weltdame verbunden zu sehen; Goethe selbst war häufig schwankend, bald feurig, bald kühl; Lili hatte nur eine Eroberung mehr gemacht, zeigte sich wandelbar und launisch — dennoch wurde von beiden Familien halb widerwillig nachgegeben und die Heirat stand im Reiche der Möglichkeit. Allein es wurde trotzdem nichts daraus; Zerstreuungen und Reisen kamen dazwischen, und als Goethe im Juli des folgenden Jahres Nachts einen Brief bekam und dumpfsinnig las, daß Lili Braut (eines Herrn v. Türkheim) sei, kehrte er sich um, schlief fort und pries das Schicksal, daß es so mit ihm verfahre! In späten Jahren sagte er freilich im Gespräch mit Eckermann, Lili sei die Erste und im Grunde auch die Letzte gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt. Er hatte wenigstens nur in Bezug auf sie die Entschloßenheit, eine eheliche Verbindung einzugehn; die Wärme und Wahrheit des Gefühls mochte ihm deshalb und des Widerstandes wegen, der ihm zu überwinden gewesen, als einzig erscheinen. *)

Die Liebeszeit war mit mancherlei Zerstreuungen durchflochten. Im Januar hatte sich Jung aus Elberfeld in Frankfurt eingefunden, um dort eine Augenoperation zu vollbringen, die leider verunglückte, so daß er in seinen Erwartungen getäuscht,

*) Zu den mannigfachen Selbsttäuschungen Goethes über sein Verhältniß zu Lili muß auch das angebliche Scherzspiel „Sie kommt nicht" gehören. Am 23. Juni 1775, den er in Offenbach verbracht haben will, war er in der Schweiz.

in eine Stimmung verfiel, die ſeine Anweſenheit für Goethe weder erfreulich noch förderlich machte. Ihm folgte noch im Januar Fr. Jacobi, der bis Mitte Februar blieb. Ende März kam Klopſtock auf der Rückreiſe von Baden nach Hamburg durch Frankfurt (am 3. Apr. durch Göttingen) und ſah Goethe wieder. Damals hatte dieſer Claudine von Villa bella (von der er am 5. Juni ſchon Abſchriften verlieh) der Beendigung nahe gebracht und wahrſcheinlich vollendet, als die Grafen Stolberg in den letzten Tagen des Mais mit Haugwitz auf der Reiſe in die Schweiz nach Frankfurt kamen und am Tiſch der Frau Aja, ſo nannten ſie Goethes Mutter, gaſtlich aufgenommen und als glühende Tyrannenhaßer mit Tyrannenblut vollauf bewirtet wurden. Mit ihnen trat Goethe eine Reiſe in die Schweiz an, ſah in Karlsruhe Knebel und die weimarſchen Prinzen wieder, war am 5. Juni auf dem Wege nach Schaffhauſen, am 19. in Altdorf, beſtieg am 20. den St. Gotthard, am 2. Juli bei Lavater und kehrte vor dem 25. Juli nach Frankfurt zurück. Der hannoverſche Leibarzt Zimmermann, der am 4. 5 Juli auf der Reiſe in die Schweiz in Frankfurt geweſen, kam, nachdem Sulzer flüchtig eingeſprochen, gegen Ende September als Gaſt in Goethes Haus und verweilte mehre Tage, die glücklichſten ſeines Lebens. Er hatte ſeine zärtlich geliebte Tochter,*) die ſeit zwei Jahren in Lauſanne geweſen, von dort zurückgeholt und Goethe ſchon in Straßburg Mitte Juli getroffen, wo er ihm eine Silhouette der Frau von Stein zeigte, unter die Goethe die Worte ſchrieb: „Es wäre ein herrliches Schauſpiel zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt.

*) Goethes Erzählung in Wahrheit und Dichtung 3, 515 iſt durchaus unwahr und voll der auffallendſten Angaben. Katharina Zimmermann kann die leidenſchaftliche Scene nicht aufgeführt haben, da alles, was ihr in den Mund gelegt iſt, den Thatſachen widerſpricht. Ihr Bruder zeigte erſt im December 1777 Spuren der Geiſteszerrüttung; ſie ſelbſt, die in Lauſanne ihre erſte und letzte Liebe verließ, ſtarb an der Schwindſucht 10. Sept. 1781.

Sie ſieht die Welt wie ſie iſt, und doch durchs Medium der Liebe. So iſt auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.“ Zimmermann, der von der Einladung Goethes nach Weimar unterrichtet war, teilte der Frau von Stein dieſe Worte am 22. Oct. 1775 (nicht 1774) mit und fügte am 29. Dec., nachdem Goethe bereits in Weimar Gefallen erweckt hatte, hinzu, wenn Frau von Stein dieſen außerordentlichen Menſchen, der durch ſeine unendliche Leutſeligkeit alle Herzen gewinne und ebenſo gut als genial ſei, Vater und Mutter gegenüber, als den beſten und liebenswürdigſten Sohn geſehn hätte, es würde ihr ſchwer geworden ſein, um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu ſehen. Ein ſo weiſer, einſichtiger und aufgeklärter Fürſt wie der Herzog, und Männer wie Goethe um ihn, das könne ein goldnes Zeitalter und eine Epoche der Geſchichte geben, vor der bei der Nachwelt alle ſo genannten hohen Thaten der großen Höfe und der großen Nationen in Schatten treten würden.

Ein Werk, das Goethe im letzten Jahre ſeines Frankfurter Lebens zu Ende führte, war Stella, ein Schauſpiel für Liebende, die unbegreiflichſte ſeiner mannigfachen Unbegreiflichkeiten. Merck verſichert, Stella ſei wie Clavigo nur als Nebenſtunde zu betrachten und für ihn nichts als Anlage von Situationen und gelungenen Situationen, wenigſtens auf den Theater-Brettern, wo man durch den Schimmer des Detail nicht Zeit habe, wahrzunehmen, daß das Grün des Hains Waßerfarbe und das Sonnenlicht Talg ſei. Die am Schluß angebrachte Inſertion der gleichiſchen Hiſtorie ſei einer von ſeinen größten Marktſchreierſtreichen, womit er den Klugen einen Wink gebe, was er von der ganzen Freskoarbeit menſchlicher Geſchichte, die man Drama nenne, eigentlich ſelbſt halte. Goethe ſelbſt legte ganz andern Wert auf das Stück. Gegen Fr. Jacobi, der ihn wegen der Stella zweifelmütig angeſehn, äußert er in unverkennbar tiefer

Erregtheit: „Gib mir Stella zurück. Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe! Und das muß ich dir all so ruhig schreiben, um deines Unglaubens willen, der ich lieber mein Herz ergösse.“ Es müßen ihm bei der Arbeit Verhältnisse im Sinn gelegen haben, die jetzt nicht mehr aufgehellt werden können. Wie Stella der Zeit und der Gegenwart erscheint, ist sie das verzerrte Gegenbild zum Werther, wo zwei Liebende um ein Mädchen ringen und der schwächere sich selbst vernichtet, während hier ein Mann die tugendhafte Gattin verläßt, einer Andern nachläuft und diese mit Bewilligung der rechtmäßigen als zweite Frau annimmt; ein Schauspiel, dessen Conflicte nicht gelöst, sondern durch die sittlich unmögliche Zuhülfenahme einer Bigamie nur abgeschnitten werden. Daß aber dies Stück mehr als bloßes Spiel der Einbildungskraft eines Einzelnen war, lernt man aus dem lenzischen Lustspiel „Die Freunde machen den Philosophen“, das gleichzeitig erschien und mit der Bigamie eines Weibes schließt.

Die Einladung nach Weimar war von dem herzoglichen Paare im Oct. 1775 wiederholt worden. Goethe sollte mit dem Kammerjunker v. Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben war, die Reise machen. Kalb kam nicht. Goethe, der eben den Egmont begonnen, wurde unruhig, Goethes Vater, wie er ohnehin der ganzen Fahrt nicht geneigt gewesen sein soll, unzufrieden; er nahm dem Sohne das Versprechen ab, daß, wenn an einem bestimmten Tage eine weitere Nachricht nicht eingegangen sei, er eine Reise nach Italien antreten solle, die der Vater, weil er selbst dort gewesen, für sehr ersprießlich hielt und schon immer anempfolen hatte. Der Tag vergieng ohne weitere Nachricht. Goethe konnte nicht länger widerstehen und schlug am Montag (30. Oct.) den Weg nach Süden ein, war Abends in Weinheim und kam bis Heidelberg. Hier holte ihn ein Eilbote aus Frankfurt von Kalb ein, der sich ohne seine Schuld verspätet hatte. Goethe

kehrte um und war am 7. November 1775 zum erstenmal in Weimar.

Die deutschen Höfe hatten früher wenig Interesse für deutsche Dichtung gezeigt. Alle Bildung gieng ihnen von Frankreich aus; ihre Neigung für Literatur beschränkte sich auf die Neigung für französische Schriftsteller. Am Hofe Friedrichs II., der wie seine Schwester Friederike, die nicht zum glücklichsten verheiratete Markgräfin von Baireuth, französisch schrieb, sammelten sich Franzosen, die wie Voltaire über ihn wegsahen. Dieser selbst hatte für die Herzogin Louise Dorothea von Gotha das Abregé geschrieben und die Fürstin glaubte seltsamer Weise, das deutsche Reichsverhältnis könne unter einer solchen Feder ein Interesse gewinnen. Voltaire verwünschte die Arbeit. Friedrich II., der über Gottscheds pathetische Plattheiten gelacht und an Gellerts planer Einfachheit auch kein sonderliches Gefallen gefunden, wandte sich von der deutschen Literatur, deren nähere Kenntnis er nicht der Mühe wert hielt, mit Verachtung und ungerechtfertigten Beschuldigungen ab. Die Teilnahme, welche der Held des Jahrhunderts versagte, schien eine Zeitlang sein jugendlicher Nebenbuhler, Kaiser Joseph, der Dichtung und den Dichtern widmen zu wollen. Er hatte durch Kaunitz dem Dichter der Hermannsschlacht Aussichten eröffnen laßen, die sich bald als Trugbilder erwiesen. Die Hoffnungen waren sehr herabgestimmt. Was die großen Höfe nicht leisteten, versuchten kleinere zu ersetzen. Ihre im Reichsverband wenig bedeutende Stellung wies sie auf sich selbst zurück und empfal ihnen, da die große Politik und die unterstützende Soldatenspielerei ihre Aufgabe nicht sein konnte, in den Jahren des Friedens, die auf den siebenjährigen Krieg folgten, eine Beschäftigung mit den erheiternden Künsten. Eine gewisse Neigung zum Privatstande machte sich geltend und der anregende Verkehr mit s. g. schönen Geistern brachte in die Eintönigkeit des Hoflebens eine angenehme Abwechslung. Der Herzog Karl von

Braunschweig war der erste, der sich für ausgezeichnete Schriftsteller interessierte; er stellte die Dichter der Bremer Beiträge an dem Collegium Carolinum an und war ihnen immer ein wolwollender Freund. Sein Sohn Karl Wilhelm Ferdinand nahm sich, wie sehr dieser auch unbefriedigt blieb, Lessings an und behandelte ihn als Mann von Verdienst, ohne dem Beamten der Bibliothek viel Zwang aufzuerlegen. Lessing hatte in der Emilie Galotti Verhältnisse des Braunschweiger Hofes abgespiegelt; das Gerücht bemächtigte sich der Sache; Lessing sandte die Handschrift dem Herzoge mit dem Wunsche ein, er möge die Aufführung verbieten; der Herzog war erhaben über das Geschwätz der Leute und ließ das Stück unbeanstandet darstellen. In gleicher Unbefangenheit benahm sich Emmerich Joseph, Freiherr von Breidenbach, 1763 zum Kurfürsten von Mainz gewählt; er war ein schöner Mann, in allen ritterlichen Uebungen wol erfahren, ein sichrer Jäger, trefflicher Schütz, kühner Reiter, leichter Tänzer, gewandter Fechter, ein Freund der Kinder. Er versuchte sich in kleinen Scherzgedichten und geselligen Liedern, liebte die Musik und pflegte das Mainzer Theater, dessen Besuch er seinen Geistlichen empfal; die Witze, welche die Schauspieler in den damals üblichen extemporierten Stücken nach ihm schnellten, nahm er mit beifälligem Lächeln auf. Sein Kanzler Benzel schaffte das Neueste der dramatischen Literatur herbei, Dalberg und Hoheneck sorgten für Operntexte und Compositionen und der Schauspieldirector Marchand gab unter dieser Beihülfe der Mainzer Bühne einen ungewöhnlichen Ruf. Die ganze Herrlichkeit erlosch mit dem Tode des Kurfürsten, der am 11. Juni 1774, wie man behauptete an empfangenem Gift rachsüchtiger Exjesuiten, starb. — Der Markgraf Karl Friedrich von Baden hatte Klopstock in seine Nähe zu ziehen gesucht und in dem freundschaftlich abgefaßten Einladungsschreiben unter anderm gesagt: „Freiheit ist das Edelste, was ein Mensch haben kann. Die sollen Sie bei

mir finden. Ich bin begierig den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei mir zu sehen." Das Verhältnis wurde kein dauerndes; ob die Gründe auf Seiten Klopstocks zu suchen waren, oder was wahrscheinlicher, des Hofes, bleibt beim Mangel genauerer Mitteilungen aus jener Zeit ungewis. Goethe empfand 1779 dort Langeweile und vermisste Herzlichkeit; der Markgraf war gefällig und unterhaltend, der Erbprinz in seine Augenbrauen retranchirt, aber gutwillig. In Stuttgart lebte der Herzog Karl und sein Verhältnis zur Literatur liegt in der Geschichte Schubarts und Schillers vor Augen. Der Kurfürst von der Pfalz Karl Theodor hatte vor seiner Uebersiedlung nach München in Mannheim das Theater gepflegt, mehr der Künstler wegen als um der Sache willen; ohne Heribert von Dalberg würde das Theater zu Grunde gegangen sein; selbst die bildende Kunst wurde nur nebenher geschätzt und erst in Rom wurde Müller, nicht als Dichter, sondern als Maler weiter bedacht. — In Hessen-Darmstadt war das Interesse für Klopstock schon lebhaft thätig gewesen, als das für den jüngeren Nachwuchs sich kund gab. Die Landgräfin Karoline, eine geborne Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken, hatte die zerstreuten Oden Klopstocks gesammelt und 1771 in wenigen Exemplaren drucken laßen; sie zog mehre Gelehrte in ihre Nähe, von denen freilich keiner eine weitere Bedeutung und nicht einmal mittelbar die Wirkung gewann, die Merck auf die Literatur erlangte. Kaum war sie (1774) gestorben, als Darmstadt verödet erschien. Ihre Tochter Louise, das jüngste von acht Kindern, scheint, wenn auch ernst und verschloßen, etwas von der Regsamkeit und Teilnahme der Mutter geerbt zu haben. Sie war es, die der eben (am 3. Sept. 1775) mündig gewordne Herzog von Weimar (3. Oct. 1775) heiratete. Mit dem jungen Paare fast gleichzeitig kam Goethe nach Weimar, wo schon längere Zeit die deutsche Dichtung geschätzt war und nun in der von Zimmermann prophezeiten Weise ein Zeitalter anheben sollte,

das in der deutſchen Geſchichte kaum ſeines gleichen gehabt. In Thüringen war ſchon einmal die Blüte der höfiſchen Dichtung entfaltet. Die Reformation hatte hier ihre Wiege gehabt. Noch einmal ſammelte ſich im Herzen Deutſchlands die edelſte Kraft und gab dem Zeitalter den belebenden Schlag.

In Weimar hatte die Herzogin Anna Amalia, eine Tochter des Herzogs Karl von Braunſchweig (geb. 24. Oct. 1739), die im Jahre 1756 mit Herzog Ernſt Auguſt Conſtantin verheiratet und ſchon 1758 Witwe geworden war, die Regentſchaft geführt und die Erziehung ihrer Söhne Karl Auguſt und Conſtantin durch den Grafen Görz geleitet. Der Lehrer des älteren war 1772 Wieland, der des jüngeren 1774 Knebel geworden. Durch Wieland hatte Weimar ſchon eine gewiſſe, ſelbſt durch die Oppoſition der in Klopſtocks Bewunderung erglühten Jugend noch gehobene Bedeutung erlangt. Die Gründung des deutſchen Merkurs 1773 ſteigerte die auf Weimar gerichtete Aufmerkſamkeit und mehrte auf der einen Seite die Erbitterung gegen Wieland, auf der andern den Reſpect. Die Herzogin Witwe ſtellte ſich gleich anfangs in ein freundliches Verhältnis zu Wieland, ſchätzte ſeine Arbeiten und ſeine Unterhaltung und verkehrte, ohne ſonderliche Beachtung der Etikette, mit ihm und andern Jüngern der Kunſt. Sie pflegte das Theater, das von der Seylerſchen Truppe bevölkert und von Einſiedel, Muſäus, Wieland, Brandes, Gotter aus Gotha u. a. mit neuen Stücken, namentlich Opern und Operetten verſehen wurde. Im Jahre 1774 zerſtörte ein Brand, den Muſäus lebendig beſchrieben hat, das Schloß (und darin das Theater), die Schauſpieler giengen nach Gotha; das geräuſchvollere Vergnügen wurde beſchränkt, Unterhaltung und Muſik, in der Amalie ſelbſt glückliche Verſuche machte, traten an die Stelle. Der Hofſtaat der Herzogin wurde, als der junge Herzog mit dem achtzehnten Jahre die Regierung antrat, enger; Fräulein von Göchhauſen, eine in jedem Sinne äſopiſche Erſcheinung, die unter dem

Namen Thusnelde neckte und geneckt wurde, war der spiritus familiaris der Herzogin, die in Ettersburg, Tiefurt oder Belvedere wohnte: „Eine Fürstin," nach der Charakteristik von Goethes Mutter, „die in allem betrachtet wirklich Fürstin war; die der Welt gezeigt hatte, daß sie regieren könne; die die große Kunst verstand alle Herzen anzuziehen; die Liebe und Freude um sich her verbreitete, mit einem Worte zum Segen der Menschheit geboren war."

Ihre beiden Söhne waren sehr verschieden geartet. Der jüngere, Prinz Constantin, flüchtiger unzuverläßiger Natur und tiefer anhaltender Regungen nicht fähig, starb schon am 6. Sept. 1793. Der Herzog Karl August war spartanisch einfach, derb, allem Zwange abhold, durchaus tüchtig, ein wackrer Jäger, behender Schrittschuhläufer, galanter Freund der Damen; vorwärtsstrebend, jugendlich ungestüm, ohne das Maaß zu verlieren; von festem Willen, tiefer Empfindung, unerschütterlicher Treue. Sein Freund, der Oberforstmeister v. Wedel, ein stattlicher Hofmann, trocken, witzig, hatte ihn auf der Reise nach Paris begleitet. Der Graf Görz, sein Erzieher, dessen er nicht mehr bedurfte, seit er sich den neuen Freund gewählt, lebte noch in Weimar, aber trat als verstimmter Zuschauer in den Hintergrund und verbreitete durch misfällige Bemerkungen böse Gerüchte über Weimar und die s. g. wilde Wirtschaft, die mit Goethe begonnen haben sollte.

Goethe kam Dienstag den 7. Nov. 1775 Morgens 5 Uhr in Weimar an und stieg im Hause seines Reisegefährten, des Hrn. v. Kalb, ab. Ein ihm zu Ehren gegebnes Mittagmahl machte ihn mit Wieland persönlich bekannt und berauschte diesen mit dem Zauber des „herrlichen Jünglings." Ueber die ersten Wochen des weimarschen Lebens liegen keine Nachrichten vor. Goethes Vater schrieb, summarisch mehre Monate zusammenfaßend, im Sommer des nächsten Jahres an Schönborn nach Algier: „Unser Sohn hielt sich den vergangenen Winter in Weimar als

Gaſt auf, und unterhielt die dortige Herſchaft mit Vorleſung ſeiner noch ungedruckten Werckgens, führte das Schrittſchuhfahren und andern guten Geſchmack ein, wodurch er ſich dieſelbe ſowol als auch in der Nachbarſchaft viele hohe und Vornehme zu Freunde machte.“ Gaſt war Goethe und ſeine Aufgabe eine bloß geſellige. Schon am 27. Nov. fanden ſich die Grafen Stolberg als Gäſte ein; der jüngere, Fritz Leopold, wurde zum Kammerherrn ernannt. Beide reisten bald wieder ab und Fritz trat ſeine Hofſtelle niemals an. — Die erſte Nachricht, die Einblick in das Leben geſtattet, iſt in einem Briefe Goethes an Lavater vom Freitag 22. Dec. enthalten. Goethe wird in verbreiterter Wirtſchaft und Zerſtreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben. Den herrlichen Wintertag hat er meiſt in freier Luft Morgens mit dem Herzog, Nachmittag mit Wieland zugebracht; ziemlich mild und ausgelüftet von der Eisfahrt, ſitzt er bei Wieland und verſucht, was er über die ihm geſchickten Kapitel der Phyſiognomik zuſammenſtoppeln kann. Wieland hat ihm ſeine Gefühle gegeben und ſo wird alles gut werden. „Ich bin hier wie unter den Meinigen und der Herzog wird mir täglich werter und wir einander täglich verbundener. Er braucht einen Generalſuperintendenten; er fragte mich darum, ich nannt' ihm Herdern.“ Am nächſten Tage will er über Jena nach Waldeck gehn, wilde Gegenden und einfache Menſchen aufzuſuchen. Der Herzog gieng zum Weihnachtsfeſt nach Gotha und Goethe nach Waldeck; Einſiedel, Bertuch, Kalb begleiteten den Dichter, der Abends den Herzog ſchon vermiſſte, ob ſie gleich nicht zwölf Stunden auseinander waren. „Drunten, ſchreibt er dem lieben gnädigen Herrn, ſitzen ſie noch nach aufgehobenem Tiſch und ſchmauchen und ſchwatzen, daß ich es durch den Boden höre. Ich bin heraufgegangen, es iſt halb neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was dran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich im Abendſonnenblick mit all ihrer dürren Her-

lichkeit angelächelt, die Lage von Jena ſelbſt mich erfreut, der Ort ſelbſt mich gedrückt, und zwiſchen da und hier nicht viel Gaſſens .. Hier liegen wir recht in den Fichten drin bei natürlich guten Menſchen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl Auguſt gegrüßt, und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.) Freude machte. Einſiedel iſt zu Bette. Sein Magen liegt ſchief. Kaffee und Branntwein wollens nicht beßern. Ich will auch gehen. Gute, herzliche Nacht.. Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern, Die dich umglänzen, Und all den Geſichtern, Die dich umſchwänzen Und umkredenzen; Findſt doch nur wahre Freud und Ruh Bei Seelen, grad und treu wie du. — Sonntags früh bei Tagesanbruch: Fatales Thauwetter, und ſo der Ton des ganzen Tages verſtimmt; wollen ſehen wie wir ihn wieder aufbringen. Der herliche Morgenſtern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, ſteht hoch am Himmel .. Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden; aber den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyſſee nicht hat; und hat er ſie nicht, ſo ſchick' ich nach Jena; denn unmöglich iſt die zu entbehren in dieſer homeriſch einfachen Welt.. Laßen Sie, lieber gnädiger Herr, den Brief Niemand ſehen, als Wedeln. Alles was mich umgibt, Einſiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt ſich zu Füßen. Der Pflicht vergeßen Wir Fiſche nie. Goethe." — Sonntags früh eilfe. Unſer Bote iſt noch nicht da, der Schrittſchuhe mitbringt, ihm ſind tauſend Flüche entgegengeſchickt worden, wir ſind in der Gegend herumgekrochen und geſchlichen. Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felſen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen ſtand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit ſeinem Mägdlein Raſen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die ſehr romantiſch ſind; die Felſen hinab ſind wilde Blicke, und ein offner freundlicher über die Fichtentiefen nach

Bürgel hin. Die Morgenſonne war lieb. Ich ſtieg mit Bertuch ſeitwärts einen Felſenſtieg ab zu einem Brunnen und Fiſchkaſten, die Eiszapfung die Felſen herab! — Der Bote iſt da und nun aufs Eis. Segen zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr — — Die Schrittſchuhe ſind vergeßen, ich habe geſtampft und geflucht und eine Viertelſtunde am Fenſter geſtanden und gemault, nun laben ſie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach, Muß alſo ohne geſchritten zu Tiſch. — Abends vier. Sind gekommen, habe gefahren und mir iſt's wohl. — Den erſten Feiertag früh acht. Hab ziemlich lang geſchlafen, die Sonne ſteht ſchon am Himmel. Der Abend geſtern ward mit Würfeln und Karten vervagabundet. — Abends ſechs. So auch der ganze heutige Tag! Nach Bürgel geritten! Das Amthaus iſt ſchön. Wäre wol ein Sommerritt für Ew. Durchlaucht. Und das Revier Waldend iſt recht ſchön. Die Waldungen in gutem Stand, daß es wol Freude iſt. Der Hofrat Hochhauſen hat ein Porträt vom Herzog Ernſt Auguſt. Es hat etwas Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch die erſten gegenwärtigen Eindrücke ſich beſtimmen läßt, trocken, ſchroff, aber gut, und ohne den einwägenden (?) Zug von Güte, bei übrigen trefflichen Anlagen Tyrann. — Auch hieng da der letzte Herzog von Weißenfels, Einſiedel muſte mir ſeinen Charakter machen, traf's: Grabheit, Güte, vorſchwebende Schwäche, Unthätigkeit und alles was dran hängt. Darauf nach Hauſe. Die Odyſſee war endlich aufgetrieben. Nach Tiſche rammelten ſich Rugantino und Basko (Rugantino und Basko, zwei Vagabunden aus Claudine von Villa Bella), nachdem wir vorher unſere Imagination ſpazieren geritten, wie's ſein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und um das natürlich vorzuſtellen, die Kleider gewechſelt hatten. Krauſe war auch gekommen und ſah in Bertuchs weißem Treſſenrock und einer alten Perrücke des Wildmeiſters wie ein verdorbener Landſchreiber,

Einſiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verſpielt Bürſchchen, und ich in Kalbs blauem Rock mit gelben Knöpfen, rotem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Capitalſpitzbube aus." — Der Herzog antwortete von Gotha: „Lieber Goethe, ich habe deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie ſehr wünſchte ich mit freierer Bruſt und Herzen die liebe Sonne in den Jenaiſchen Felſen auf- und untergehen zu ſehen, und das zwar mit Dir. Ich ſehe ſie hier alle Tage, aber das Schloß iſt ſo hoch und in einer ſo unangenehmen Gegend, von ſo vielen dienſtbaren Geiſtern erfüllt, welche ihr leichtes luftiges Weſen in Sammt und Seide gehüllt, daß mirs ganz ſchwindelig und übel wird. — Ich komme erſt den Freitag (29. Dec) wieder. Mache doch, daß Du hierher kommſt. Die Leute ſind ganz neugierig auf Dich." — Wie es ſcheint, folgte Goethe dieſer Einladung und blieb auf der Rückkehr in Erfurt. Von hier ſchrieb er am 31. Dec. an Lavater: „Ich bin noch in Thüringen. Ich bin dein. Thomaſele nur nicht. Ich lerne täglich mehr ſteuern auf der Woge der Menſchheit. Bin tief in der See." Am Neujahrstage überraſchte er die Frau v. Keller auf ihrem Gute Staden bei Erfurt, wo er Wieland und Julie von Bechtolsheim, geb. v. Keller aus Eiſenach antraf. „Goethe, ſchrieb Wieland an die la Roche, war ſo gut, ſo lieb, ſo unſäglich lieb, daß wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden. So gehts nun unſerm guten jungen Herzog auch. Goethe iſt ſein Alles; und folglich werdet Ihr ſein Angeſicht ſobald nicht wieder zu ſehen bekommen. Das Einzige, was uns fehlt, iſt, daß es hier keine Sophie [la Roche], keine Maxe [la Roche, verehl. Brentano], keine Lotten noch Lottchen gibt; und doch weiß nur Gott, ob uns dann beßer wäre." Die Tage in Staden (Stetten) ſchilderte Wieland in dem Gedichte An Pſyche [Julie von Bechtolsheim], das er im erſten Feuer gleich in das Januarheft des Merkur (S. 12 ff.) einrückte. Er nennt Goethe einen Zauberer, eine

ſchönen Hexenmeiſter mit ſchwarzem Augenpaar und Götterblicken, gleich mächtig zu entzücken und zu tödten. So habe ſich nie in Gotteswelt ein Menſchenſohn ihm gezeigt, der alle Güte und alle Gewalt der Menſchheit in ſich vereinige, der ſo mächtig, unzerdrückt von ihrer Laſt, alle Natur umfaße, ſo tief ſich in jedes Weſen grabe und doch ſo innig im Ganzen lebe. Die Tage wurden zu Stunden, die Stunden zu Augenblicken und wieder Augenblicke ſo reich an innerm Werte wie Tage. Er mache mit den Seelen was er wolle, ſchmelze die Luſt im Schmerze; niemand könne wie er ſo lieblich ängſten und quälen und das Herz in ſüßeren Thränen zerfließen laßen; aus den innerſten Tiefen der Seele mit ſolch entzückendem Ungeſtüm Gefühle erwecken, die ohne ihn, uns ſelbſt verborgen, ſchlummerten. Man wähne bei den Geſchichten und Scenen, die er erſtehen laße, nicht zu hören, man ſehe; er male ſo ſchön und immer ohne zu verſchönen, ſo wunderbarlich wahr, ſo neu und doch Zug für Zug mit der größten Treue. Nein, er male nicht, er ſchaffe; mit wahrer mächtiger Schöpferkraft erſchaffe er Menſchen, athmende Menſchen, in deren innerſten Faſern Leben ſei, und jedes ſo ganz es ſelbſt, immer ächter Menſch der Natur, nie Hirngeſpinnſt oder Uebertreibung, nie kahles moraliſches Gerippe, nie überſpanntes Ideal. Er nahm die Herzen in allen ſeinen tauſendfachen Geſtalten ein und ſchien immer nichts davon zu ſehen." Es ſcheint, Goethe habe Scenen aus Fauſt vorgetragen, da Wieland, der mit ihm zurückfuhr, ſcherzend bemerkt, auf der winterlich langſamen Fahrt habe ſein Noſtradamus weder dem Zauberer noch ihm, der ihm habe Märchen erzählen müßen, ſonderlich geholfen. — Am 2. Jan. waren ſie wieder in Weimar, Goethe unwohl, ſo daß er zum Arzt ſchicken muſte und am 3., wie er an Frau von Stein ſchrieb, nicht auf die Redoute gehn mochte.

Die Charlotten, deren Entbehrung Wieland beklagte, ſollten nicht fehlen. Charlotte von Stein, die älteſte Tochter des

Hofmarſchalls von Schardt, ſeit 1764 mit dem Stallmeiſter von Stein verheiratet, Mutter von ſieben Kindern, faſt ſieben Jahre älter als Goethe, dieſelbe deren Silhouette er im Juli 1775 bei Zimmermann in Straßburg geſehen, zog ihn zauberiſch an, bald enger, bald loſer; wurde er zu ungeſtüm, ſo wies ſie ihn „um der Welt willen“ in Schranken; bald verbat ſie ſeine Beſuche, bald duldete ſie ſeine Nähe. Ein Jahr lang überwand ſie ſich, ſeine faſt täglich zu ihr flatternden Liebesblättchen nicht zu beantworten; erſt am Jahrestage ſeiner Abweſenheit in Weimar ſchrieb ſie ihm. Von ihren Briefen iſt keiner erhalten, ſie ließ ſich ſpäter alle zurückgeben: die goetheſchen hob ſie ſorgfältig auf, und nach ihrem Tode (1827) wurde der größte Teil derſelben (mit Bewilligung der Erben und einzelnen Anmerkungen des Sohnes) durch A. Schöll herausgegeben (1848). Für Goethes Leben ſind dieſe Briefe und Briefchen eine der wichtigſten Urkundenſammlungen. Vom Jan. 1776 bis zu der italieniſchen Reiſe laufen ſie ununterbrochen fort. Nach Goethes Rückkehr trat eine völlige Entfremdung ein und ſpäter, da der Briefwechſel wieder aufgenommen wurde, hatte er den kühlen Geſellſchaftston und keinen wichtigen Inhalt. Die Briefe der erſten elf Jahre zeigen eine Leidenſchaft, die zum innigſten Seelenbunde wird. Goethes Herz liegt offen vor der lieben Frau, die er ſeine liebe Beichtigerin, ſeinen lieben Engel, Liebſte, liebſtes Geſchöpf, liebe Frau, Beſtes, ſeine Beſänftigerin, ſein Gold, liebes Gold, ſein liebes A und O nennt; die Launen des vorigen Tages werden am frühen Morgen gebüßt oder geſcholten; wenn ſie fern iſt, in Pyrmont, in Kochberg, fehlt ſie an allen Ecken; ohne ſie keine Freude bei Hofe, keine Raſt zu Hauſe. Er zeichnet in den Hölen der Berge, in friedlichen Thälern für ſie; ſeine Dichtungen kommen zuerſt in ihre Hände; Briefe alter Liebe gehen durch ihre Hand zu ihm. Er begleitet Blumen und Obſt, Spargel und Ragouts bei einem Schmeichelwort, einem Liebesſtammeln. Aus der Schweiz und Italien

ſchreibt er ſo ausführliche Briefe, daß er ſie faſt unverändert unter ſeine Schriften reihen konnte. Bald nennt er ſie mit dem traulichen Du, bald mit dem üblichen Sie; nicht ſelten wechſeln beide Formen in demſelben Briefe. Der Talisman dieſer ſchönen Liebe würzte, wie er 1780 an Lavater ſchrieb, ſein Leben, und that viel, um ihm Weimar tragen zu helfen; ſie hatte die Liebe zu Mutter, Schweſter und Geliebten geerbt. In ſpäten Jahren, im Geſpräch mit Eckermann (2, 61) erſchienen ihm die erſten Jahre ſeines weimarſchen Lebens durch Liebſchaften verdüſtert. Er teuſchte ſich damals über die Liebe zur Stein, wie er ſich über die zu Lili geteuſcht. Die Gedichte an Lida ſind Gedichte an dieſe Frau. Wahr ſind ſie alle; ob nach der Wirklichkeit, erſcheint zweifelhafter.

Neben der Neigung zu Frau von Stein tauchten manchmal andre auf, namentlich wenn das „liebe Gold“ eine zeitlang fern war; aber ſie giengen ſehr bald vorüber. Wichtiger als alle dieſe Verhältniſſe war für Goethes Lebensentwicklung ſein Verhältnis zu dem Fürſtenhauſe. Mit der verwitweten Herzogin anfänglich nur wenige Berührungen; gab ſie allgemeinere Feſte, ſo hatte Goethe als Gaſt ihres Sohnes daran Teil; im übrigen waren Wieland, Knebel, Einſiedel ihre Genoßen. Die junge Herzogin bezeigte ſich gegen Goethe immer gütig und wolwollend. Er ſelbſt verehrte ſie mit Herzenswärme, „ſie war lieb,“ „Louiſe iſt ein Engel, ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müßen“, er muſte ſeine Augen hüten, über Tiſch nicht zu ihr hinzublicken. Sie war in der erſten Zeit, wie das bei jungen Frauen wol vorkommt, nicht immer Liebe gegen den Herzog; ſie hatten immer beide Unrecht. Wenn der Herzog, was er hätte laßen können, einen Hund mit in ihr Zimmer brachte, vermochte ſie ihren Verdruß nicht zu verbergen; über Kleinigkeiten konnte ſie dem Herzog heftig widerſprechen. Züge dieſer Art, die unter jungen Eheleuten beim noch nicht entſchiedenen Ringen um die Herrſchaft gefährlich werden können, machten Goethe aufmerkſam;

er ſuchte den erſten Eindruck zu verwiſchen, brachte die verſtimmte Fürſtin zum Lachen und erwarb durch ſeine reine Herzenswärme ihr Vertrauen. Weit entfernt, daß ſie ihn als böſen Dämon des Herzoges angeſehn und wol gar gehaßt hätte, erkannte ſie gerade in ihm den Freund beider; ihr zu Liebe wurde er vielleicht mehr Hofmann als er wollte und als ihm gut war. Für ihren Geburtstag, der in die Faſtnachtszeit fiel (30. Jan.), nahm er alljährlich ſeine Erfindungsgabe für kleine Spiele, allegoriſche Darſtellungen und Maskenzüge in Anſpruch, auf die er ihrer ſelbſt wegen ſo wenig Gewicht legte, daß er ſie kaum einmal aufhob. Seine Sorge für das häusliche Glück des Fürſtenpaares iſt unverkennbar. Am 16. Sept. 1776 ſchrieb er an Lavater, der ſich beſorgt geäußert hatte: „Ueber Karl und Louiſe ſei ruhig; wo die Götter nicht ihr Poßenſpiel mit den Menſchen treiben, ſollen ſie doch noch eins der glücklichſten Paare werden, wie ſie eins der beſten ſind; nichts Menſchliches ſteht dazwiſchen, nur des unbegreiflichen Schickſals verehrliche Gerichte". — Erwähnt werden mag noch, daß ſich Gerüchte verbreiteten, Goethe zeige eine Neigung zu der Herzogin, und daß Wielands Gedicht „Geron der Adelich", das zuerſt im Januarheft des Merkurs vom J. 1777 erſchien, auf ihn und die Fürſtin gemünzt ſein ſollte. — Um das Verhältnis Goethes zum Herzoge recht ins Licht zu heben, müſte das Weſen und Treiben an den kleinen deutſchen Fürſtenhöfen ausführlicher geſchildert werden, als hier möglich iſt. Die Romane der Zeit, die ihre Züge meiſtens aus der Wirklichkeit hernehmen, geben ein abſchreckendes Bild von dem Militairweſen, dem Treiben der Abenteurer und Günſtlinge, dem furchtbaren Druck der zügelloſeſten Maitreſſenwirtſchaft, den erbärmlichſten oder grauenvollſten Hofkabalen; die Fürſten werden friſchweg wie Sultane, die Miniſter wie Veziere, die Höflinge wie Schurken und Dummköpfe, wie Schleicher und Schelme abgemalt. Die Fäulnis der Höfe dringt wie ein freßen-

Digitized by Google

des Gift in den Mittelstand und erzeugt das Elend der untersten Volksschichten, wo Hunger und Dummheit niemals aufhören. Geistliche und weltliche Höfe machen darin keinen Unterschied; jene überbieten diese fast noch an Zügellosigkeit und Verderbnis. Becherklang, Weibergelächter, Fuchtel und Hetzpeitsche und Flüche und Thränen, dumpfes Hinbrüten und stieres Erliegen — alles bald feiner, versteckter, bald offner und nackter — das würde etwa die Summa der Wahrnehmungen sein, wenn man zwischen dem siebenjährigen Kriege und der französischen Revolution eine Rundschau an den mehr als hundert größeren und kleineren Hofhaltungen Deutschlands machte. Von einigen aufstrebenden ist schon vorhin die Rede gewesen. Von allen den dunkeln Zügen trift beim weimarschen Hofe kaum einer zu. Der Herzog war ein junger Mensch, eben 18 Jahr alt, als er Goethen zu sich nahm. Daß er einen Bürgerlichen, einen Poeten zu seinem Günstlinge erwählte, unterschied seine Wahl von den üblichen, wo allenfalls ein Abenteurer, der die Steuerkräfte durch ökonomische Projecte emporzuschwindeln oder die Soldatenspielerei in Schwung zu bringen sich vermaß, willkommen geheißen wurde Goethe ließ, wie er sich selbst frei hatte entwickeln wollen, den jungen „lieben gnädigen Herrn" frei gewähren und leitete nur unvermerkt, wo er Einlenken zum Maße für nötig hielt. Die körperlichen Uebungen des Schrittschuhlaufens, an denen auch die Frauen Teil nahmen, des Tanzes, der Jagd wurden gepflegt, doch die Jagd auf die Waldungen zu beschränken gesucht, die großen Hetzjagden durch Wiesen und Korn (die Pöllnitz 1785 methodisch lehrte) noch ausgeschloßen, allenfalls an einem fremden Hofe mitgemacht. Der freie zwischen Liebe und Galanterie spielende Verkehr mit den Frauen und Mädchen war zu sehr in Goethes eigner Natur bedingt, als daß hier irgend eingegriffen wäre. Goethe war der Tücke grundfeind, sich jung zu fühlen und es nicht aussprechen zu wollen. Der Herzog wiederum ließ gern jeden gewähren und

das Gute auf seine Weise thun und nahm doch Teil daran. Sein Günstling, der niemals im Getümmel der Freuden den kalten Kopf verlor und der seine Vertrauten immer und immer wieder zufrieden sprach und ihnen, leise das Spiel verratend, wiederholt sagte, daß er sehr mit Bewußtsein handle, gab ihm nach zwei Seiten hin Sinn für ernstere Interessen; im natürlichen Verlangen, selbst etwas mehr als Aeußerliches von dem Staats- und Weltwesen kennen zu lernen, lenkte er das Interesse des Herzogs auf die Regierungsangelegenheiten. Mit Goethe wurden Dinge beraten, die wol kaum mit andern besprochen waren. Schon im December 1775 hatten Beide an die Berufung Herders gedacht, die in amtlicher Form erst im Februar des nächsten Jahres ergieng. Die Kammerherrnstelle Stolbergs war Goethes Werk, der deshalb, als Stolberg ausblieb, das Gefühl persönlicher Kränkung kaum bergen konnte. Daß andre Dinge von Erheblichkeit oder Gewicht zwischen dem Fürsten und dem Gaste erwogen wurden, lehrt, obwol andre Zeugnisse dafür nicht vorliegen, der Erfolg. Der Herzog lernte, indem Goethe durch ihn zu lernen schien; er lernte aber auch direct von Goethe, der ihn in sein inneres Leben offen hineinblicken und seine poetischen Pläne und Entwürfe den fürstlichen Freund in ihrem Wachsen und Werden überschauen ließ. In den traulichen Briefen wurden Lieder und Sprüche, tiefe und mutwillige, wie sie der Augenblick gab, ausgestreut; ein neues Werk war ein neues Fest für den Herzog, dessen Teilnahme für Goethes Arbeiten schon aus dem einen Zuge hervorgeht, daß Goethe ein Dutzend Verse, die er aus der Iphigenie herauscorrigiert hatte, herstellen muste, als der Herzog es zu sehn kriegte. Der Herzog selbst versuchte sich in kleinen scherzhaften Gedichten, von denen einige aufbehalten sind; sie wurden an Personen gerichtet und sind nur für den Augenblick berechnet; der Sinn des Fürsten, der gern geradezu und geradedurch gieng, konnte sich in die Formen nicht einzwängen und war mit dem Reime

nicht auf ſo gutem Fuße wie mit dem Freunde, deſſen Ausdrucksweiſe er borgte, wie man damals die Kleider vertauſchte und verborgte. Goethe und der Herzog hatten ſich raſch ſo ineinander hineingelebt, daß ſie kaum einen Tag getrennt ſein konnten; die Sehnſucht des Fürſten nach ſeinem lieben Goethe ſpricht ſich in den aus Gotha an ihn gerichteten Zeilen mit reinſter Unbefangenheit aus; die Zeugniſſe ſtimmen damit überein. An Lavater ſchreibt Goethe im December 1775: „der Herzog wird mir täglich werter, wir werden einander täglich verbundener." Wieland vertraut Merck (26. Jan.): „Goethe kommt nicht wieder von hier los; Karl Auguſt kann nicht mehr ohne ihn ſchwimmen noch waten". Sie hatten eine Art Gütergemeinſchaft; angefangene Briefe ſetzte der Herzog fort oder nahm ſie ihm weg, um ſie abzuſchicken; an Gedichtchen des Herzogs ſchloß Goethe ſeine Verſe unbefangen und ungezwungen an und ließ, wenn er keine Luſt mehr hatte, das Spiel fortzuſetzen, ein Etcetera ſagen, was er nicht ſagen mochte. Der Herzog nannte ihn Du und ſoll, wenn ſie unter ſich waren, ſich ebenſo haben nennen laßen. Mitunter wenn für den andern Tag etwas vorgenommen war, ſchlief Goethe in des Herzogs Stube auf dem Kanapee. Wenn der Herzog oder Goethe einen Ausflug machten, meldete der eine oder andere: Alleweile reiſen wir, wir kommen, wir ſind da! — dabei war an niemand gedacht als an ſie. Sie zogen gemeinſchaftlich auf die Jagd, halfen Feuersbrünſte löſchen, ſtiegen in und auf die Berge, beſuchten die Höfe und die Leute auf dem Lande, tanzten, mieſelten, ſtachen einander aus oder unterſtützten ſich, waren immer zuſammen und immer eines Sinns. Goethe lebte, regierte, wütete und machte Regenwetter und Sonnenſchein.

Die enge Vertraulichkeit beider regte allerlei Leidenſchaften unter den Leuten auf, die in der Nähe lebten. Wieland ſah es, wenn auch nicht immer in gleicher Laune, doch immer ohne Neid an, daß dieſer wunderbare Götterſohn ihm ſo ſchön über den Kopf wachſe; er kannte nichts Beßres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes

und Größeres in der Menschheit als ihn, so wild und sieben-seltsam der Unhold auch zuweilen war oder schien. Bertuch fügte sich schweigend in die Folgen, die für ihn aus der engen Freundschaft hervorgiengen; er soll, weil Goethe ein Besitzthum haben wollte, seinen Garten haben hergeben müßen, aber, da er sich auf den Wert der Dinge verstand, kein schlechtes Geschäft dabei gemacht haben. Knebel hielt sich mit seinem Prinzen Constantin immer ein wenig in Schußweite und war zu ehrlich, um neidisch, zu welterfahren, um in Wahrheit besorgt zu sein. Andere Menschen von der Feder waren kaum in Weimar; der einfache Musäus hatte keine Ader, die für das Hofgetriebe hätte aufwallen können. Von dieser Seite durften die beiden Freunde unangefochten und unbekrittelt thun und laßen, was ihnen beliebte. Bode und die Gräfin Bernstorf kamen erst 1778 nach Weimar; sie konnten zwei Jahre vorher noch nichts Nachteiliges ausſprengen. Verbreitet wurde dergleichen in Menge. Was eigentlich, ist ungewis. Zu Klopstock waren Gerüchte gedrungen, der Herzog betrinke sich fortwährend bis zum Krankwerden, unter dem Vorwande seinen Körper zu stärken, aber er werde erliegen und nicht lange leben. Weitere bestimmte Beschuldigungen sind nicht überliefert. Die zudringlichste Neugier hat bisher nichts Wichtigeres auszuspüren vermocht und die Klatschsucht eines Böttiger, die Bosheit des späten Haßes ist nicht im Stande gewesen, etwas ausfindig zu machen, was das Geschrei rechtfertigte. Aber die stillschleichende Verleumdung breitete sich aus und sie muß arg um sich gefreßen haben, da Goethe gesteht, daß ihm kein Augenblick seiner Existenz übrig bleibe, wenn er auf all solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte, wie sie Klopstock (8. März 1776) geglaubt hatte, nicht umgehen zu dürfen. Die Verbreiter der übeln Gerüchte waren die jetzt namenlos verschwundenen Hofleute, vor allen, und leider vor allen der Graf Görz, der frühere Erzieher des Herzogs, der sich von allem Vertrauen ausgeschloßen und seinen Zögling auf

Digitized by Google

einer Bahn ſah, die ihm, auch wenn ſie nur von der ſeinen abwich, wie eine Abweichung vom Rechten vorkommen muſte. Das war nicht zu beſtreiten, die Schranke, welche die Erdengötter von den gewöhnlichen Menſchen trennte, hatte der Herzog weggeräumt, und was unter ſeines gleichen vielleicht unanſtößig geweſen wäre, wurde in dieſer Geſellſchaft, im traulichſten Verkehr mit einem abenteuernden Poeten, Romanenſchreiber und Komödienverfaßer verwerflich und verdammlich. Graf Görz, deſſen Verdienſte auf dem diplomatiſchen Felde ungeſchmälert bleiben, hat Denkwürdigkeiten hinterlaßen, aber aus der erſten Zeit Goethes in Weimar nichts Nachteiliges von Erheblichkeit überliefert. Daß er in früheren Jahren und gerade in den Tagen der vermeinten Zurückſetzung eine Hauptquelle der übeln Gerüchte war, geht aus hingeworfnen Aeußerungen Wielands hervor: „Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt, wuſt' ich". Durch Görz war der Statthalter Dalberg in Erfurt übel geſtimmt worden; auch er ſoll ſchlecht von den Leuten in Weimar geredet haben. Von ihm, geſteht Wieland, wundere es ihn und er fügt hinzu: „Goethe hat freilich in den erſten Monaten die meiſten, mich niemals, oft durch ſeine damalige Art zu ſein ſcandaliſiert und dem Diabolus prise über ſich gegeben. Aber ſchon lange und von dem Augenblick an, da er decidiert war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadeliger Sophroſyne und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft ſicherlich glauben und gegen alle Welt behaupten, daß die Kabale gegen Goethen und ſeine Freunde nichts als Neid und Jalouſie und Misvergnügen über fehlgeſchlagene Hoffnungen zur Quelle hat" Goethe ſelbſt geſteht ſeinem Freunde Merck im Jan. 1776: wir machen es toll genug, wir treiben Teufelszeug — aber die Tollheit beleidigte nur die, denen Goethe im Wege ſtand, und das Teufelszeug war es nur auf dieſem Welttheater, auf dem Goethe bald etwas zu tragieren und ſich in allen tragiſchen Farcen leidlich zu benehmen hoffte.

Digitized by Google

Im Januar gieng es ihm noch durch Kopf und Herz, ob er bleibe oder gehe, Sonntag 11. Febr. (1776) sagt er der Frau v. Stein „ich geh' ins Conseil sitzen", was wol nur auf eine Beratung mit dem Herzog ohne amtliche Formen deutet oder in der gesellschaftlichen Sprache ein besonderes, jetzt verdunkeltes Wort war. Am 6. März ist er „ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschloßen; zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder sich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen;" so an Lavater. Zwei Tage später an Merck: „Den Hof habe ich nun probiert, nun will ich auch das Regiment probieren und so immer fort". Das Hofleben widerte ihn schon an; am 17. ließ er absagen, weil er „da oben nicht im Sande herumdursten" mochte. Klopstocks Mahnung war inzwischen angekommen; Goethe zeigte sie; dem Herzog thats einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Einige Tage später scherzt Goethe, als er beim Durchlesen im Briefschreiben eine Reihe von Verheißungen vor sich sieht: „Ach! von oben bis unten nichts als gute Vorsätze. Klingts doch fast als wär ich ein junger Herzog!" Die Mahnung, vielleicht die erste, von welcher der Herzog Kunde erhalten, war offenbar nicht ohne Eindruck geblieben. Goethe antwortete am 21. März: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock; sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden." Klopstock war über den Ton der Antwort entrüstet, erklärte, daß Goethe des gegebenen Beweises von Freundschaft nicht wert gewesen und daß Stolberg nicht kommen solle, wenn er ihn höre oder vielmehr, wenn er sich selbst höre. Stolberg kam zu Goethes tiefer Kränkung wirklich nicht, um seinen Hofdienst anzutreten und erschien erst mehre Jahre nachher mit seinem Bruder als vorübergehender Besucher Weimars. — An Besuchern, die durch Goethe angezogen wurden, fehlte es nicht. Am 4. April, als er von einem Ausfluge auf die Leipziger Messe eben zurückgekommen, bei der Frau v. Stein war, wurde er abgerufen; Lenz war eingetroffen; er

blieb den Sommer, begleitete Frau v. Stein, die von ihm Engliſch lernte, im September nach Kochberg, muſte aber, da er am 26. Nov. eine „Eſelei" begangen, indem er ein Pasquill auf die Herzogin Amalia gemacht, Weimar verlaßen. Eine Bitte um Friſt, die durch Goethe an die Stein gieng und von dieſer der Herzogin Luiſe gegeben wurde (30. Nov.), verſchaffte ihm noch einen kurzen Aufſchub. Er gieng wieder ins Elſaß. — Montag 24. Juni kam Klinger unerwartet und wurde von Goethe mit alter Liebe und Herzlichkeit aufgenommen; aber Klingers harte herbe Natur fügte ſich nicht in das weimarſche Weſen; er war wie ein Splitter im Fleiſch; ſchon im October hatte er das Feld geräumt. Auch Chriſtoph Kaufmann fand ſich ein, weniger Goethes als des Fürſten wegen. Er war ein Schweizer (geb. 1753). Lavater hatte in ſeiner Phyſiognomik großes Weſen von ihm gemacht und ihm einen Platz gleich nach Chriſtus gegeben; ſein Bild begleitete er mit dem Orakelſpruch: Man kann was man will, man will was man kann. Er führte damals den Beinamen Gottes Spürhund und wurde unter dieſem Namen in Müllers Fauſt (1778. S. 66 ff.) als handelnde Perſon aufgeführt und lächerlich gemacht. Kaufmann, ein ſchöner ſehr kräftiger Mann, der alles was er redete in dunkle, oft derbe Worte hüllte und doch alle einzunehmen wuſte, glaubte ſich berufen, überall die guten kindlichen Menſchen aufzuſuchen, und meinte die apoſtoliſche Gabe zu beſitzen, ſie allenthalben zu wittern. Daher ſein Beiname. So jung er war, that er doch, als ob er ſchon mit einem früheren Menſchenalter in Berührung geſtanden und beſtimmt ſei, noch lange nach dem damaligen Geſchlecht fortzuwirken. Er behauptete faſt gar keinen Schlaf zu bedürfen, aß nichts als Vegetabilien und trank nur Milch und Waßer. Er führte einen jungen Mann mit ſich, der in ſeiner Gegenwart nicht reden durfte und den ganzen Tag ſchreiben muſte, weil ſich bei Kaufmann (Baſedow trieb ähnlichen Schwindel) die Gedanken ſo drängten, daß er nur dictieren konnte. Eine Menge Briefe ließ er

jeden Tag auf die Poſt bringen und abholen. Auch Arzt behauptete er zu ſein, dem kein Kranker, der Zutrauen hätte, ſtürbe und einige Kuren ſollte er gemacht haben, die in Verwunderung ſetzten. Von ſeinen Heldenthaten in Perſien erzählte er gern. Die Leute glaubten und glaubten auch nicht. Selbſt der kalte Verſtandesmenſch Voß wagte ſeinen Zweifel nicht aufkommen zu laßen. Der Herzog von Weimar hatte ihm, wie er in Wandsbeck, wohin er bald darauf kam, zu rühmen wuſte, einen Wagen geſchenkt. Er gieng von Wandsbeck nach Berlin. Voß und Frau fuhren mit ihm nach Mekelnburg; unterwegs hatte er auf jeder Poſt Händel. Im Febr. 77 war er wieder in Weimar, ſaß bei Lynker (Goethes ſpäterm Collegen) auf dem Gute. Als Schmohl (Mochel) ihn ſpäter in ſeiner „Urne" charakteriſiert hatte, äußerte Goethe gegen Lavater, es habe treffender geſchehen können; „ich wollte allenfalls den Spargel ſchon tiefer aus der Erde herausgehoben haben, dieſer Ehrenmann iſt billig genug, ihn nur ſo weit er grün iſt und hervorguckt abzuſchneiden." Gegen andre nannte er den Wundermann kurzweg einen Lump. Er ſtarb 1795. — Erfreulicher war der Verkehr mit dem Statthalter Dalberg aus Erfurt, der häufig in Weimar war und die Weimarer häufig bei ſich ſah. Seine Entfremdung konnte nur eine vorübergehende ſein; die edle unbefangene Natur des Mannes, auch wenn er weniger Weltmann geweſen, muſte ſich für ein Streben erwärmt fühlen, das jenem am Hofe Emmerich Joſephs in Mainz ähnlich war, nur höher hinaus gieng. Auch der Beſuch des Berghauptmanns Trebra aus Clausthal muſte willkommen ſein, da Goethe, ſeit er am 3. Mai zum erſten Male nach Ilmenau gekommen (damals einer Feuersbrunſt wegen), ſich mit dem Gedanken trug, ob das alte Bergwerk wieder in Bewegung zu bringen ſei. Schon am 18. Juli gieng er wieder hin, um eine Bergwerkscommiſſion einzuſetzen. Bis dahin hatte er auch in Weimar feſtern Fuß gefaßt. Er hatte bisher bei Kalb, im Schloße, dann in einem burgartigen Gebäude ge-

Digitized by Google

wohnt, aber sich ohne Eigentum nicht behaglich gefühlt. Am 21. April nahm er einen Garten vor dem Thore, der Bertuch gehörte, im Einverständnis mit dem Eigentümer und dem Herzog, in Besitz und ließ gleich rüstig drin arbeiten, um ihn nach seinem Sinne einzurichten. Am 14. Mai war derselbe noch zu rauchig (rauh), um Menschen darin zu empfangen. In der Nacht vom Sonnabend 18. Mai auf Sonntag schlief Goethe zum erstenmal im Garten. Am 26. Juni wurde der Kauf in Ordnung gebracht; im November freute er sich des neuen Eckchens, das er sich bereitet hatte und kalfaterte die Fenster und Thüren, um zu sehen, wie lange er sich gegen die Unbilden der Witterung halte und ob sie ihn überwältigten.

Kleine Ausflüge hatten stattgefunden und giengen durchs ganze Jahr. Im März war er über Auerstädt, Naumburg, Rippach nach Leipzig gefahren. Im Getreibe der Messgeleitsceremonien dachte er an Arioſtens Wort vom Pöbel: „wert des Todes vor der Geburt.“ Er sah Käthchen Schönkopf wieder; es war ihm, als sollt' er mit seinem vergangnen Leben abschließen, und gleich knüpfte es neu an. Er lernte die Schauspielerin und Sängerin Corona Schröter kennen, die er als Student wol schon gesehen hatte, ohne doch in Verkehr mit ihr zu kommen. Jetzt feßelte und bezauberte sie ihn; einige Jahre darauf wurde sie Kammersängerin in Weimar und trug sehr dazu bei, die Bühnendarstellungen an den Hoffesten zu erhöhen. — Am 18. Apr. begleitete er den Herzog auf einige Tage nach Buttstädt. Des Ilmenauer Aufenthalts im Mai ist schon gedacht. — Ende Mai machten der Herzog und er einen Ausflug nach Allstedt und dem Kyshäuser und kamen über Gotha am 1. Juni zurück. Am 9. Juni früh finden wir die Freunde und Wedel wieder in Allstedt; Abends beim Forstmeister v. Stirbenvoll; Zweck der Reise war die Rehjagd. Im Juli (14.) machte er das Vogelschießen in Apolda mit. Der zweite Aufenthalt in Ilmenau dauerte vom 18. Juli bis zum 17. August; Bergbau-

Digitized by Google

Ideen, Jagd, Zeichnen, Dichten füllten die Zeit aus, nicht die Unruhe des Gemüts, die sich in Briefchen an die Stein Luft macht. Gleich am 1. Sept. „zogen sie wieder auf abenteuerliche Wirtschaft" nach Ilmenau; es galt aber nur der Geburtstagsfeier des Herzogs am 3. Sept.; Freitag 6 waren sie wieder in Weimar. Am 16. gieng der Herzog mit Einsiedel (in Goethes Uniform) auf das Gut der Frau v. Stein nach Kochberg, während Goethe zurückblieb, am 17. bei Knebel und dem Prinzen Constantin in Tiefurt mit Tanz, Illumination und Nachteßen zerstreut wurde; am 18. las er Rechnungen.

Er war inzwischen aus dem unbestimmten Verhältnisse eines Gastes in das scheinbar bestimmtere eines herzoglichen Beamten getreten. „Je mehr der Herzog, schreibt Goethes Vater an Schönborn, den Doctor kennen lernte, desto weniger konnte er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die Er so beschaffen fand, daß er ihn endlich zu seinem geheim. Legations-Rat mit Sitz und Stimme im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen laßen." An demselben Tage (24. Juli) schreibt die beglückte Mutter an Salzmann nach Straßburg, durch dessen Hand der Brief an Schönborn nach Algier gieng: „Daß unser Sohn beim Herzog von Weimar als Geh. Leg.-R. in Diensten ist, werden Sie längst wißen. Gestern hörten wir (durch einen nach Darmstadt reisenden weimarschen Courier) sehr viel Schönes und Gutes von ihm erzählen. Ich bin überzeugt, Sie freuen sich unsrer Freuden, Sie nehmen allen Teil an seinem Glück, können als Menschenfreund fühlen, wenn der Psalmist sagt: „wohl dem der Freude an seinen Kindern erlebt!" — wie wohl das Eltern thun muß. Gott regiere ihn ferner und laße ihn in den weimarschen Landen viel Gutes stiften." Das Decret der Ernennung hatte der Herzog am 11. Juni 1776 vollzogen und anstatt der im Concept als Grund angeführten „zu seiner eigenen

Kenntnis gediehenen vielen rühmlichen Qualitäten, Begabniſſe und Wißenſchaften, wie auch beſonderer gegen denſelben hegender Gnade und Affection" eigenhändig geſchrieben, er erneune den Doctor zu dem Poſten „wegen ſeiner Uns genug bekannten Eigenſchaften, ſeines wahren Attachements zu Uns und Unſers daher fließenden Zutrauens und Gewisheit", daß er Ihm und ſeinem fürſtlichen Hauſe bei dem ihm anvertrauten Poſten treue und nützliche Dienſte zu leiſten eifrigſt befliſſen ſein werde. An Goethes Eltern ließ er melden, daß ihr Sohn ſeine volle Freiheit behalte, Urlaub nehmen und den Dienſt verlaßen könne, wann es ihm beliebe; die Erteilung des Titels ſei eine bloße Förmlichkeit, ein dem Herkommen gebrachtes Opfer; nie würde der Herzog darauf verfallen ſein, Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den ſeines Freundes anzutragen: „der Herzog weiß zu gut, daß alle anderen unter ſeinem Werte ſind, wenn nicht die hergebrachten Formen ſolches nötig machten." Goethe erhielt das Decret am 19. Juni. Freitag den 28., zwei Tage nach dem Gartenkauf, ſollte die förmliche Einführung in das Conſeil ſtattfinden. Den Abend vorher war er beim Herzoge; er ſchlief die Nacht dort auf dem Kanapee; früh am Freitage grüßte er die Stein: „Schon im Fränzchen und ſchwarzen Rock, erwartend des Conſeils erhabene Sitzung, liebe Frau, und dann bei Tiſch!" Der Herzog fügte auf demſelben Blatte hinzu: „Guten Morgen liebe Frau, alle Geiſter der Berge, der Schlöſſer, der Morgen- und Abenddämmerung ſeien Ihre Begleiter. Denken Sie an mich; ich treibe mich jetzt mit Goethen ins Conſeil. Wenn ſie in Pyrmont iſt, liebe Frau, ſo trinke ſie ja, wenn der Morgen hübſch iſt, das erſte Glas auf Goethens und meine Geſundheit." Als Goethe am andern Tage an der Ilm für Frau v. Stein zeichnete zwiſchen Mittag und 1 Uhr, kamen ihm die (vielfältige Auslegung geſtattenden) Verſe: „Hier bildend nach der reinen ſtillen Natur, iſt ach mein Herz der alten Schmerzen voll. Leb ich doch ſtets um derentwillen

Um derentwillen ich nicht leben ſoll.“ An Merck ſchrieb er, noch vor der Einführung (22. Juni): „Ich bin nun in alle Hof- und politiſche Händel verwickelt und werde faſt nicht wieder weg können. Meine Lage iſt vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eiſenach immer ein Schauplatz, um zu ſehen, wie Einem die Weltrolle zu Geſichte ſtünde. Ich übereile mich drum nicht und Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung ſein.“ An Keſtner und Lotte (9. Juli): „ich bleibe hier und kann da wo ich und wie ich bin meines Lebens genießen und einem der edelſten Menſchen in mancherlei Zuſtänden förderlich und dienſtlich ſein. Der Herzog, mit dem ich nun ſchon an die neun Monate in der wahrſten und innigſten Seelen-Verbindung ſtehe, hat mich endlich auch an ſeine Geſchäfte gebunden, aus unſerer Liebſchaft iſt eine Ehe entſtanden, die Gott ſegne. Viele gute liebe Menſchen giebts noch hier, mit deren Allgemeiner Zufriedenheit ich da bleibe, ob ich gleich manchem nicht ſo recht anſtehe.“ Und an Merck (24. Juli): „glaub, daß ich mir immer gleich bin; freilich habe ich was auszuſtehen gehabt, dadurch bin ich nun ſo ganz in mich gekehrt. Der Herzog iſt ebenſo, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zuſammen und gehen unſern eignen Weg, ſtoßen freilich ſo allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter ſind ſichtbar mit uns!“ Am 3. Aug., Morgens beim Zeichnen auf dem Türinger Walde ſprach er in einem kleinen Gedicht an das Schickſal ſeine Stimmung aus: Mein Karl und ich vergeßen hier Wie ſeltſam uns ein tieſes Schickſal leitet Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir Zu neuen Scenen vorbereitet. Du haſt uns lieb, du gabſt uns das Gefühl: Daß ohne dich wir nur vergebens ſinnen, Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl Voreilig dir niemals was abgewinnen. Du haſt für uns das

rechte Maß getroffen In reine Dumpfheit uns gehüllt, Daß wir von Lebenskraft erfüllt, In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.“ Und mit erhöhterm Gefühl in einem etwa gleichzeitig entſtandenen Gedicht, das er (am 11. Sept.) an Lavater ſandte, blickt er wie ein Schiffer auf ſeine Lebensfahrt zurück; während die zurückgebliebenen Freunde am Ufer über ihn im Sturme wehklagen Steht er männlich an dem Steuer. Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen; Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen. Herſchend blickt er in die grimme Tiefe Und vertrauet landend oder ſcheiternd Seinen Göttern. Wol bedurfte es der feſten Entſchloßenheit, um den Sturm auszuhalten, den Goethes Ernennung in Weimar erregte. Wie laut das Murren geworden, geht daraus hervor, daß ein förmlicher Proteſt eingereicht wurde. Als das Miniſterium darüber berichtete, antwortete der Herzog eigenhändig: „Einſichtsvolle wünſchen mir Glück, dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf, ſein Genie iſt bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte gebrauchen, als wo er ſelbſt ſeine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn misbrauchen. Was aber den Einwand betrift, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute ſich für zurückgeſetzt erachten würden, ſo kenne ich erſtens Niemand in meiner Dienerſchaft, der, meines Wißens auf daſſelbe hofte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in ſo genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner geſamten Unterthanen ſteht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urteil der Welt, welches vielleicht misbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigſtes Collegium ſetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeſſor, Kammerrat oder Regierungsrat war, ändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen; ich aber ſorge und arbeite, wie jeder andre, der ſeine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, ſondern mich vor Gott und

meinem eigenen Gewißen rechtfertigen zu können.“ Das laute Murren verſtummte, aber die Beſchränktheit, wol auch Neid und Bosheit äußerten ſich in den kleinen Künſten der Misachtung oder der Verleumdung. Goethe bedauerte die Hofleute und wunderte ſich, daß nicht die meiſten gar Kröten und Baſilisken würden.

Die letzte Abenteuerfahrt des Jahres 1776 begann am 2. Dec. früh ſieben Uhr beim Mondenſchein; ſie gieng über das berufne Rippach (von wo bis Leipzig „in der Schwachheit ſeiner Sinne“ er am 3. Dec. den erſten Act des kleinen Spieles Lila verfertigte), Leipzig und Deſſau nach Wörlitz zum Fürſten Leopold Friedrich Franz, auf den unter allen ſeinen fürſtlichen Bekannten der Herzog am meiſten hielt. „Er iſt doch eine der ſchönſten Seelen, ſchildert er ihn, die ich kenne. Ich habe nie jemanden geſehn, der durch ſeine bloße Exiſtenz mehr Wolwollen, Treuherzigkeit und Menſchenliebe allen denen, ſo um ihn ſind, mitteilt als dieſer Fürſt. Man iſt ordentlich beßer bei ihm. Er iſt trotz der Sinnlichkeit ſeines Weſens — denn daß er nicht im mindeſten der Abſtraction fähig iſt, ſehe ich alle Augenblicke mehr — ſo rein und lauter, ſo gemäßigt und ſo liebevoll in ſeinem Leben, als vielleicht manche der Alten durch die tiefſte Weisheit und größte Bearbeitung ihrer ſelbſt zu ſein nicht erlangt haben.“ Am 5. ſchreibt Goethe (der ihn einmal eine ſchöne und große Natur nennt) an die Frau von Stein: „Wir hetzen uns mit den Sauen herum“, ein Vergnügen, das die weimarſchen Jagden nicht ſcheinen geboten zu haben. Der berühmte Wörlitzer Garten, der auch Goethe gefiel, riß die alte Herzogin ſechs Jahre ſpäter ſo hin, daß ſie meinte, nicht ruhen und raſten zu können, bis ſie Tiefurt in einen beinahe ähnlichen Zuſtand gebracht habe. Das arme Tiefurt war ganz erſtaunt über ihre erhabenen Ideen. Goethe muſte dabei mithelfen. Sein diesmaliger Aufenthalt in Wörlitz dauerte faſt drei Wochen. Am 21. Dec. waren ſie wieder in Weimar und auf das viele Neue, das um ihn herum gelebt, war er wieder ſtill in ſeinem Garten, deſſen

Digitized by Google

alter Wacholderbaum ihn so oft freute und friedlich stolz machte, aber nicht treu bis zum Ende mit ihm aushielt.

Im ersten unendlichen Wüten, wie der gefährlich tönende Name für die Ausbrüche des Jugendrausches lautete, hatte die Dichtung kaum kleine Lieder wie „Eis-Lebens-Lied" und allenfalls Matinées hervorgebracht, kleine epistelartige Schilderungen lustiger Auftritte und oft derbe Belustigung über die Genoßen, Männer wie Weiber. Diese Form der Satire schreibt sich aus dem Verkehr mit Merck her und beruhte eigentlich auf der neckischen schraubenden Manier desselben. Goethe, der zur Ironie nicht aufgelegt war, vielmehr den Dingen lieber geradezu nahe rückte, pflegte die Gattung wol nicht eifrig und nahm sich eher in scherzender Gutmütigkeit eines weiblichen Wesens an, das sich gegen den übermütig-mutwilligen Scherz der andern aus eignen Mitteln nicht zu wehren vermochte. — Stella erschien im Januar 1776 gedruckt, scheint aber weder verstanden noch unverstanden bewundert zu sein. Ein Nachklang älterer Zeit war der Brief an Lottchen (Mitten im Getümmel mancher Freuden), der ganz die alltägliche Realistik zeigt wie Einzelnes in Stella und ebensowenig vor dem dargereichten Abendbrod wie jene vor den Kartoffeln in der Schaale ausweicht. Später wurde dann das Abendbrod mit leichtem Kunstgriff in Abendrot aufgelöst, wie überhaupt fast alle die kleinen Gedichte dieses Jahres in der Folge gänzlich umgearbeitet oder doch mit einzelnen kräftigen Strichen geändert wurden, oft mit vollendeter Meisterhand, mitunter gieng die persönliche Beziehung und mit ihr die Wärme des Gedichts drauf. Eins der schönsten unter den kleinen Liedern (Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen), das gewönlich auf Lili bezogen wird, entstand am 11. Febr. und geht Frau v. Stein näher an, als Lili, die er in einer größeren nach der bekannten Novelle gearbeiteten Dichtung „der Falke" als Giovanna darstellen wollte, „aber Du erlaubst mir doch," bittet er die Stein, „daß ich einige Tropfen

Deines Weſens drein gieße, nur ſo viel es braucht um zu tingiren." Nur am 8. und 12. Aug. in Ilmenau iſt von der Dichtung die Rede, die, wie es ſcheint, ein Drama werden ſollte. Sie blieb liegen wie das Gedicht für Gluck auf deſſen verſtorbne Nichte, über dem er am 25. Mai „in tiefer Trauer wohnte." Fertig wurden von größeren Arbeiten nur die am 26. Oct. begonnenen Geſchwiſter, die ebenfalls die Stein angehen. Am 2. Dec. ſchreibt er an dieſe Frau: „Daß mir Herzogin Louiſe die Geſchwiſter nicht weitergibt oder ſonſt — Es muß uns bleiben." Das kleine Spiel führt die Unruhe eines gekünſtelten Verhältniſſes zwiſchen Hausgenoßen, von denen das unbefangen-kindiſche Mädchen ihren Wilhelm für ihren Bruder hält, während er weiß, daß keine Verwandtſchaft beſteht, zum Gipfel und zum Ausſpruch. Die glückliche Charakteriſtik, in der die Handlung des kleinen Stücks aufgeht, hat die Unbedeutendheit des Ganzen verdeckt und dem Stücke viel Bewunderung erworben. Goethe ſoll als Wilhelm treflich geſpielt und von Malchen Kotzebue, der Schweſter des Dichters, welche die Rolle der Marianne gab, ausgezeichnet unterſtützt ſein. Kotzebue ſelbſt nahm von der goetheſchen Marianne das Maß zu ſeinen Gourlis, natürlich das Maß wie ein Theaterſchneider. — Begonnen und dann im Jan. 1777 abgeſchloßen wurde das Singſpiel Lilla, das auf dem Privattheater am 30. Jan., dem Geburtstage der Herzogin, aufgeführt wurde. Die Form der damals allbeliebten Operetten wurde durch dies Spiel faſt ſtereotyp für die Darſtellungen zu Louiſes Geburtstagsfeier und gab durch declamatoriſchen Dialog, Geſang und Tänze den Hofleuten Gelegenheit, Anteil zu nehmen; der Zweck der Aufführung zwang dabei zugleich manches widerwillige Gemüt, in den nun einmal zur Herſchaft durchdringenden Ton einzuſtimmen und den Abſichten des Emporkömmlings dienſtbar zu ſein. Auflöſung eines pſychologiſchen Problems iſt auch hier, wie in den Geſchwiſtern, der Zweck; ein durch Liebe und Phantaſie zerrüttetes Gemüt ſoll durch Phantaſie

und Liebe geheilt werden. Der Gedanke ist genügend exponiert, aber da wo es zur dramatischen Ausführung desselben kommen soll, verläuft die Arbeit in eine Flüchtigkeit und Hast, daß die Angst des Dichters, zur rechten Zeit fertig zu werden, unverkennbar ist; die ganze Anstalt des vierten Actes wird, wie der Dichter ausdrücklich bemerkt, „völlig dem Geschmack des Balletmeisters überlaßen." In der ersten Gestalt war das Singspiel noch flüchtiger hingeworfen und begann gleich mit der Vorklage des Unvermögens, bei dem aber guter Wille und Wahrheit sei. Ganz verschieden von der spätern Bearbeitung zeigt die ursprüngliche sich darin, daß nicht Lila sondern ihr Gemahl dem Irrsinn verfallen war und durch Lila geheilt wurde. Nur die Gesänge der ursprünglichen Faßung sind erhalten; was im Dialog später geändert ist, läßt sich nicht erraten. Die vielen unmittelbaren Beziehungen auf erste weimarsche Verhältnisse werden schwerlich erst bei der Umarbeitung hinzugethan sein; die Auslaßung des Barons gegen die politischen alten Weiber, die weitläufige Correspondenzen haben und immer etwas neues brauchen, woher es auch komme, und sich der favorablen Neuigkeiten bedienen, traf die Verbreiter der übeln Gerüchte; der Graf Altenstein, dessen Zeitrechnung von den Pferdemärkten abhängt, der übrigens gut und wacker erscheint, war leicht in der Person des Oberstallmeisters Stein wiederzuerkennen und wurde vielleicht von ihm gespielt; die kurze Unterredung zwischen Friedrich und Almaide zu Anfang des vierten Aufzugs ist geradezu wie aus dem Briefwechsel Goethes mit der Frau von Stein abgeschrieben. Ueberhaupt mochte ein Reiz des Stückes in damals leicht verständlichen Anspielungen liegen, die jetzt entgehen. Für uns bleibt kaum eine andre Bedeutung als die lebensgeschichtliche, da der Dichter sich hier, wenn auch nicht ganz unverholen, gegen die überspannte Empfindsamkeit der Zeit kehrt, die ihm anfieng lästig zu werden.

Noch im ersten Jahre von Goethes weimarschem Leben, am

Dienstag 1. Oct 1775 traf Herder als Generalsuperintendent in Weimar ein. Die Berufung war auf Goethes Empfehlung geschehen, und in der ersten Zeit war das Verhältnis ein wolthuendes und anregendes. Die Forschernatur Herders hätte zu der Künstlernatur Goethes sehr gut gestimmt, wenn nicht die menschliche Natur beider und die Gunst ihrer äußern Umstände durchaus verschieden gewesen wären. Herder konnte in echt deutscher Weise nicht aufhören, weder im Einzelnen seiner Studien, noch in Lebensbegegnissen; Goethe schloß rasch ab und strebte weiter. Es muste ihm unbequem fallen, wenn der Freund noch da stand und ihn dahin zurückrief, worüber er längst hinaus zu sein sich bewust war. Herder verstand nicht sich unterzuordnen und sonderte sich lieber ab. Auch litt die Würde seines Amtes nicht die teilnehmende Hingebung an das heitere Welttreiben der Gesellschaft. Seine Umstände waren nebenbei nicht befriedigend; er muste vieles arbeiten, was er in beßerer Lage von der Hand gewiesen hätte. Mit den Jahren wurde dieser Zwang größer und drückender. Sein herbes Wesen konnte dadurch nicht milder werden. Schon im Sommer 1780 kann Goethe gegen Lavater nicht bergen, daß Herder fortfahre sich und andern das Leben sauer zu machen. In den letzten Jahren verbitterte sich sein Verhältnis zu Goethe bis zu einer Art von Ingrimm und stiller Verachtung der eitlen Buhlerkünste, die Goethe spiele, wenn er glaube, ein andrer außer seiner Clique habe etwas geleistet.

Goethe hatte, wenn er aus dem lauten drängenden Treiben in der einsameren Stille sich wiederfand, tief erkannt, daß man sich beschränken müße. Einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht haben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das mache den Dichter, den Künstler, den Menschen. Auf die Zerstreuung folgte das Bedürfnis der Samlung und machte sich um so mächtiger geltend, je fester der Entschluß wurde, die „Weltrolle" mit Ernst durchzuführen. Es fuhr ihm wol noch, als er einmal in mondloser Juli-

nacht bei den ſchwatzenden Ordonanzhuſaren vom Vogelſchießen in Apolda heimritt, durch die Seele wie ihm die Gegend ſo lieb geworden, das Land, der Ettersberg, die unbedeutenden Hügel, und wenn er nun auch das einmal verlaßen müße, das Land, wo er ſo viel gefunden, alle Glückſeligkeit gefunden habe, die ein Sterblicher träumen dürfe, wo er zwiſchen Behagen und Misbehagen in ewig klingender Exiſtenz ſchwebe, wenn er auch das zu verlaßen gedrungen würde, mit einem Stabe in der Hand, wie er ſein Vaterland verlaßen habe — es kamen ihm Thränen in die Augen — aber er fühlte ſich ſtark genug, auch das zu tragen, „ſtark! das heißt dumpf!“ Er war nach kleinen Ausflügen, die ihm neues Leben gegeben, bei der Heimkehr mitunter traurig und wuſte nicht warum; er ließ ſich dann wol die Clarinettiſten kommen, die bis in die tiefe Dunkelheit des Abends bliesen, während er im Garten wandelte; aber dieſe nachzuckenden Empfindungen der Unruhe, die überwältigenden Gefühle der Vereinſamung mitten im Gewühl der Welt ſchwanden mehr und mehr; ein kommendes Leben, das mit ganzer Kraft beſtritten ſein wollte, zeigte ſich, und der Schiffer blickte herſchend in die grimme Tiefe und vertraute landend oder ſcheiternd Seinen Göttern. Im Beginn des Jahres 1777 konnte er, ſeinen Zuſtand überſchauend, an Lavater ſchreiben: „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernte Freunde in Nebel. Es mag ſo lange währen als es will, ſo hab' ich doch ein Muſterſtückgen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenoßen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unverſehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würffel fallen, mit Feſten, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausſtaffirt; es iſt eine treffliche Wirtſchaft. Und bei dem allen, Gott ſei Dank, in mir und in meinen wahren End-Zwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünſche als die ich wirklich mit ſchönem Wanderſchritt mir entgegenkommen ſehe!“

Das war die Stimmung des Augenblicks, nicht die bleibende fürs Leben. Er hatte ein Amt, das ihm misgönnt wurde und das er deshalb verdienen und auch in den Augen der Welt verdienen wollte. Seine Aufgabe, meinte er, sei eine politische, nicht im heutigen Sinne, der an keine Stätte gebunden ins Allgemeine wirken möchte, eine politische Aufgabe im alten Sinne, der durch die treueste Pflichterfüllung im Einzelnen und Ganzen sich auf die angewiesenen Kreiße einschränkt und in gesammelter Kraft wenn es sein muß im Kleinen zu wirken bemühte und durch Früchte, die in der Nähe reiften, vergnügt und munter erhalten wurde. Seine übrige Thätigkeit ordnete sich seiner Pflichterfüllung und den Anforderungen unter, welche die Freundschaft des Fürsten und das Wohlwollen seines Hauses erhoben. Zerstreuende Zwischenfälle bestätigten bald in dieser Richtung, bald gaben sie Anlaß zu Zweifeln, ob die nun gewählte Bahn die rechte sei. Die Unruhe des Herzens hatte sich beschwichtigt, die Unruhe des Kopfes trat an die Stelle. Goethe erkannte, daß eine s. g. praktische Thätigkeit sein Leben nicht befriedigend ausfülle, daß seine künstlerische Natur im Geschäftsleben erliege; er schwankte über seinen dichterischen Beruf, der durch Jugendschöpfungen allein nicht verbürgt und ohne fortdauernd fließenden Reichtum nicht echt erschien; er meinte zu ruhiger wißenschaftlicher Thätigkeit geschaffen zu sein. Dann wieder, wenn er plötzlich die mächtigen Quellen der Poesie aufbrausen fühlte und verlegen war, wie er sie bändigen und leiten sollte, konnte er mit Fug über seinen wahren Beruf nicht zweifelhaft sein; und dennoch blieb er's. Dieser jahrelange Widerstreit führte zu einer Krisis; er sah einen rettenden Ausweg und schlug ihn rasch und entschieden ein, nicht als sichrer Wandrer, der gebahnte Straßen geht, sondern als Flüchtling, der alles hinter sich läßt und durch Dickicht und Wildnis die Freiheit sucht. Wer Goethe den Jüngling lieb gewonnen und Goethe den Greis von seiner Liebe ausschließt, muß ihn schon hier aufgeben, da er ihn im Begriff sieht sich

von der Delila des Hoflebens die Kraft der jugendlichen Locken ſcheeren zu laßen; wer aber dieſem wunderbaren Sterblichen das Alter um der Jugend willen verzeihen kann, wird ihm weiter folgend am Ende der Bahn vielleicht geſtehen, daß weder Jugend noch Alter der Verzeihung bedurfte. Wie eine Naturgewalt ihre Wege geht, gieng er die ſeinen; ob ſtürmiſche Lohe, ob im Dienſt geregelter Thätigkeit, ob zum zierlich funkelnden Spiel verwandt, ob wärmende Kraft, ob im Aufglimmen erlöſchender Funke — Feuer blieb Feuer. Und hat der Menſch in gewöhnlichen Lagen des Lebens Anſpruch darauf, daß man nichts anderes von ihm verlangt, als was er unter den gegebenen Verhältniſſen aus ſich, die Welt aus ihm machte, ſo bleibt dieſer Anſpruch auch denen, die auf die Höhen des Lebens emporgehoben, aus der Welt gemacht haben, was ſie aus ſich machten.

Die Erzählung kann ſich auf die hervorſpringenden Thatſachen beſchränken und muß bei dem andringenden Stoff vieles nur anrühren, was ſich in eingehender Betrachtung vorteilhafter darſtellen würde. Nach der Jugend, nach dem erſten Jahr des Umſchauens auf der Weltbühne, kommt es zunächſt nur darauf an, den jahrelangen Widerſtreit zu veranſchaulichen, der den Zuſtand unhaltbar machte und zum entſchiednen Bruch führte. Es braucht aus Beſorgnis, den Dichter zu verkleinern, nichts beſchönigt und bemäntelt zu werden; er hat ſelbſt genugſam dafür geſorgt, daß, wer um ihn bangte, wie er es ſelbſt um ſich gethan, auch wieder mit ihm zu Athem kommen wird.

Goethe lebte ganz glücklich in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens, und war ſtiller in ſich als je, ſchrieb an niemand, hörte von niemand, ihn kümmerte außer ſeinem Kreiſe nun gar nichts. So berichtete er an Lavater im Februar 1777, dem er in der folgenden Zeit weitere Bekenntniſſe ablegt. Neue Freunde und Lieben macht er ſich nicht. Sein Gott, dem er immer treu geblieben, hat ihn reichlich geſegnet im Geheimen, denn ſein Schickſal

Digitized by Google

ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehen oder hören. Große Gedanken, die dem Jünglinge ganz fremd sind, füllen seine Seele, beschäftigen ihn in einem neuen Reiche. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Palläste bauen könne, und wenns um und an komme, so habe man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist beiseite bringen zu können. „Das Tagewerk das mir aufgetragen wird, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart; diese Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünscht ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spizzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergeßen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräffte bis ans Ende reichen." Herschaft, heißt es bald darauf, werde niemand angeboren, und der sie erwerbe, müße sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben wolle, und bittrer. Er ladet fast zu viel auf sich, und wieder kann er nicht anders. „Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz wiedmen, und ich möchte doch so viel anders auch nicht fallen laßen." „Erhalt uns Gott (schreibt er dem Freunde, der sich guter Gesundheit gefreut) lange auf dieser schönen Welt und in Kraft, ihr zu dienen und sie zu nutzen. Mit mir stehts auch gut, besonders innerlich. In weltlichen Dingen erwerb' ich täglich mehr Gewandtheit." Ein andermal hat er von sich nichts zu sagen, als daß er sich seinem Beruf aufopfert, indem er nichts sucht, als wenn es das Ziel seiner Begriffe wäre. Gegen Jacobi nennt er sich einen armen Sclaven der Pflicht, mit welcher das Schicksal ihn vermählt habe, und bittet um Verzeihung, wenn er trocken und

ſchräg ſcheine. So ſtand es innerlich. Nach außen hin änderte ſich ſeine Stellung raſch. Freund und Vertrauter des Fürſten war und blieb er. Am 13. Januar 1779 übernahm er die Kriegscommiſſion, die ihn wieder an eine Menge garſtigen Zeugs anknüpfte und in neue Ekelverhältniſſe führte. Er beſorgte die Recrutenaushebung und nahm dabei wahr, daß er den Geſchäftsſinn unausgebildet gelaßen; er erſtaunte, ſich von Dingen, die der geringſte Menſch leicht begreife, wie durch eine ungeheure Kluft geſondert zu ſehen, ſo daß er glaubte, ſeinen größten Fleiß auf das Gemeine und Alltägliche richten zu müßen. Am 5. Dec. vollzog der Herzog das Decret, das ihm (Schnauß und Lynker) den Geheimdenratstitel beilegte; es kam ihm wunderbar vor, daß er ſo wie im Traum mit dem dreißigſten Jahr die höchſte Ehrenſtufe, die ein Bürger in Deutſchland erreichen könne, betrete. Im folgenden Jahre hatte er neben dem Directorium des Kriegsdepartements auch das des Wegbaus und die Führung der Kaſſen für beide übernommen. Am 10. April 1782 wurde das Adelsdiplom vollzogen; er empfieng es erſt im Juni und konnte ſich gar nichts dabei denken. Die Herzogin Amalie hatte (im Nov. 1781) ihren Sohn überzeugt, daß dieſe Förmlichkeit nötig ſei, um den fortdauernden Anfechtungen des Adels ein Ende zu machen und die kleinen und großen Bedenklichkeiten der umliegenden Höfe zu beſeitigen. Es gieng ihm wie dem Tugendfreund in den Vögeln; ein Stück des weimarſchen Reichs nach dem andern wurde ihm, wie auf einem Spaziergange übertragen; am 11. Juni 1782 übernahm er (nach Kalbs erzwungnem Abgange) das interimiſtiſche Präſidium der Kammer; er hoſte, da alles epochenweis bei ihm gieng, daß die neue Veränderung und Erweiterung ſeiner Beſtimmung ihm und andern wolthuend ſein werde. Aber er meinte doch, es würde ihm wohler ſein, wenn er vom Streite der politiſchen Elemente abgeſondert, den Wißenſchaften und Künſten, wozu er geboren, ſeinen Geiſt zuwenden könne. Recht zu einem Privat-

menſchen geſchaffen, begriff er nicht, wie ihn das Schickſal in eine Staatsverwaltung und eine fürſtliche Familie habe einflicken mögen. An Knebel ſchrieb er gegen Ende des Monats (27. Juni), er habe zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur ſo geſammelt ſeien, daß er mit Ehren bleiben oder abdanken könne; er ſehe aber auch weder rechts noch links. — Es gieng aber glücklicher, als er vorausſetzte. Am 21. April geſtand er demſelben Freunde, es gehe mit den Finanzſachen beßer, als er vorm Jahre gedacht; er habe Glück und Gedeihen bei ſeiner Adminiſtration, halte aber auch das feſteſte über ſeinem Plane und über ſeinen Grundſätzen. Schon 1777 hatte er an der Aufſtellung des Kammeretats Teil genommen.

Was ſagte die Welt dazu? Wielands gutmütige, launiſche Redſeligkeit läßt das erkennen. Am 22. Juni 1776 ſchreibt er an Lavater: „Unſer Goethe iſt nun Legationsrat und ſitzt im Miniſterio unſers Herzogs, iſt Favoritminiſter, Factotum und trägt die Sünden der Welt. Er wird viel Gutes ſchaffen, viel Böſes hindern, und das muß, wenn's möglich iſt, uns dafür tröſten, daß er als Dichter wenigſtens auf viele Jahre für die Welt verloren iſt; denn Goethe thut nichts halb. Da er nun einmal in dieſe neue Laufbahn getreten iſt, ſo wird er nicht ruhen, bis er am Ziele iſt und wird als Miniſter ſo groß ſein, wie er als Autor war." Und an Merck, 2. Juli: „Das Schickſal hat ihn in Affection genommen; es iſt Cäſar und ſein Glück, und Ihr werdet ſehen, daß er ſogar in dieſen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle ſpielen wird. Das erſte, was er jetzt zu thun hat, iſt ſehen. Bis man 1777 zählt wird ihm vom Detail unſrer Sachen wenig mehr fehlen, denn er iſt dahinter wie ein Feind." Goethe und Herder, äußert er im Oct. bedauernd gegen Gebler, werden — beinahe möcht' ich leider ſagen — in der Sphäre ihres Berufs und Amts einen großen Teil ihrer herlichen Geiſteskräfte verbrauchen müßen." — Goethe

iſt bald da, bald dort, berichtet er einige Tage ſpäter an Merck, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben ſein. Im Juni 1777 klagt er dem Darmſtädter Freunde, mit Goethe ſei es, als ob in den fatalen Verhältniſſen, in denen er ſtecke, ihn ſein Genius ganz verlaßen habe; ſeine Einbildungskraft ſcheine erloſchen; ſtatt der allbelebenden Wärme, die ſonſt von ihm ausgegangen, ſei politiſcher Froſt um ihn her; er ſei immer gut und harmlos, aber er teile ſich nicht mehr mit und es ſei nichts mit ihm anzufangen. Im April 1780 bekommt er, wie er Merck klagt, Goethen gar nicht mehr zu ſehen, der weder an den Concerttagen nach Hofe, noch zu ihm komme und beinahe alle Zugänge zu ſich barrikadiert habe. Im Juni findet er Goethe ſimpel und gut, aber äußerſt trocken und verſchloßen, wie er's ſchon lange ſei. Er habe Geſchäfte, Liaiſons, Freuden und Leiden, an denen er nicht teilnehmen laßen könne; er werde immer inacceſſibler, ſeine Spirallinie immer weiter und man komme immer weiter auseinander. Am 5. Mai 1779 freut er ſich, daß der Friede (nach dem bair. Erbfolgekriege) Goethen eben auch wieder Luft ums Herz mache, denn man ſei in Weimar in einer garſtigen Lage geweſen. Am 21. Sept. bemerkt er: Goethe heißt nun Geheimer Rat, wie ers denn vorhin ſchon allzeit war. Der Haß faſt aller hieſigen Menſchen gegen ihn, der im Grunde keiner Seele Leides gethan hat, iſt ſeitdem auf eine Höhe geſtiegen, die nahe an die ſtille Wut grenzt. Nach der Adelserteilung bemerkt Wieland, Goethe habe ein Haus in der Stadt und ſcheine ſich nach und nach immer mehr auf einen miniſterialiſchen Fuß einrichten zu wollen. Beim Beginn des J. 1784 ſchickt ſich Goethe, nach Wielands Bericht an Merck, gut in das, was er vorzuſtellen hat, iſt im eigentlichen Sinn der ehrliche Mann am Hofe, leidet aber nur allzuſichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Laſt, die er ſich aufgeladen hat; er hält bei dem allen Contenance, und läßt den Gram gleich einem verborgenen Wurm an ſeinem Inwendigen nagen. — Fritz Stein beklagte ſich, wenn ſie zuſam-

men giengen oder fuhren, über seine gar zu große Schweigsamkeit und Goethe vertröstete ihn aus Rom auf künftig beßern Verkehr.

Seiner Geschäftsthätigkeit vermochte er sich, wie ernst es ihm auch darum war, nicht ganz zu opfern. Er trieb zwischendurch die heterogensten Dinge. Den eben genannten Sohn der Frau v. Stein nahm er 1783 zu sich ins Haus, unterwies ihn im Rechnen, Schreiben und leitete den anstelligen, aber etwas vernachläßigten Knaben zu geordneter Thätigkeit. Schon im Frühjahr 1777 hatte er die Sorge für einen Schweizerknaben, der einem Baron Lindau das Leben gerettet, nach des letztern Tode übernommen. Der Junge (Peter Baumgartner, oder Imbaumgarten), schreibt er an Lavater, ist nun mein, und wenn ichs recht kann, so soll er, wenn ich die Augen zuthue oder ihn verlaße oder er mich, von niemandem abhängen, weil er von allem abzuhängen fühlen muß. — In höherem Grade erwies er sich seit 1778 gegen einen wundersamen, durch verwickelte Schicksale, nicht ohne eigne Schuld verarmten Mann wolthätig, der sich unter dem fremden Namen Kraft mit seiner Unterstützung (200 Thlr.) in Ilmenau, vorher in Gera aufhielt und dem er den Schweizerknaben zum Unterricht gab, um ihm die Wolthat weniger drückend zu machen. Die an den Mann gerichteten Briefe, die Schöll in den Briefen und Aufsätzen mitteilte, zeigen Gdethe, der äußerlich immer kälter zu werden schien, von so wolwollender, menschenfreundlicher Seite, sind so voll Güte, Schonung und Geduld, wie keine andern von seiner Hand. Des ganzen Verhältnisses gedachte Goethe gegen niemand. Es fiel ihm nie ein, seine guten Thaten vor der Welt leuchten zu laßen. Gleich am Tage seiner Rückkehr von der Schweizerreise (13. Jan. 1780) galt seine erste Sorge dem Schützling; er bezahlte seine kleine Schulden und tröstete für die Zukunft.

Besuche, die nur Goethe galten oder dem Weimar, das ohne Goethe nicht entstanden wäre, drängten sich und nahmen von Jahr

zu Jahr zu. Einer der erfreulichſten war der von Merck. Er kam am 21. Sept. 1777 nach Eiſenach, wurde auf der Wartburg untergebracht und blieb mit Goethe eine Woche zuſammen, lernte auch den Herzog kennen. „Das Beſte von allem, ſchrieb er an Nicolai, iſt der Herzog, den die Eſel zu einem ſchwachen Menſchen gebrandmarkt haben, und der ein eiſenfeſter Charakter iſt. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr ſo viel Auge haben, zu ſehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle ſtehen, von ihren Herren und deren Geſpräche urteilen können. Der Herzog iſt einer der reſpectabelſten und geſcheuteſten Menſchen die ich je geſehen habe und dabei ein Fürſt, und ein Menſch von zwanzig Jahren.“ Als ſie am 28. Sept. früh 8 Uhr ſchieden, blieb Goethe ein tiefes Gefühl der Vereinſamung. Ob bei dieſer Zuſammenkunft die Oekonomie beſprochen iſt, zu welcher Geld durch Merck angeſchafft wurde, bleibt wie die ganze Sache dunkel. Großen Geſchmack muß Goethe wenigſtens nicht an dem Selbſtbetrieb der Landwirtſchaft gewonnen haben, da er einige Jahre ſpäter gegen Knebel, der ſich nach einem kleinen Beſitztum geſehnt hatte, äußerte, er werde niemand, der nicht von der Erde geboren ſei, raten, ſich mit der Erde einzulaßen. Im Sommer 1779 wiederholte Merck ſeinen Beſuch. Goethe ritt ihm nach Erfurt entgegen, wo Merck am 30. Mai eintraf; am folgenden Tage wurden beide von der Herzogin Amalie, welcher der Beſuch galt, Wieland, Einſiedel und anderen auf der Hottelſtädter Ecke, einer weitausſehenden Waldhöhe bei Ettersburg, empfangen, blieben den Tag in Ettersburg und kamen Abends nach Weimar. Am 3. Juni wurde Goethes Jahrmarkt in Ettersburg aufgeführt, am 10. Einſiedels Arzt wider Willen und Goethes Monodrama Proſerpina, am 12. Juli die Iphigenie, in der Goethe den Oreſt, der Herzog Pylades, Corona Schröter die Titelrolle, Knebel den Thoas, Einſiedel den Arkas ſpielte. Am 13. Juli reiſte Merck wieder ab, und traf über

Göttingen und Kaſſel gegen Ende Juli wieder in Darmſtadt ein. — Ein Beſuch andrer Art war der des Engländers Batty, der durch Merck empfolen, dort auftrat und vom Herzoge als Landcommiſſair angeſtellt wurde, um in einigen Teilen des Landes eine Wieſenwäßerung einzurichten. Er entledigte ſich ſeines Auftrages zu vollſter Befriedigung. So einen Menſchen zu haben, meinte Goethe, iſt ein Glück über alles. Die einleuchtende Zweckmäßigkeit ſeiner Anſtalten machte großen Eindruck. — Der alte Eckhof war im Winter 1778 bei Goethe; das Jahr 79 ſcheint ſtiller verlaufen zu ſein; Goethe war meiſt auswärts. Im Sommer 1780 brachte die verwitwete Herzogin Oeſer von Leipzig mit, deſſen praktiſcher Sinn Goethen immer von neuem wieder freute und förderte. „Wenn ich ihn nur alle Monat einen halben Tag hätte, ruft er, ich wollt' andere Fahnen aufſtecken.“ Auch Behriſch, den er ſchon im Dec. 1776 als Prinzenerzieher in Deſſau wiedergeſehen hatte, überraſchte ihn im Juli 1780. Am 14. Aug. war Schröder (auf der Reiſe von Paris über Mannheim und Gotha nach Hamburg) ſein Gaſt. Leiſewiz war gleichfalls im Sommer dort; Goethe gedenkt ſeiner ſo wenig als des einſt gern gehabten Gotter, der öfter dort war. Am Tage vor ſeinem 31. Geburtstage muſte er den ganzen Tag „der ſchönen Frau“ widmen, der Maitreſſe des Herzogs von Braunſchweig, die für Leſſings Emilie Galotti, doch nicht für die Titelrolle, Züge geliefert hatte. Es war die Markiſe Branconi. „Sie iſt immer ſchön, ſehr ſchön.“ Sie ſchrieb ihm von Braunſchweig und dankte artig für ſeine Bewirtung und Führung. Schon im Oct. 1779 hatte er ſie in Lauſanne beſucht und im Sept. 1783 war er ihr Gaſt in Langenſtein, das ihr Prinz Friedrich v. Preußen geſchenkt hatte. Sie kam Goethe „ſo ſchön und angenehm vor, daß er ſich etlichemale in ihrer Gegenwart ſtille fragte, obs auch wahr ſein möchte, daß ſie ſo ſchön ſei. Einen Geiſt! ein Leben! einen Offenmut, daß man eben nicht weiß woran man iſt.“ — Im Mai und Juni 1781

war Garve, den der Hof ſchätzte, länger in Weimar; Goethe hatte wenig mit ihm gemein. Näher kam ihm der von Lavater empfolene Tobler, der im Frühjahr 81 eintraf und erſt im Herbſt wieder gieng. „Tobler iſt gar lieb, ſchreibt Goethe an Lavater, ich kann offen gegen ihn ſein; er erinnert mich in Momenten recht lebhaft an dich, beſonders wenn er munter und ſcherzhaft iſt.“ Auch Herzogin Amalie ſchätzte ihn, durch die ſein befreiter Prometheus in den Merkur kam (1782. 2, 33 ff.). — Um Grimm, die Ruine aus Gottſcheds Zeit zu ſehen, wurde Goethe im Herbſt 1781 vom Herzoge von Gotha eingeladen. „Die Bekanntſchaft mit dieſem ami des philosophes et des grands, meinte er vor der Begegnung, macht gewis, wie ich geſtellt bin, Epoche bei mir. Durch ſeine Augen will ich wie ein ſchwedenborgſcher Geiſt ein groß Stück Land ſehn.“ Nachher war er um eine Entteuſchung reicher; „er konnte nicht viel gemein haben mit einem Manne, der von Paris nach Petersburg gieng.“ Ebenſo mochte es ihm mit dem Abbé Raynal und dem Philologen Villoiſon ergehn; letzterer blieb mehrere Monate; zum Ergötzen des Herzogs machte er poßierliches Zeug; ſeine kritiſch-bibliothekariſchen Nerven waren ſowol gegen feine als grobe Eindrücke ſo abgeſtumpft, daß er in Erfurt, während die Mainzer Garniſon vor der Wohnung des Statthalters abfeuerte, ganz ruhig in einem Fenſter ſchlief, als wär's in ſeinem Bette; „aber doch, nach der Bemerkung des Herzogs, eine ungemein gute Haut und gewis honetter als ſein Vorgänger Raynal.“ Der ſeltſame Theoſophe Oberreit, der einige Wochen blieb und von Wieland mit gutmütigem Humor geſchildert wurde, machte im Oct. den Beſchluß der Wandervögel des J. 1782. Im nächſten Jahre kam Blumenbach von Göttingen (im April), dem ſeine Schrift über den Bildungstrieb raſch Anſehn und Freunde verſchafft hatte. Ihm folgte im Mai der wunderliche Büttner, gleichfalls aus Göttingen, der ſich bald mit ſeinen Hunden, Thieren und Büchern ganz nach Weimar überſiedelte und ſpäterhin durch

ſeinen Nachlaß Goethen in viel mühſelige Arbeit führte. Im Sommer 1784 kamen die Grafen Stolberg mit ihren Frauen auf der Reiſe ins Karlsbad; der alten Mishelligkeit wurde nicht gedacht und ſie gefielen ſich ganz wol in der wunderbaren Atmoſphäre des auguſteiſchen Hofes. Weniger behagte es Claudius, der ſich wie ein Vertriebner nach Hauſe ſehnte. Mit ihm zugleich war Fritz Jacobi in Weimar; ſeine unerſchöpfliche Liebe zu Goethe that auch dieſem wol; ſein Umgang regte ihn zum erneuerten Studium des Spinoza an, der denn freilich dazu beitrug, die Gegenſätze ihres Weſens herauszubilden. Die Kreuzerhöhung des jacobiſchen Woldemars, von der in der Folge die Rede ſein wird, war längſt verſchmerzt und vergeßen. Im October 1784 fand ſich Frau Eliſe v. d. Recke ein, die von ihrem Manne geſchieden war. „Die Dame muß reiſen, um die gelehrten Männer Deutſchlands zu ſehn", ſcherzte Goethes Mutter; „bei mich kommen ſie alle in's Haus, das war ungleich bequemer." Herder war über die vielen Beſuche bittrer geſtimmt: „Das Bethlehem in Juda wird nicht leer; die Weiſen beſuchen es; ich hoffe aber, daß ſie allmählich eine leere Krippe finden und die Wallfahrt unterlaßen." Im Gegenteil; von Jahr zu Jahr wuchs der Zudrang, bei dem die Menge der Prinzen, Grafen und Freiherren, deren Beſuche mehr dem Fürſtenhauſe, als den berühmten Männern galten, gar nicht in Anſchlag zu bringen iſt. Gerade dieſe Gäſte, denen Goethe ſich ſelten entziehen konnte, nahmen ihm Tage und Wochen, ohne ihm etwas für den geiſtigen Haushalt zurückzulaßen. Der Fürſt von Deſſau gehörte zu den Ausnahmen; den Prinzen Auguſt von Gotha, der zwei Jahre älter war als Goethe, gewann er lieb. „Er hat die Kenntnis und das Intereſſe, das unſern fürſtlichen Perſonen fehlt, um das in Bewegung zu ſetzen und zu erhalten, was ſo reichlich bei uns vorräthig iſt und was außerdem jeder für ſich behält. Ich bin ihm herzlich gut und wollte, er wär' unſer; es wär' ihm nütze und uns auch." — Zwiſchen all' dieſem Kommen und

Gehen an benachbarte Höfe ziehen ſich Geſchäftsreiſen hin, die Goethe allein oder mit dem Herzoge machte, Jagdpartien und längere Beſuche beim Adel auf dem Lande, am häufigſten nach Neunheiligen zum Grafen Werthern, deſſen Frau, gewöhnlich die ſchöne Gräfin genannt, der Herzog leidenſchaftlich verehrte.

Sie war das Vorbild der ſchönen Gräfin in dem Roman Wilhelm Meiſter, deſſen früheſte Erwähnung, wenn Goethes Gedächtnis nicht trog, in den Februar 1777 fällt. Im Anfange des folgenden Jahres ſandte er das erſte Buch an Knebel, um von ihm zu hören, ob der Eingang würdige Erwartungen errege. Längere Zeit ruhte dann die Arbeit, zu der er auf ſeinen Wanderzügen in Thüringen vielerlei Material aufnahm. Auf einem Ritt von Erfurt nach Gotha (am 5. Juni 1780) führte er eine Lieblingsſituation wieder aus, ließ das ganze Detail in ſich entſtehen und fieng darüber bitterlich zu weinen an; er hätte viel darum gegeben, wenn das ganze Kapitel aufgeſchrieben wäre; aber lieber durchs Feuer geſprungen, als daß er's ſelbſt gethan hätte! Frau v. Stein, der er dies mitteilte, beredete ihn, den aufgenommenen Faden nicht wieder fallen zu laßen; er gieng zögernd daran und freute ſich, als er am 10. Sept. einige Briefe „des großen Romans", unter dem nur Meiſter gemeint ſein wird, geſchrieben hatte. Aber faſt zwei Jahre ruhte das Werk wieder. Zwar ſollen einige Lieder, die ſpäter im Romane erſcheinen, dem Frühjahre 1781 zuzuteilen ſein, doch ohne äußere Beglaubigung. Erſt am 21. Juni 1782 frohlockt er, daß die erſten Kapitel (des zweiten Buchs) von Wilhelm Meiſter bald in der Ordnung ſeien, und er hofft, dann ſolle die Luſt kommen fortzufahren; am 30. Juni hatte er das zweite Buch im Ganzen zu Stande gebracht; mitunter nahm ihm Frau v. Stein das Mechaniſche des Schreibens ab, er dictierte ihr. Am 23. Aug. las er dem fürſtlichen Ehepaar unter dem Zelte das zweite Buch vor und wurde durch gute Aufnahme erfreut; fertig wurde dieſes Buch aber erſt am 29. Aug. Dann wieder Unterbrechungen; am 18. Oct.

rückte das dritte Buch zu, am 20. waren vier Kapitel in Ordnung und unter des Abschreibers Händen; am 4. Nov. rundete sich das dritte Buch, am 8. lief es zum Ende, am 9. war es um ein Kapitel gerückt und am 12. Nov. früh glücklich beschloßen. Dann ordnete Goethe seine Papiere Alle Briefe, die seit 1772 an ihn gekommen waren, und viel Schreibsal jener Zeiten hatte er ziemlich ordentlich in Päckchen gebunden. Er sonderte sie ab und ließ sie heften. „Welch ein Anblick! Mir wird's doch manchmal heiß dabei!" Aber er ließ nicht ab, er wollte diese zehen Jahre vor sich liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehn wird. Seine Stimmung machte die Operation erträglich und möglich. Auf alle Weise machte es Epoche in ihm. Er begriff immer weniger, was er sei und was er solle. Er fühlte ein unendliches Bedürfnis einsam zu sein. Unter vorgegebnem Unwohlsein entschuldigte er sich vom Hofe und Conseil, blieb zu Hause, that alte Schulden ab und bestellte sein Haus. Er hatte unsäglich ausgestanden. Wer eine glühende Masse auf dem Herde sieht, reflectiert er, denkt nicht, daß so viel Schlacken darin stecken, als sich offenbaren, wenn sie unter den Hammer kommt. So habe er, scheint es ihm, eines gewaltigen Hammers bedurft, um seine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und sein Herz gediegen zu machen. In der Betrachtung des vielfachen Leids, das er in sich überwunden, gleichsam zusammenschrumpfend, weitet er seine Seele mit der Betrachtung wieder aus, daß sie in allen angenehmen und guten Zuständen das Bewustsein ihrer selbst verliere, wie der Körper auch nur durch angenehme Empfindungen wieder an sich erinnert werde, und so meistenteils wer über sich und seinen vergangenen Zustand berichte, das Enge und Schmerzhafte hervorhebe. Dazu müße man, was man von Handlungen gesehen, von Schriften gelesen, chemisch hinzu thun, um ein Bild des Menschen zu gewinnen, wie er etwa möge sein oder gewesen sein. Und er dankt der Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebendigen Wesens

ſo viel Heilungskraft gelegt habe, daß es ſich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrißen werde, ſelbſt wieder zuſammenflicken könne. Und, fügt er, der weder auf dieſem noch jenem Berge betete noch vorgeſchriebene Stunden hatte, Gott zu ehren, hinzu: was ſind die tauſendfältigen Religionen anders, als tauſendfältige Aeußerungen dieſer Heilungskraft! Tiefgreifende Betrachtungen ſolcher Art, die auf die friedloſe Unruhe ſeiner fortarbeitenden, ſich durchkämpfenden, aus dem Druck gewaltſam aufſtrebenden Lebensgeiſter ſchließen laßen, ſchieben ſich faſt zwiſchen alle die größeren Werke, die ihn in dieſer Periode ergriffen, ohne daß er vermocht hätte, ihrer Herr zu werden. Ihm fehlte die Samlung und ungeſtörte Ruhe, Begonnenes ohne Unterbrechung zum Ende zu führen. Kein Wunder, daß er beim Schluß ſelten mit dem Anfang zufrieden war; daß er nach jahrelanger Unterbrechung bei der Wiederaufnahme einer Arbeit ſich durch das Niedergeſchriebene faſt mehr gehindert als gefördert ſah. Er war ein Andrer geworden und konnte die vorgeſchrittene Exiſtenz nur mühſam und deshalb nicht unbefangen auf die frühere zurückſchrauben. Mehr als ein andres Werk, das ſich durch Jahre hinzog, trägt Wilhelm Meiſter, der ihn faſt zwanzig Jahre beſchäftigte, die Spuren dieſer in zwei Rahmen gefaßten Lebensentwickelungen. Im Juni 1783 hatte er wieder ein Kapitel zum vierten Buche geſchrieben, im October recht viel daran dictiert und dabei die Ueberzeugung, *wenn er ſo fortfahren könnte*, mit dem Buche in Einer Woche fertig zu werden. Auf Zuſprache der Frau v. Stein nahm er die ſchon wieder ſtockende Arbeit auf und brachte, genau ein Jahr nach der Vollendung des dritten Buches, das vierte am 12. Nov. 1783 zum Schluße. Die wenigen Bogen verteilen ſich auf eine Strecke von mehr als ſechs Jahren.

Nicht ganz ſo lange beſchäftigte den Dichter der ältere *Egmont*, den er aus Frankfurt mitgebracht hatte. Auch bei dieſer Dichtung war Frau v. Stein die fördernde Treiberin. Am 26. Mai 1779

meldet er ihr, daß der Egmont rücke, obgleich er zum 1. Juni nicht werde fertig werden. Es muß alſo damals eine Möglichkeit geweſen ſein, dieſen Termin der Vollendung überhaupt zu denken, ſo daß dem Trauerſpiel anſcheinend nur noch wenig fehlen konnte. Der Zeitpunkt ſchob ſich jedoch weiter und weiter hinaus. Am 23. Juni war eine Scene am Stücke geſchrieben, alſo wol eine tiefergreifende Umarbeitung im Werke. Zehn Wochen ſpäter erlag der Mut; eine weitausſehende Reiſe ſtand nahe bevor und ehe der Dichter dieſelbe antrat, ſandte er (3. Sept.) der Freundin „was vom Egmont fertig" war. Nach länger als zwei Jahren ſchreibt er (12. Dec. 1781): „Mein Egmont iſt bald fertig", allein er fügt unluſtig hinzu: „wenn der fatale vierte Act nicht wäre, den ich haße und notwendig umſchreiben muß, würde ich mit dieſem Jahre auch dieſes lang vertrödelte Stück beſchließen." Im März des folgenden Jahres (16—17), während der Recrutenaushebung, will er über den Egmont und hofft ihn endlich zu zwingen; iſt er ganz leiſe fleißig, möchte nun Egmont ſo gar gern endigen und ſieht es möglich. Aber die Möglichkeit ſchwindet in der Arbeit, da er (am 20. März) für erforderlich hält, einen alten Geſchichtſchreiber (Strada) zu leſen, um Egmont lebendig zu machen, alſo zum Anfang, zum Quellenſtudium zurückgeworfen iſt. Zwar hat er Hofnung, aber er ſeufzt auch, daß es langſamer gehn werde, als er gedacht. „Es iſt ein wunderbares Stück; wenn ich es noch zu ſchreiben hätte, ſchrieb' ich es anders und vielleicht gar nicht. Ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen ſuchen, das der Würde des Stücks widerſpricht." Dieſe Manier ſaß aber ſo tief im Stück, daß einſtweilen die Arbeit liegen blieb und ſelbſt in ſpäterer Zeit nicht ganz verwiſcht werden konnte. Wie anders müſte Clärchen erſcheinen, die jetzt zwiſchen verſchiedenen Epochejahren des Dichters ſchwankt, von allen etwas behalten hat und doch keinem voll entſpricht. Das Mangelhafte äſthetiſcher Betrachtungsweiſe, die das Gewordne allein

berückſichtigt und ſich über das Werden teuſcht, wird an ſchwankenden Geſtalten dieſer Art recht augenfällig, da ſie ſich gezwungen ſieht, das künſtlich verarbeitete Stückwerk abgelöſt von der Geſchichte des Künſtlers als geſchloßnes Kunſtgebilde hinzunehmen.

Glücklichere Sterne walteten über Iphigenien: am 14. Febr. 1779 wurde ſie begonnen und ſchon am 6. April deſſelben Jahres geſpielt. Freilich bis zur Höhe der Vollendung, in der wir ſie kennen, muſte ſie ſich durch eine Reihe wechſelvoller Jahre hinanarbeiten; aber was anfänglich glückte, blieb, und nur die Form der Proſa wurde in freiere Rhythmen und dann in Jamben umgebildet. Daß auch dieſe Dichtung nicht auf den erſten Wurf in Seele und Geſtalt eins war, lag wieder an den Verhältniſſen, die ihn drückten. Als Goethe Iphigenien begann, den ganzen Tag über ihr brütete, daß ihm der Kopf ganz wüſt war, forderten Straßenbeſichtigungen und Recrutenaushebung ſeine perſönliche Aufmerkſamkeit. So ganz ohne Samlung, nennt er ſich am 14. Febr., nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichterhippogriphen, daß es ſchwer fiel, etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen gekleidet ſei. Er ließ ſich Muſik kommen, die Seele zu lindern und die Geiſter zu entbinden. Nach und nach löste ſich die Seele durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Acten. Er ſaß, im Nebenzimmer ein Quarto, und rief die fernen Geſtalten leiſe herüber. Ein gar guter Brief von ſeiner Mutter war gekommen und er hatte die glückliche Hoffnung, daß ſich eine Scene abſondern werde (22. Febr. 79). Als er mit der „Menſchenklauberei“ fertig war, rückte ſein Stück (1. März) und formte ſich und kriegte Glieder. Nach der Ausleſung (der Recruten, 3. März) ſperrte er ſich einige Tage in das neue Schloß zu Dornburg, um an ſeinen Figuren zu poſſeln, und ſchon am nächſten Tage konnte er dort hoffen, wenn er am 11. oder 12. zu Hauſe komme, daß ſein Stück fertig ſein ſolle; „immer nur Skizze! man muß ſehen, was ihm für Farben aufzulegen.“ Aber

im böſen lärmigen Neſt Apolda war er (5. März) aus aller Stimmung, das Drama wollte nicht fort und er findet es verzweifelt, der König von Tauris ſolle reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte. Es war kein gut Heil und doch quälte ihn eine Scene gar zu ſehr (7. März). Nach der Rückkehr (11. März) ſchrieb er glücklich weiter und hoffte immer mehr und mehr zu Stande zu kommen Am 19. März ſchrieb er den vierten Act auf dem Schwalbenſtein bei Ilmenau, wo ihm der 24. März ohne viel dramatiſches Glück hingieng, aber ſchon am 28. März war Iphigenie in erſter Geſtalt vollendet. Mit größter Haſt wurde ſie ſofort eingelernt und ſchon am 6. April bei der Herzogin Amalie in Gegenwart des Prinzen von Coburg geſpielt und am 12. wiederholt. Im Sommer, als Merck in Ettersburg zu Gaſte war, wurde die Darſtellung wiederholt (12. Juli), Goethe ſpielte den Oreſt, Prinz Conſtantin den Pylades, Corona Schröter die Iphigenie, Knebel den Thoas. Wer die Darſtellung geſehen, war von der Vollendung entzückt. Noch in ſpäten Jahren erinnerte ſich Hufeland derſelben mit erſter Friſche; Goethe in griechiſcher Tracht war ein Apoll, herniedergeſtiegen, um die Schönheit Griechenlands zu verkörpern und im Wort zu beleben: nie war eine gleiche Vereinigung geiſtiger und phyſiſcher Vollkommenheit geſehen. — Im Sommer des folgenden Jahres waren Abſchriften ſchon verbreitet. Lavater hatte Freude daran gehabt; aber Goethe ſelbſt genügte ſein Werk nicht. Zwar wurde die Iphigenie noch am 30. Jan. 1781 zum Geburtstage der Herzogin weſentlich in der alten Form dargeſtellt, aber ſchon im Oct. 1780 war Goethe beſchäftigt, ihr noch mehr Harmonie im Stil zu geben; es geſchah aber, wie ein Brief an Lavater vom 26. Nov. 1781 bekennt, „leider nach ſeinen Umſtänden nur flüchtig.“ Die im April 1781 erwähnte „Ueberſetzung“ in ungeregelte Verſe war damals alſo noch nicht durchgeführt und es bleibt zweifelhaft, ob die im März 1783 an Keſtner nach Hanover geſandte Faßung oder die in

Rhythmen gekleidete die erſte war, von der 1785 in Armbruſters ſchwäbiſchem Magazin zuerſt Scenen gedruckt wurden Erſt in Italien ſollte die reine Form gelingen, die das Vollendete des Stoffs zur unvergänglichen Geſtalt hebt.

Faſt ebenſo ergieng es mit Taſſo, an dem wir ihn in der erſten Hälfte Aprils 1780 beſchäftigt ſehen. Aber Geſchäfte und Hofdichtung (die Vögel) ſchoben ſich ein. Erſt im Spätjahr iſt der erſte Act fertig (13. Nov.). Auf Zureden der Frau v. Stein wurde gleich darauf (15. Nov.) der zweite Act angefangen, am 19. war das Stück gerückt, am 20., obwol wenig geſchrieben, doch nicht ins Stocken geraten; am 23. war die erſte Scene des zweiten Acts ziemlich fertig, am 25. wurde, um nicht ſtecken zu bleiben, etwas geſchrieben; dann trat eine Unterbrechung ein, ſo daß der Dichter am 31. Dec. 1780 mit Bedauern auf ſeinen Taſſo blickt: „er liegt auf dem Pult und ſieht mich ſo freundlich an, aber wie will ich zureichen; ich muß auch alle meinen Waizen unter das Commiſſbrod backen.“ Im Frühjahr 1781 wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Da Frau v. Stein ſich alles zueignen wollte, was Taſſo ſage, ſo hatte der Dichter, wie er ſcherzend rühmt (am 19. April), ſchon ſo viel an ſie geſchrieben, daß er nicht weiter konnte. Dann giengs ununterbrochen weiter. Am 21. Apr. weckte ein Regen zu Taſſo. „Als Anrufung an dich, ſchreibt er der Freundin, iſt gewis gut was ich geſchrieben habe, ob's als Scene und an dem Ort gut iſt, weiß ich nicht.“ Am 9. Mai lebte Taſſo in des Dichters Kopf und ließ ſich durch nichts irren; nicht ganz vier Wochen ſpäter (5. Juni) erhielt die Freundin Erlaubnis, den Taſſo an Knebel zu ſenden und am 31. Dec. rief Goethe Lavater zu: Taſſo werdet Ihr nun haben. — Auch dies Stück war in Proſa geſchrieben und erſchien ſpäter dem Dichter ſo unglücklich geraten, daß was daſtand zu nichts zu gebrauchen war.

An Fauſt wurde nicht gerührt. Was Goethe am 16. Juli

1780 Abends dem Herzoge von Weimar, dem Herzog Ernſt Ludwig von Gotha und deſſen Bruder dem Prinzen Auguſt vorlas, ſtammte noch aus Frankfurt her und blieb unverändert bis zur italieniſchen Reiſe, und auch dann wurde nichts Weſentliches hinzugethan. Es war nur Fragment, aber ein Bruchſtück, in dem der volle Werth des Ganzen liegt.

Gleiches läßt ſich von der Tragödie Elpenor nicht ſagen. Die zwei Acte, bei denen es leider geblieben iſt, laßen eine große Compoſition ahnen, die, wenn ſie durchgeführt wäre, mit Iphigenie wetteifern könnte. Aber auch dies Stück ſcheiterte an den weimarſchen Verhältniſſen. Angefangen wurde es am 11. Aug. 1781; am 19. war Ausſicht auf Vollendung der zweiten Scene. Dann nach faſt zweijähriger Unterbrechung finden wir wieder eine Erwähnung des Stücks (1. März 1783), das ſich ins Weite zieht, mehr Körper kriegt, aber „auf keine Weiſe fertig wird." Es war zur Feier des Kirchganges der Herzogin (nach der Geburt des Erbprinzen) beſtimmt und gerade der äußere Zwang, der ſich bei leichtfertigeren Dingen ertragen ließ, wirkte hier bei dem großen ernſten Gegenſtand ſtörend und erdrückend. Seit dem 5. März 1783, wo die zwei erſten Acte vollendet waren, iſt keine Hand wieder daran gelegt.

Nicht glücklicher war er mit dem Gedicht: Die Geheimniſſe, das er im Sommer 1784 begann*). Im nächſten Frühjahr (28. März 85) waren die Strophen fertig, bei denen es geblieben iſt. Goethe ſeufzte: Das Unternehmen iſt zu ungeheuer für meine Lage. An der Deutung des Gedichtes, das nicht einmal bis zur vollſtändigen Expoſition vorgedrungen iſt, hat ſich Düntzer verſucht;**) Goethe ſelbſt hat ſpäter Mitteilungen über den Plan gegeben.

---

*) Die Geheimniſſe, in die er ſich am 24. Juni 1782 ſtürzen will, wie er an Frau v. Stein ſchreibt (2, 215) ſind nicht das Gedicht, ſondern die Johannisloge. Goethe war 1780 Freimaurer geworden. — **) Morgenbl. 1852. Nr. 10

Kleinere lyriſche Gedichte gelangen in dieſen Jahren einige, je kleiner deſto beßer; die ausgeführteren wurden entweder in ſpäterer Zeit zu der reinen Form geführt, in der ſie unter den Gedichten ſtehen, oder ſie entſtanden außerhalb Weimars in einer freieren Stimmung und kräftigern Samlung des Gemüts. Eins der ſeelenvollſten, Ueber allen Gipfeln, entſtand am 6. Sept. 1780*) Abends im Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, wo Goethe übernachtete. Auf derſelben Herbſtfahrt entſtand (in Kaltennordheim 15. Sept. 1780) das Gedicht Welcher Unſterblichen, vielleicht auch „Das Göttliche. Edel ſei der Menſch", die beide auf das Elend Bezug nehmen, das Goethe auf dieſen Rundreiſen durch Weimar-Eiſenach kennen lernte. — Sämmtliche kleine Gedichte an Lida (Frau v. Stein) fallen in dieſe Zeit, von denen aber wenige ohne ſpätere Ausfeilung geblieben ſind. Selbſt für die Epigramme im Geſchmack der Griechen, in denen im Dec. 1784 viel gethan wurde, wollte ſich ſelten ſogleich die claſſiſche Form finden, die in ſpäterer Zeit durch kleine meiſterhafte Aenderungen willig ſich erreichen ließ. Am deutlichſten ergibt ſich die Meiſterſchaft Goethes, ſeine Gedichte, die urſprünglich alle aus wirklichen Anläßen hervorgiengen, durch Tilgung kleiner realiſtiſcher Momente und leiſe Aenderung der Form vom beſondern Fall loszumachen und zum allgemein Menſchlichen zu erhöhen, wenn man die urſprüngliche und die ſpätere aus den Gedichten bekannte Faßung des Gedichtes An den Mond (Fülleſt wieder) vergleicht. Es entſtand, als ſich die arme Chriſtel (Fräulein v. Laßberg), die ſich von ihrem Geliebten, dem Schweden Wrangel, verlaßen wähnte, im Januar 1788, wie es hieß mit Werthers Leiden in der Taſche, unweit von Goethes Garten in der Ilm ertränkt hatte. Die ältere Form findet ſich in den Briefen an Frau v.

*) Nicht am 7. Sept. 1783. Vgl. Blätter für Lit. Unterhaltung. 1857. Nr. 30, und 1858. S. 22.

Stein. Zur Vergleichung nur die drei letzten Strophen, die vom überschwellenden Fluß zum Allgemeinen führen:

1778: Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt,
Und bei Frühlings-Lebenspracht
An den Knospen quillt.

Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

1790: Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Die Störungen, die das Geschäftstreiben dem Dichter bereitete, sind vorhin geschildert; das Vergnügen des Hofes veranlaßte ihn zu einer Reihe von Arbeiten und Dichtungen, die auch wohl andre hätten machen können. Man sagt gewöhnlich, Goethe habe das weimarsche Liebhabertheater geschaffen und den Lustbarkeiten dadurch einen höheren idealern Charakter gegeben. Da die meisten Arbeiten andrer sich neben den seinigen nicht erhalten haben, gewann die Behauptung viel Scheinbares; richtig ist sie deshalb keineswegs. Die Vergnügungen des Hofes hatten wesentlich denselben Charakter schon vor Goethes Ankunft; er passte sich demselben an. Und wenn seine Dichtungen für die Lustbarkeiten des Hofes jetzt bedeutender erscheinen als die der übrigen Poeten, Einsiedels, Bertuchs, Musäus', Gotters und andrer, so ist es nur, weil sein Name sie hebt und das gute Vorurteil, das aus seinen unabhängigen Dichtungen für ihn gewonnen ist, ihnen zu statten kommt. Er selbst hat sich damals wenigstens über den Wert seiner Hofdichtungen nicht getäuscht. An Lavater schreibt er im Febr. 1781, die letzten Tage der vorigen Woche habe er im Dienst der Eitelkeit zugebracht; man übertäube mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigne und fremde Not. Selbstbeschwichtigend setzt er

hinzu, er tractiere dieſe Sachen als Künſtler und ſo geh's noch. Reime bei dieſer Gelegenheit gemacht werde Lavater vielleicht durch den Muſiker Kaiſer erhalten. Wie Lavater die Feſte der Gottſeligkeit ausſchmücke, ſo ſchmücke er die Aufzüge der Thorheit. Aber der Künſtler wurde manchmal bei Seit geſchoben und der Dichter klagt, daß er im Fall der Not, heimlich voll Verdruß, die Lichter putzen müße.

Bevor die Reihe der Hoffeſte, an denen Goethe thätigen Anteil hatte, gemuſtert wird, möge an die großen zum Teil titaniſchen Arbeiten erinnert werden, die zur Verſchönerung der Umgegend von Weimar unter ſeiner ſteten und beſondern Leitung vollbracht wurden. Die Parkanlagen, mit denen er im März 1778 den Anfang machen ließ, nannte Wieland Goethes neueſte Poemata und pries ſie als eine wunderbar künſtliche, anmutig wilde, einſiedleriſche und doch nicht abgeſchiedene Art von Felſen- und Grottenwerk, die der Herzog nach Goethes Invention und Zeichnung an der Ilm angelegt habe. Die Arbeiten zogen ſich durch mehre Jahre und wurden zuweilen unterbrochen, zuweilen auf Eine Stelle zuſammengedrängt. Gleich im erſten Jahre, als der Namenstag der Herzogin Louiſe (9. Juli 1778) im Freien gefeiert werden ſollte und der urſprüngliche Plan durch Austreten der Ilm und Verſchlammung des Sterns im Park vereitelt war, ſchuf Goethe Erſatz, indem er das ſ. g. Kloſter erbaute. An einer hochgelegenen Stelle wurde unter Bäumen und Geſtein des Abhanges ein Platz und vor demſelben eine Einſiedelei hergeſtellt, wo die Herzogin und ihr Geleit von verkleideten Camaldulenſern, unter ihnen der Herzog und Goethe als Pater Decorator, empfangen, in die Hütte geführt und dann auf dem freien Platze bewirtet wurden. Das kleine Drama, das dabei aufgeführt wurde, hatte Seckendorf gedichtet. Der Platz blieb lange der Lieblingsaufenthalt des Hofes; der Herzog wohnte dort wochenlang ganz allein, und die Oberhofmeiſterin, Gräfin Gianini, deren Gunſt ſich

Goethe weder erwarb, noch zu erwerben der Mühe wert hielt, hat in dem kleinen Raume, der ihr beim ersten Betreten offnes Misbehagen verursachte, in der Folge oft verweilen müßen. — Wenige Wochen darauf, im Aug. 1778, überraschte Goethe die Herzogin Amalie, die kürzlich von einer Rheinreise zurückgekehrt war, mit einem Anblick, der, nach Wielands Schilderung, mehr einer realisierten dichterischen Vision als einer Naturscene ähnlich sah. Nach einer kleinen Abendmahlzeit in der Einsiedelei öffneten sich die Thüren: das ganze Ufer der Ilm in Rembrandts Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect über allen Ausdruck machte. Als die Gesellschaft die kleine Treppe der Einsiedelei hinabstieg und zwischen den Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die den Platz mit einer Ecke des Sterns verband, hingieng, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner rembrandtischer Nachtstücke, die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein wunderbares Leben bekamen, daß Wieland „Goethen vor Liebe hätte freßen mögen." In solchen Dingen war der Dichter stark und unermüdlich; von der Illumination zur Feier des Umzuges von Belvedere nach Weimar und wieder bis zu den Festkränzen für die nach Ettersburg oder Belvedere Zurückkehrenden gieng alles durch seine Hand; er hatte die Sorge für Fußböden, Oefen, Treppen und Nachtstühle.

Den Geburtstag der Herzogin Louise, 30. Januar, ließ er in den ersten Jahren fast nie ohne dramatische Feier vorübergehen. Lila's zum Geburtstage 1777 ist schon gedacht. Das dort behandelte Thema der phantastischen Empfindsamkeit nahm er im Sept. 1777, als er zu Eisenach durch Zahngeschwulst aufs Zimmer beschränkt war, in etwas anderer Wendung wieder auf. „Ich habe eine Tollheit erfunden, eine komische Oper, die Empfindsamen, so toll und grob als möglich, die ich Philipp (seinem Diener) gleich zu dictieren anfieng. Wenn Seckendorf sie componieren will, kann

ſie den Winter geſpielt werden.“ Die Oper wurde alſo urſprünglich nicht gerade für den Geburtstag, aber doch für das Hofvergnügen beſtimmt. Bald jedoch, als ſich Beßres nicht einſtellen wollte, erhielt die Arbeit ihre Beſtimmung für den 30. Jan. Gegen Schluß des Jahres hielt er ſich zu Haus, um mit dem ſechſten Acte fertig zu werden und am Geburtstage der Herzogin, 30. Jan. 1778 wurde das Stück unter dem Titel die geflickte Braut aufgeführt und am 10. Febr. wiederholt; jetzt heißt es der Triumph der Empfindſamkeit, eine dramatiſche Grille. Goethe ſpielte darin den König Andraſon — Augen, Geberden, Ton, Geſticulation, alles in allem glich, wie der Kammermuſikus Kranz ſchreibt, der Mutter und wer ſie geſehn, war aus dem Theater in die Casa santa entrückt, wie Goethes Elternhaus genannt wurde. — Als Gelegenheitsſtück, als Tollheit erfüllte die Operette ihren Zweck der Unterhaltung, nur hätte die admiratio omnivorans nichts Tieferes darin ſuchen ſollen. Es iſt die übermütige Verſpottung der Empfindſamen im Publikum, die den Aufwand ihrer Gefühle mit fremden Empfindungen beſtreiten, die nicht durch das friſche Leben, ſondern durch Bücher aus zweiter Hand an- und aufgeregt werden. Prinz Oronaro führt eine gemachte Natur von Wald, Mondſchein, Vogelſang mit ſich und zugleich die Figur einer Geliebten, die mit allerlei Büchern der empfindſamen Literatur ausgeſtopft iſt. Zu den Empfindſamkeiten, dem Siegwart, dem guten Jüngling, der neuen Heloiſe und andern Büchern, die das Eingeweide der Puppe bilden, hat Goethe gutmütig auch die Leiden des jungen Werthers gefügt, ob ſchon urſprünglich oder erſt bei der Herausgabe der Schriften (1787), iſt nicht auszumitteln. Uebrigens iſt das Stück das, wofür es Goethe ausgiebt, toll und grob; toll, weil es die ausſchweifendſte Carricatur überbietet, und grob nicht durch die Angriffe auf die Empfindſamkeit, ſondern weil es die Zuſchauer mit dem amüſiert was es verſpottet: den Decorationen und Maſchinerien und dem Monodrama Proſerpina, das einige Zeit früher

entſtanden war und hier eingeſchaltet wurde, nicht frevelmütig wie es ſpäter hieß, ſondern mit dem richtigen Blick, daß ohne ein ſolches Gegengewicht die Späſſe des Stücks allzu leicht erſcheinen und Ueberdruß erwecken konnten. In dieſer dramatiſchen Grille und einigen Stücken von Lenz, die ebenſo toll von der Bühne ins Publikum und wieder auf die Bühne ſpringen, waren die Muſterbilder der romantiſchen Schule gegeben, deren Ironie niemand mehr für etwas anderes als für ein Surrogat der Poeſie anerkennt.

Poſſen, Parodien und dergleichen lächerliche für den Augenblick berechnete Amuſements waren an der Tagesordnung. Die wenigſten ſind bekannt geworden, manche nur durch zufällige Erwähnung. Am 3. Sept. 1779 wurde Einſiedels Eurydice geſpielt, eine Parodie nach dem Engliſchen. Die Herzogin Amalie ſpielte die Titelrolle, Oberforſtmeiſter von Wedel den Orpheus, die Gräfin Bernſtorf die Proſerpina, Knebel und andere die Seelen. Toll genug gieng es dabei her. Aus Wielands Alceſte, die viel zu der Poſſe hatte hergeben müßen, war auch die herzbrechende Arie: „Weine nicht du meines Lebens Abgott“ eingeſchaltet und der Abgott wurde mit einem langen gottserbärmlichen Poſthorntriller ausgeziert, was Wieland, der dabei war, gar zu ſehr über den Spaß zu gehen ſchien. Er durfte ſich aber kaum beklagen. Andere wurden auch nicht geſchont. Im Auguſt 1779 hatte Goethe Jacobis Woldemar an eine Buche genagelt und aus den Zweigen des Baumes zum Ergötzen der Geſellſchaft eine Standrede über den armen Schächer gehalten. Jacobi, Forſter, Wieland nahmen das tief übel, bis nach der Schweiz zu Lavater drang die Kunde. Dieſem Freunde antwortete Goethe am 7. Mai 1781 auf ſeine Frage: „Ueber Woldemars Kreuzerhöhungsgeſchichte kann ich dir nichts ſagen, das Factum iſt wahr. Eigentlich iſts eine verlegene und verjährte Geſchichte, eine Albernheit, die du am beſten ignorierſt. Wenn ich Papier und Zeit verderben möchte, ſo könnt ich dir wol das Nähere ſagen, es iſt aber nicht der Mühe werth.

Digitized by Google

Der leichtſinnig trunkne Grimm, die mutwillige Herbigkeit, die das halb gute verfolgen und beſonders gegen den Geruch von Prätenſion wüthen, ſind dir in mir zu wohl bekannt. Und die nicht ſchonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch. Viel von dieſem allem wird verſchlungen in thätiger Liebe." Goethes Gewißen iſt hier wenigſtens billiger als ſeine Vergötterer, die ſich faſt entrüſten, daß dieſe Verhöhnungen eines Freundes vor einer lachenden Hofgeſellſchaft von dem Getroffnen und ſeinen Freunden nicht gleichmütig aufgenommen wurden. Goethe erklärt die Thatſache, die jene glauben rechtfertigen zu müßen. Er war offenbar am Anfange eines Abweges, der ſeinem Herzen gefährlich werden konnte; er der nicht hatte leiden können, daß Herder Wortſpiele mit ſeinem Namen trieb, weil ein Name zum Menſchen gehöre, opferte die Werke ſeiner Freunde und ſeine eignen dem Gelächter eines Hofes; er ſchuf Werke, bei denen es ihm weder mit dem Scherz noch dem Ernſte recht zu Mute war; die große offne immer aus dem Vollen thätige Natur des Dichters ließ ſich von Launen beſtimmen und zur zweideutigen Form der Ironie niederdrücken. Es war etwas ungeſund geworden in dieſer reinen Geſundheit. Die Schweizerreiſe, von der ſpäter die Rede ſein wird, trat wolthuend dazwiſchen.

Auf derſelben dichtete Goethe die Operette Jery und Bätely. „Die Scene iſt in der Schweiz; es ſind aber und bleiben Leute aus meiner Fabrik. Kaiſer ſoll ſie componieren und wenn ers trifft, wird ſichs gut ſpielen laßen; es iſt eingerichtet, daß es ſich in der Ferne bei Licht gut ausnimmt." Auch dieſe Oper war offenbar zur Geburtstagsfeier der Herzogin beſtimmt. Die Muſik hielt aber, da Kaiſer ſie nicht lieferte, auf und wurde ſpäter von Seckendorf geſetzt; im Mai 1780 war Probe, die ſo ziemlich gut ausfiel; am 30. Juni war ſie noch nicht flott geworden und erſt am 22. Juli 1782 gelangte ſie, nachdem mehrfache Proben in Goethes Garten vorgenommen waren, zur Darſtellung und lief gut ab. Anſtatt der

Operette wurde zum Geburtstage der Herzogin 1780 der raſch hingeworfene Aufzug der vier Weltalter dargeſtellt, der aus Irrtum dem J. 1782 zugeteilt iſt. Jery und Bätely wurde in Italien umgearbeitet. — Im Jahr 1780 begann Goethe Material für eine Lebensgeſchichte des Herzogs Bernhard von Weimar zu ſammeln. An Merck ſchrieb er im April: „Ich habe dazu viel Documente und Collectaneen zuſammengebracht und will, wenn ich erſt den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zuſammengelegt, ausgeſchmückt und eine Menge ſchönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgeſtreut habe, ihn einmal bei ſchöner trockner Nachtzeit anzünden und auch dieſes Kunſt- und Luſtfeuer zum Vergnügen des Publici brennen laßen.“ Im Juni denkt er ſchon daran, das Bildnis des Herzogs von Lips ſtechen zu laßen. An Lavater ſchreibt er dabei, er ſammle nach ſeiner Art, um aus dem Vorrat bei glücklicher Zeit ein Feuerwerk zu machen. „Sein und ſeiner Brüder Familiengemälde intereſſirt mich noch am meiſten, da ich ihren Urenkeln, in denen ſo manche Züge leibhaftig wiederkommen, ſo nahe bin.“ Wollte er die Gegenwart in der Vergangenheit wiederfinden oder aus der Geſchichte eine Folie der Gegenwart machen? Es war kein Hofpoem, was ihm vorſchwebte, aber ſeine Verbindung mit dem Fürſtenhauſe brachte ihn auf den Gedanken. Es blieb dabei. Die Sammlungen ſollten auf der Weimarer Bibliothek ſein, ſind aber nicht da.

Sehr bezeichnend für Goethes Art zu arbeiten und die Umſtände, die ihn trieben und hemmten, iſt die Entſtehungsgeſchichte ſeiner Skizze nach den Vögeln des Ariſtophanes, bezeichnend bis auf den Wortlaut der Quellen. Montag den 12. Juni 1780 traf der Herzog von einem Ausfluge nach Wörlitz wieder in Weimar ein und brachte Oeſer von Leipzig mit: „Er bleibt vierzehen Tage in Ettersburg; er hat ſich verbindlich gemacht, in dieſer Zeit eine Decoration zu malen, und Goethe ſoll in eben dieſer Zeit ein Stück dazu verfertigen; er wird's thun und die angefangenen

ariſtophaniſchen Vögel dazu nehmen." So ſchreibt der Herzog am 15. Juni an Knebel; am Tage vorher Goethe an Frau v. Stein: „Oeſer will in Ettersburg eine Decoration malen und ich ſoll ein Stück machen; dieſe Woche hab' ich noch zu thun; wenn es von Sonnabend über den Sonntag (17.—18. Juni) fertig werden kann, ſo mag's gehen, ich will's der Göchhauſen dictieren und wie ich's im Kopfe habe, ſoll's in 12 Stunden incluſive Eßen und Trinken fertig ſein. Wenn's nur ſo geſchwind gelernt und die Leute ins Leben gebracht wären. Ich will die Vögel nehmen, eigentlich nur die oberſten Spitzen oder den Rahm abſchöpfen, denn es muß kurz ſein. So kommt noch die Thorheit und macht uns neu zu ſchaffen. Thut nichts; es bringt doch die Menſchen zuſammen, unterhält den Prinzen, dem eine große Rolle zugedacht iſt, und bringt ihn von Tiefurt weg." Es wurde hier wirklich der Anlauf genommen, aus der Not eine Tugend zu machen; die aufgedrungene Arbeit ſollte zugleich für die Erziehung des Prinzen Conſtantin nutzbar gemacht werden, deſſen ungeregelte Wirtſchaft in Tiefurt allerlei Maßregeln nötig machte, deren Abſicht ihm nicht zu deutlich und fühlbar werden durfte. — Die Raſchheit, mit der Goethe zu Ende zu kommen dachte, blieb aus. Im Juni war zwar „der erſte Act" bald fertig und Goethe rief der Frau v. Stein zu: „Ich wollte, Sie könnten an Plattitüden ſo eine Freude haben wie ich. Das Stück würde Sie herzlich lachen machen." Sonntag (25. Juni) war er in Ettersburg und dictierte der Göchhauſen mit dem lebhafteſten Mutwillen an den Vögeln. Oeſer gieng am 28. Juni zurück; ſeine Decoration war fertig; von den Vögeln heißt es kleinlaut: ſie rücken vor. Am Freitage (30. Juni) arbeiten Schuchmann und Mieding mit aller Kraft an den Masken zu den Vögeln und für Goethe ſind einige Vorfälle und die Luſt mit den Vögeln, die er immer Sonntags der Göchhauſen dictiert hat, gute Sterne in der Dämmerung geworden. Am Montag 3. Juli iſt „der erſte Act der Vögel" nahe

fertig. Am 14. August ist bereits eine Abschrift der Vögel vorhanden, die er von Frau v. Stein zurückerbittet, um sie seiner Mutter zu schicken. Am 15. Aug. (Dienstag) wünscht der Herzog die Vögel zu Ende der Woche, „da gibts noch was zu treiben!" Es wurden rasch Proben, Hauptproben, Privatproben gemacht und am Abend des 18. Aug. ist „die Komödie gut gegangen." Die Bearbeitung des Aristophanes war zur Bearbeitung der Exposition zusammen geschmolzen, der „erste Act" blieb der einzige. Da wo das Lustspiel bedeutend werden muste, vor der Einrichtung des Staates der Vögel, bricht es mit einer sophistischen Rede ab, die aus nichts alles macht, aber ein Alles das ein Nichts ist. Goethe selbst hatte seine mutwillige Freude an den Plattheiten des mäusefangenden Papageien, des mäusefreßenden Schuhus — und die unbedingten Bewunderer suchen nach der Grundidee des Stücks, das über einige literarische Scherze und Schönrednerei als Selbstzweck nicht bis zur Aufstellung der verkehrten Welt gelangen konnte!

„In Ettersburg, schrieb der Herzog an Knebel (26. Aug. 1780), florieren die Künste; künftige Woche wird aufs Neue das Waldd r a m a vermehrt und verbeßert herausgegeben." Er meinte Einsiedels Z i g e u n e r, eine Oper, die mit Liedern und Einlagen Goethes versehen war.

Der Geburtstag der Herzogin wurde 1781 durch die Iphigenie gefeiert. Goethe spielte wieder den Orest und hoffte, trotz eines Unwohlseins (er litt am Halse) durch sein Spiel vergeßen zu machen, daß ihm was fehle. Vorher am heil. Dreikönigabend war in der fürstlichen Gesellschaft, in Gegenwart des Prinzen von Meiningen, Goethes Gedicht E p i p h a n i a s f e s t im Costüm von zwei Sängern und Corona Schröter vorgetragen und „der Spaß wurde sehr glücklich aufgenommen." Auf einer der üblichen Redouten erschien unter den Maskenzügen der Z u g d e r L a p p l ä n d e r mit Goethes Versen aufgeführt und am 16. Febr. der A u f z u g d e s W i n t e r s (wiederholt am 8. Febr. 1782), wobei

Digitized by Google

Goethe den Schlaf, Frau v. Stein die Nacht darstellte. Auf diese Lustbarkeiten beziehen sich die obenmitgeteilten Aeußerungen gegen Lavater vom Dienst der Eitelkeit. (Ein am 30. Mai an Kestner gesandtes „Nachspiel" waren die Vögel.)

Nach so vielen dramatischen Amusements, die Goethe dem Hofe gegeben, hielt es die Herzogin Amalie für angemeßen, auch ihm eins zu bereiten. Es waren damals chinesische Schattenspiele sehr beliebt. Zwischen Licht und aufgespanntem weißen Tuche wurden Figuren bewegt, die je nachdem sie vom Lichte fern waren oder ihm nahe kamen, klein oder groß erschienen. Eine Spielerei dieser Art, mit Reimen und Musik von Seckendorf, wurde am 28. August 1781, dem 32. Geburtstage Goethes ihm zu Ehren in der Mooshütte des Tiefurter Parks gegeben: Minervens Geburt. Jupiter, vom Maler Kraus mit colossalem Kopf von Pappe dargestellt, verschlang die Metis, litt heftige Kopfschmerzen; Ganymed auf dem Adler reitend, reichte ihm vergeblich die Nektarschale, holte den Aeskulap, der, wiewol vergeblich, den Kranken an der Nase zur Ader ließ. Als ihm aber Vulkan, vom Herzoge dargestellt, den Schädel gespalten, stieg Minerva (Corona Schröter) hervor, erst klein, endlich in ganzer Größe erscheinend. Sie ward vom Vater und andern Göttern beschenkt, geschmückt, bejubelt. Im dritten Acte fand die Göttin im Buche des Schicksals den heutigen Tag als einen der glücklichsten bezeichnet, da vor nun 32 Jahren der Welt einer der besten und weisesten Menschen geschenkt worden. Ein Genius schrieb Goethes Namen in die Wolken, den Minerva mit dem Kranze umflocht und die ihr gebrachten Göttergeschenke, Apolls Leier, der Musen Blumenkränze u. s. w. ihm weihete. Die Peitsche des Momus, an deren Riemen Aves zu lesen war, hatte sie bei Seit gelegt, während in feurigen Inschriften Iphigenie und Faust hervortraten. Aber zum Schluß kam Momus wieder und hieng auch dieses Attribut zu den andern Weihegeschenken. Goethe berichtet der Frau v. Stein am andern

Tage, das Schauspiel sei sehr artig gewesen, die Erfindung sehr drollig und für den engen Raum des Orts und der Zeit sehr gut ausgeführt. (Textabdrücke existiren noch in Weimar.)

Einige Monate ruhten dann die dramatischen Lustbarkeiten. Die Herzogin Amalie eröffnete darauf (am 24. Nov. 1781), wie sie an Knebel schreibt, das Theater mit einem Schattenspiele, welches die Geschichte des Königs Midas repräsentierte; „was darauf erfolgen wird, steht zu erwarten." Zunächst erfolgte darauf (Weihnachten 1781) von Goethe Das Neueste von Plundersweilern. Nachdem die Herzogin Amalie ihre Christbescherungen, die in einem geräumigen Zimmer auf Tischchen, Gestellen, Pyramiden ausgebreitet waren, verteilt hatte, wurde ein auf einem vergoldeten Gestell eingerahmtes, bis dahin verdecktes Aquarellbild des Malers Kraus enthüllt. Man erblickte durch die Fenster einer Reihe von Dachstuben eine Menge schreibender Hände ohne einen einzigen dazu mitwirkenden Kopf. Der Marktschreier von Plundersweilern in Gesellschaft Hanswursts trat herein, begrüßte die Gesellschaft und deutete das Bild auf die deutsche Literatur der nächstvergangnen Jahre mit Goethes Versen aus, den literarischen Jahrmarkt mit der Lesewelt, der leichtfertigen Tagesliteratur, dem Verlage soliderer Schriften, der Kritik, den Autoren unter denen Goethe sich selbst wieder mit seinem Werther preisgibt. Der Göttinger Dichterbund, Klopstock mit seinen Anhängern, Wielands Merkur, die pomphaften Odendichter, die tändelnden Lyriker, Götz von Berlichingen und in seinem Gefolge die wilde Jagd des Genies, die titanischen Poeten, die deutschtümelnden Dichter, das deutsche Theater mit der gravitätischen Alten im Reifrock, der Repräsentant des französischen Geschmacks, von einer kürzlich angekommnen jungen Rotte bedrängt, die eine ganze Welt auf das Theater zusammendrängen will — das und anderes wurde mit leichtem Scherz gestreift, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Anwesenden, die

ſich getroffen fühlen mochten. Es war ein Vorſpuk der Xenien und der Walpurgisnacht.

Für den Geburtstag der Herzogin 1782 hatte Goethe ein Feſtſpiel ſchon zu Anfang December 1781 entworfen; am 29. war es fertig, am 10. Januar wurde die erſte Probe gehalten. Es war Amor, der in den Briefen jener Zeit als Comédie-Ballet vielfach erwähnt wird. Eine Fee und ein Zauberer, berichtet die Göchhauſen an Merck, hatten einen mächtigen Geiſt beleidigt und ſich dadurch um das Vorrecht ewiger Jugend gebracht. Sie wurden alt mit allen Feen und Zauberern die ihnen ergeben waren. Dieſe Strafe ſollten ſie dulden bis in gewiſſen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen allen fehlte. Dazu vereinigten Fee und Zauberer ihre Macht. Die Berggeiſter wurden beſchworen, Feen, Gnomen und Nymphen thaten ihr Mögliches, das Abenteuer wurde beſtanden, der große Karfunkel herbeigebracht, geöffnet und Amor ſprang heraus. Augenblicklich wurden aus einem Theater voll alter Mütterchen und Gnomen lauter ſchöne Mädchen und Jünglinge. Das Ganze war mit Geſängen und Tänzen gemiſcht und ſchloß mit einem großen Ballet, in dem Amor der Herzogin die Verſe übergab, die unter den Maskenzügen (N. 5) gedruckt ſtehen.

Zwei Tage ſpäter, Freitag 1. Febr., producierten ſich auf der Redoute neun weibliche Tugenden, die in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, der Herzogin durch die Beſcheidenheit Kränze überreichen ließen, die mit einem Bande geflochten waren, auf dem Goethes Verſe gedruckt ſtanden (Maskenzüge N. 4. Graf Werther führte einen Aufzug der vier Jahreszeiten, die er mit franzöſiſchen Verſen ausgeſtattet hatte.)

Kurz vor dem Geburtstage der Herzogin, am 27. Jan. 1782, war der Hoftiſchler und Theatermeiſter Mieding, das eigentliche Factotum bei allen weimarſchen Theaterluſtbarkeiten, nach längerm Kränkeln, doch bis ans Ende thätig, geſtorben. Gleich nach der

Redoute fieng Goethe an, ſeinem Andenken einen Kranz à la façon zu weihen, wie der Herzog an Knebel ſchreibt (8. Febr.); „es ſind treffliche Sachen in dieſem angefangnen Werke.“ Am 16. März ruft Goethe der Frau v. Stein zu: „Mieding iſt fertig. Mir ſcheint das Ende des Anfangs nicht unwerth und das Ganze zuſammenpaſſend.“ Das wunderbare Gedicht, das im leichteſten Alltagstone die tiefſte Empfindung ausdrückt, wollte Goethe ſpäter als Parentation auf ſich ſelbſt angeſehen wißen. Wie Mieding auf der Bretterwelt des Theaters war Goethe auf der damaligen Bühne der Welt „der Mann der nie gefehlt, der ſinnreich ſchnell, mit ſchmerzbeladner Bruſt, den Lattenbau zu fügen wol gewuſt.“

Im Sommer 1782 faßte Goethe mehre früher gedichtete Lieder in ein Singſpiel zuſammen, die Fiſcherin, das auf dem natürlichen Schauplatz im Park zu Tiefurt, doch nicht zu Goethes Zufriedenheit dargeſtellt wurde. Es war unter freiem Himmel unter den Erlen der Ilm; „die Neuheit unterhielt, der Effect war zu zerſtreut,“ bemerkt Friedrich v. Stein, der wol nicht gegenwärtig war. Goethe ſchob die Schuld auf die Schauſpieler; Corona Schröter ſpielte das Dortchen, Oberconſiſtorialſecretär Seidler den Niklas, Hoftanzmeiſter Aulhorn den alten Fiſcher; „ſie haben hundert Schweinereien gemacht, ruft Goethe der Frau v. Stein Abends nach der Darſtellung zu: am Ende war freilich das Stück vorüber, wie wenn einer nach einem Rehe ſchöße, es fehlte und durch ein Ohngefähr einen Haſen träfe. So iſts mit dem Effect!“ Der Haupteffect war wol der, daß Goethe es müde wurde, der „Großmeiſter der Affen“ zu ſein. Mit der Fiſcherin ſchließt fürs erſte die Reihe der Dichtungen und Erfindungen, die ihn zur Beluſtigung des Hofes beſchäftigt hatten. Die Geburt des Erbprinzen (2. Febr. 1783) hatte die Feier des fürſtlichen Geburtstages für das mal zwar ausfallen machen: aber für die darauf folgenden Feſtlichkeiten verzichtete Goethe auf die leichte Feſtſpieldichtung und ſuchte ſich, wiewol vergebens, für eine größere ſeiner Kraft würdige Dichtung, den El-

penor, zu ſammeln. Daß es ihm nicht gelang, iſt ſchon berichtet worden. Ein dürftiges Gratulationscarmen, das 14 Tage nachher, am 15. Febr. die Geburt feierte, und dem man die Widerwilligkeit der Muſe anſieht, war alles, womit Goethe ſich vernehmen ließ. Um ſo ſchöner feierte er den Geburtstag ſeines fürſtlichen Freundes durch das Gedicht „Ilmenau. Am 3. Sept. 1783.“ „Wenn es möglich iſt, ſchreibe ich dem Herzog ein Gedicht auf ſeinen Geburtstag“, heißt es in einem Brief vom 30. Aug. 1783 an Frau v. Stein. Das Gedicht iſt übrigens nicht in Ilmenau, ſondern in Weimar geſchrieben; Goethe war den ganzen Monat nicht in Ilmenau und am wenigſten auf dem Gickelhahn, wo er ſpäter das Lied „Ueber allen Gipfeln“ meinte gedichtet zu haben*). In jenem Gedichte an den Herzog ſtellt er die früheren Jahre der erſten weimarſchen Zeit wie ein ängſtliches Geſicht der Nacht dar, das vor dem ſchon lange begonnenen neuen Leben in Luft zerfloß. Der Fürſt kennt lange ſchon die Pflichten ſeines Standes und ſchränkte nach und nach die freie Seele ein. Das ſchöne Gedicht, ganz mit Zügen der Wirklichkeit geſchaffen und doch in edelſter Hoheit über den Dingen ſchwebend, weiht den Hörer in das Freundſchaftsverhältnis des Dichters und Fürſten tief und ſeelenvoll ein; es bildet ein herrliches Seitenſtück zu dem auf Miedings Tod, mit dem es im Stil nichts und doch im Innerſten faſt alles gemeinſam hat. Beide zeigen daß Goethe, wenn die Umſtände es möglich machten, noch jedem Stoff und jeder Stimmung gewachſen, „noch immer bei ſich ſelbſt zu Hauſe war und vom Grundſtock ſeines Vermögens nichts zugeſetzt hatte.“ — Für den 30. Jan. 1784 ordnete er noch den Planetentanz und ſtattete ihn mit Verſen

*) Brief 813 an Zelter, vom 4. Sept. 1831 Goethe war am 6. Sept. in Weimar, am 9. in Langenſtein bei der Markiſe Branconi zwiſchen Blankenburg und Halberſtadt. Er wollte mit Fritz Stein eine Harzreiſe machen und hatte weder Urſache noch Zeit über Ilmenau zu gehen und die Berge der Umgegend zu beſteigen.

Digitized by Google

aus, in denen er mit allerlei Allegorien (bekanntlich auch ein übles Surrogat für Poesie) die Glückwünsche für den neugebornen Erbprinzen, die Mutter und das ganze Haus nachholte, die ihm im Jahre vorher so schwer geworden waren. Die Operette Scherz, List und Rache, die schon 1784 begonnen war und im Spätjahre 1785 vollendet wurde, fand wenig Beifall. Der Herzog schreibt am 25. Dec. 1785, etwas erfrische das beßre Publikum Kaisers Composition zu Goethes neuester Operette, daß die Operette selbst einen derartigen Eindruck gemacht erwähnt weder er noch irgend sonst jemand, selbst keiner von den unbedingtesten Bewunderern des Dichters; Goethe selbst suchte sich später damit zu trösten, daß ihn ein dunkler Begriff des Intermezzos verführt habe und zugleich die Lust, mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Raume viel zu wirken. Von der Ausführung weiß er kaum Entschuldigendes zu sagen. Scapin und Scapine betrügen den Dottore um hundert Ducaten, die er als Erbschaftsgut einer Muhme erschlichen hat. Für einen rechtlichen Deutschen, bemerkt Goethe verdrießlich, habe der freche Betrug keinen Reiz, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergetzen möchten. Die Form ist die der Commedie dell' arte, und als Merkmal der immer heftiger werdenden Sehnsucht nach Italien, über das er in jenen Jahren viel las, hat die Operette persönlichen Wert; sie war das Vorgenießen der Genüße eines Landes, das er glaubte erreichen zu müßen, wenn er nicht untergehen solle. Ehe die Erzählung bis zu dem entscheidenden Schritte folgt, muß der Bericht über seine äußern Schicksale, so weit sie nicht durch die amtliche Stellung bedingt oder veranlaßt waren, kurz nachgeholt werden.

Unbefriedigt mit Einem, was ihn ganz hätte ausfüllen, wenigstens neben seiner Weltrolle ihn in jedem Augenblicke voll gesammelt sich selbst hätte wiedergeben können, das große anvertraute Talent zwischen der Lösung großer Probleme und ephemerem Tand

zerſplitternd und deshalb nicht ſelten an der wahren Begabung irre, im ſelben Odemzug voll titaniſchen Selbſtgefühls und äußerſten Kleinmuts, griff er nach alten, oft verſuchten und nie erprobten Mitteln, um ſich Halt und Ziel zu geben. Wäre es bloße Zerſtreuung geweſen, was er ſuchte, ſo dürfte hier kaum davon die Rede ſein; es war mehr; er teuſchte ſich mit dem Traume, als ſei die bildende Kunſt und Wißenſchaft für ihn nicht Mittel zum Zweck, ſondern Lebensberuf. Er zeichnete, tuſchte, malte in Oel, Aquarell und auf Porzellan, er machte Silhouetten, ätzte und damit es ja noch bunter in ſeinem Kopfe werde, verſuchte er die edle Kunſt des Gießers; aber nach langen Verſuchen in allen dieſen Künſten und Künſteleien, ſah er zwar täglich mehr ein, wie eine anhaltende mechaniſche Uebung endlich nur das Geiſtige auszudrücken fähig mache und daß es, wo jene nicht ſei, eine hole Begierde bleibe, dieſe im Fluge ſchießen zu wollen; aber er ließ dennoch nicht ab, und glaubte, er müße ſich nur die Freiheit ſchaffen, jene Mechanik anhaltend zu üben, es könne dann am Gelingen nicht fehlen. So begann er in Rom wie er in Weimar geendet hatte. Mit der Philoſophie nahm er es nicht ganz ſo ernſthaft. Gewohnt, ſich aus dem Ganzen ins Einzelne hinein zu arbeiten und eines realiſtiſchen Bodens eben ſo ſehr bedürftig, wie den Speculationen aus metaphyſiſchen Gegenden abhold, konnte ihm unter den Philoſophen der Zeit, ſo weit er ſie kannte, keiner imponieren; und imponieren muſte ihm, wer ihn zu nachdenkender Teilnahme mitziehen wollte. Er las Ariſtoteles und Cardan, flüchtete ſich immer gern wieder zu Spinoza, der ihm alles ſo einfach und ebenſo eindringlich ſagte, was er ſich oft ſelbſt nicht ſagen konnte. Aber dieſer Liebling und treue Freund war nicht mächtig genug, ihn für die Philoſophie hinzunehmen, falls ſie mehr ſein wollte, als ſtiller immer aufzufindender Rückzug.

Gar zu gern hätte er der großen formenden Hand nächſte Spuren entdecken mögen. Aber auch hier war die Ungeduld die-

ſelbe wie in der Kunſt. Was er in Straßburg vom Bau des menſchlichen Körpers gelernt, war mehr aus Wißbegierde als Wißenſchaftstrieb geſchehen und längſt lückenhaft und verbleicht. Er ließ ſich von Loder in Jena deshalb alle Beine und Muskeln erklären und um das kaum Gelernte nicht wieder zu verlieren, nahm er ſich vor, es gleich wieder zu lehren. Gleichlautend als ob er aus einem Programme abſchreibe, meldet er am 14. Nov. 1781 an Merck und Lavater, er wolle auf der weimarſchen Zeichnungsakademie den Winter mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menſchlichen Körpers durchgehen, ſowol um ihnen, als ſich zu nutzen, ſie auf das Merkwürdige dieſer einzigen Geſtalt zu führen und ſie dadurch auf die erſte Stufe zu ſtellen, das Bedeutende in der Nachahmung ſichtlicher Dinge zu erkennen und zu ſuchen. Zugleich behandle er die Knochen als einen Text, woran ſich alles Leben und alles Menſchliche anhängen laße; er habe dabei den Vorteil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und ſich über Dinge, die ihm wert ſeien, mit aufmerkſamen Menſchen zu unterhalten, ein Vergnügen dem man in unſerm gewöhnlichen Welt-, Geſchäfts- und Hofleben gänzlich entſagen müße. — Kaum hat er zu Ende des Jahres 1784 den erſten oſteologiſchen Verſuch, wodurch er den Zwiſchenknochen auch dem Menſchen zueignet an Camper abgeſandt, als er ſchon daran denkt, den Caßler Elephantenſchädel zu commentieren. Ein Mikroſkop wird aufgeſtellt, um die Verſuche Rußwurms mit Frühlingseintritt nachzubeobachten und zu controllieren. Und im Frühling des Jahres 1786 ſind Botanik und Mikroſkop Hauptfeinde, mit denen er zu kämpfen hat; ſchon im Sommer meldet er Jacobi: „Im Pflanzenreich werde ich nach und nach recht einheimiſch.“ In herbis et lapidibus ſucht er das Göttliche. Er ſteigt auf die hohen Gipfel und kriecht in die Tiefen der Erde, ſammelt Geſtein und hat ſich den mineralogiſchen Studien mit einer völligen Leidenſchaft ergeben und genießt ſehr große Freude

daran. Vom Gipfel des Inselsberges bis ins Würzburgische, Fuldische, Heßische, Cursächsische bis über die Saale hinüber und wieder so weiter bis Saalfeld und Coburg herum hat er seine schnellen Ausflüge und Ausschickungen getrieben, hat die meisten Stein- und Gebirgsarten von allen diesen Gegenden beisammen und findet in seiner Art zu sehen das bischen Metallische, das den mühseligen Menschen in die Tiefen hineinlockt, immer das Geringste. Ihm haben sich die allgemeinsten Ideen ergeben, und er ist gewis, einen reinen Begriff, wie alles aufeinander steht und liegt, ohne Prätension auszuführen, wie es auf einander gekommen ist. So rührt ihn das Weltwesen nicht sehr; sein Geist ist ihm nahe, sein Herz fremd. — Dazwischen wieder Studium der Architektur, die ihn früher auf Münster und Dome geführt und nun (im Nov. 1778) mit eifrigen Gedanken an einen Theaterbau erfüllte, daß er unabläßig krizzelte und verkrizzelte, bis er mit Aufstellung eines Modells sagen mochte: dabei bleibts. Aus dem Bau wurde jedoch nur die Einrichtung des Redoutensaales zum Theater (Mai 1779), das, so lange der Hof seine dramatischen Wünsche mit dem Liebhabertheater befriedigen konnte, vollkommen genügte.

„Ach ich bin des Treibens müde", seufzte er am Hang des Ettersbergs im Februar 1776 und im Vorwinter des folgenden Jahres trieb ihn ungeduldige Unruhe plötzlich zur Flucht. Der Herzog ritt am 29. Nov. 1777 mit den Genoßen und Dienern seiner Waidmannslust zum Jagen aus. Goethe war dabei, trennte sich aber heimlich und ritt vom Jagdgefolge seitab dem Ettersberge zu und in wunderbar dunkler Verwirrung seiner Gedanken hinüber nach Sondershausen. Der ganze Tag leuchtete in unendlicher gleicher Reinheit. Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, brach er von Sondershausen auf und kam über den Kyffhäuser durch die goldne Aue nach Nordhausen und Abends mit Boten und Laternen nach Ilfeld. Mit Mühe fand er hinter einem Bretterverschlage ein Unterkommen und sah durch Astlöcher auf eine

fröhliche Festtafel, an der Commissarien der höchsten Höfe ein beendigtes Geschäft beschmausten. Von Ilfeld, das er früh um 7 Uhr verließ, gelangte er am 2. Dec. mit einem Boten gegen Mittag nach Elbingerode. Das Wetter war gelind, leiser Regen begrüßte ihn auf dem herrlichen Eintritt in den Harz. Der Bergweg wand sich durch Felsen empor. Im düstern von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über ihm. Hier begann jenes Gedicht „Dem Geier gleich", das als Denkmal dieser Harzreise im Winter die Ausleger quälte, bis Goethe ihnen mit den Thatsachen das einfachste Verständnis aufschloß, das sie dennoch nicht faßten, wie sie denn den im Gebüsch sich verlierenden Dichter mit dem Menschenhaßer, zu dem ihn der Pfad durch die Oede führen soll, an Tautologien gewöhnt, zusammen warfen. — Nachdem Goethe die Baumannshöle besucht hatte kehrte er nach Elbingerode zurück und machte am 3. die zwei Stunden bis Wernigerode, wo er den menschenhaßerischen Selbstquäler Plessing unter frembem Namen besuchte. Briefe desselben hatten ihn angezogen. In der „Campagne in Frankreich" macht er eine Schilderung von diesem Menschen, die viel eher Dichtung als Wahrheit sein wird. Plessing selbst, der allerlei hat drucken laßen, gab auch eine Selbstschilderung*), die der goetheschen wenig entspricht. Goethe spazierte mit ihm auf die Berge und verbrachte den Tag fast ganz mit ihm. Am folgenden Tage (Donnerstag 4. Dec.) gieng er über Ilsenburg bei grimmigem Wetter nach Goslar, wo er bei Scheffler einkehrend viel Väterliches fand, so daß ihm „bei der schönen Philisterei im Hause" ganz wohl ward. Auf diesem dunkeln Zuge in den Harz, rühmt er, habe er wieder Liebe zu der Classe von Menschen gewonnen, die man die niedere nenne, die aber gewis für Gott die höchste sei; da seien noch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Ge-

*) Gedruckt in der Neuen Berliner Monatsschrift 1809. I. 3 ff.

nügſamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leiblichſte Gute, Harmloſigkeit, Dulden und Ausharren. Er war unbekümmert, wie ſich die Irrfahrt enden werde; ſo gewohnt war er, ſich vom Schickſal leiten zu laßen, daß er gar keine Haſt mehr in ſich ſpürte; nur manchmal dämmerten leiſe Träume von Sorglichkeit wieder in ihm auf, die aber auch ſchwanden. Während des argen Regenwetters am Freitage durchkroch er die Bergwerke des Rammelsberges und beſah am nächſten Tage die Meſſingarbeit und die Hüttenwerke im Okerthale. Er hatte den Namen Weber angenommen und galt für einen Maler. Es war ihm, als wenn er ſein Verhältnis zu den Menſchen und Sachen weit wahrer fühlte; eine reine Ruhe und Sicherheit umgab ihn; aber er fühlte Heimweh, als wenn ihm ſein Thal wie ein Klotz angebunden wäre. Am 7. Dec. Mittags ritt er nach Klausthal, wo ihn die ſeltſame Empfindung befiel, aus der Reichsſtadt, die in und mit ihren Privilegien vermoderte, da hinaufzukommen, wo vom unterirdiſchen Segen die Bergſtädte fröhlich nachwuchſen. Montags den 8. fuhr er, da der Hauptzweck der Fahrt außer dem Beſuch bei Pleſſing unmittelbares Anſchauen des Bergbaues war, in der Karoline und Dorothea ein, den Nachmittag log er ſich durch, ſpazierte und trieb Spaß mit den Fremden, die Menſchenwirtſchaft durcheinander unterhielt ihn bis zur Nacht. In ſeiner Verkappung ſah er täglich, wie leicht es werde, ein Schelm zu ſein und wie viel Vorteile einer, der ſich im Augenblick verleugne, über die harmloſe Selbſtigkeit der Menſchen gewinnen könne. Niemand machte ihm mehr Freude, als die Hundsfütter, die er nun ſo ganz vor ſich gewähren und ihre Rolle gemächlich ausſpielen ließ. Den Nutzen aber, den es auf ſeinen phantaſtiſchen Sinn hatte, mit lauter Menſchen umzugehen, die ein beſtimmtes einfaches dauerndes wichtiges Geſchäft führten, erklärte er für unſäglich. Es war wie ein kaltes Bad, das ihn aus einer bürgerlich-wollüſtigen Abſpannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zuſammenzog. Am 9. war er

früh auf den Hütten, besah Nachmittags Ilsemanns Cabinet und kam Abends nach Altenau. Am 10. früh stieg er zum Torfhause hinauf. Das Ziel seiner Sehnsucht der Brocken lag von Nebeln verhüllt unsichtbar vor ihm. Der Förster auf dem Torfhause versicherte, es sei unmöglich hinaufzusteigen, droben sei's wie hier, alles Nebel und Nebel. Aber die Nebel teilten sich, der Brocken lag klar wie ein Gesicht im Spiegel vor ihnen und der Mann erbot sich, den Fremden hinaufzuführen. Bald nach Eins waren sie droben. „Heitrer herrlicher Tag, rings die ganze Welt in Wolken und Nebel, oben alles heiter. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst!" Um vier Uhr zurück; bei dem Förster in Herberge. Goethe kehrte dann über die Altenau nach Klausthal zurück, eilte über Andreasberg, Lauterberg, Duderstadt (13. Dec.), Mülhausen (14.) und Eisenach (15.), wo er den Herzog wiedertraf, nach Weimar heim. Dienstag 16. Dec. war er wieder im alten Lebensgleise. Auf der Reise fand er, daß man gar nicht zu reisen brauchte, wenn man bei sich etwas lernte. Der unbefangene Verkehr mit allerlei einfachen thätigen fremden Menschen, denen man die höchste Prätension entgegenbringe, keine Prätension zu haben, und die deshalb den Menschen nur für das, was er ohne das Beiwerk der Welt an sich selbst ist, nehmen, reifte in ihm den Entschluß, seinen zwanzigjährigen fürstlichen Freund über kurz oder lang aus der gesellschaftlichen Abspannung durch ein ähnliches kaltes Bad zu führen und zu neuem Leben zu kräftigen. Vorher hatte er unerwartet noch eine andere Wendung der Dinge mit durchzumachen.

Als Oesterreich nach dem Tode des Kurfürsten von Baiern Max Joseph ungerechte Ansprüche auf die baierischen Lande erhob, denen Friedrich II. entschiedenen Widerspruch und gewaffneten Widerstand entgegensetzte, erwachte (im April 1778) in dem jugendlichen Herzog das Kriegsgefühl und Goethe selbst scheint davon erfaßt zu sein, wenngleich er besorgen mochte, daß der weimarsche Nachen von den Orlogschiffen gequetscht werden könne. Der Herzog war

raſch entſchieden. Vielleicht daß er hoffte, alte Anſprüche ſeines Hauſes unter Beiſtand ſeines Großoheims Friedrichs II. in oder nach dem Kriege durchzuſetzen, vielleicht war es nur die jugendliche Kampfluſt, die ihm das Commando eines Regiments unter der Leitung des großen Feldherrn reizend machte. Er gieng nach Berlin; Goethe war ihm nach Leipzig (10. Mai) vorangegangen; ihm folgte der Herzog; am 13. reisten ſie in Begleitung der Kammerjunker v. Wedel und von Ahlefeld nach Deſſau, wo der Dichter in dem zauberiſchen Frühling des Wörlitzer Parkes dem Ziele dramatiſchen Weſens immer näher zu kommen meinte, da es ihn nun immer näher angehe, wie die Großen mit den Menſchen und die Götter mit den Großen ſpielen. Als er in Potsdam und Berlin geweſen, den alten Fritz und ſein Weſen geſehen, ſein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrißnen Vorhänge, als er über den großen Menſchen ſeine eignen Lumpenhunde hatte räſonnieren hören und von der Bewegung der Puppen auf die verborgnen Räder, beſonders auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tauſend Stiften, die dieſe Melodien eine nach der andern hervorbringe, ſchließen lernte; da bekennt er, daß ihm die Götter zwar Gleichmut und Reinheit aufs ſchönſte erhalten, aber daß die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr welke. Sonſt war ſeine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter ſich eine Citadelle auf dem Berge hat; das Schloß bewachte er und die Stadt ließ er in Krieg und Frieden wehrlos; nun fieng er an auch die zu befeſtigen und, fügt er hinzu, wär's nur indeß gegen die leichten Truppen. Die eiſernen Reifen, mit denen ſein Herz eingefaßt wurde, trieben ſich täglich feſter an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen werde. Aber ſo viel konnte er ſagen: je größer die Welt, deſto garſtiger die Farce, und er ſchwört, keine Zote und Eſelei der Hanswurſtiaden ſei ſo ekelhaft als das Weſen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. So tief waren ſeine ſchönen Hoffnungen herabgeſtimmt und die ſeines fürſtlichen Freundes

nicht minder, „daß er die Götter bat, ihm ſeinen Mut und Gradſinn zu erhalten bis ans Ende und daß ſie lieber das Ende möchten vorrücken, als ihn den letzten Theil des Zieles laufig hinkriechen laßen.“ Das war auch ein kaltes Bad und auch kein unwolthätiges, aber nur erkältend, nicht zu neuer Kraft und neuem Leben erfriſchend. Am 21. Mai waren die Reiſenden wieder in Potsdam, verweilten dann einige Tage bei dem Fürſten in Deſſau, wo Goethe Baſedow wiederſah, und trafen am 1. Juli wieder in Weimar ein. In Berlin hatte Goethe die Karſchin, die ihn beverste, und Chodowiecki beſucht; am Tage vor ſeiner Abreiſe wollte er auch Mendelsſohn beſuchen, dieſer nahm jedoch, wahrſcheinlich weil er ihn früher erwartet hatte, aus Empfindlichkeit ihn nicht an. Nach Tiecks Erzählung hätte er auch den Dichterſonderling Burmann aufgeſucht, der, als Goethe ſeinen Namen genannt, einen Freudenſprung gethan und ſich dann auf den Boden wie ein Kind herumgekollert habe. Auf Goethes Befremden über dies Bezeigen, habe er gerufen, er wiße ſeiner Freude keinen Rat und Goethe habe ſich lachend zu ihm geworfen — eine Erzählung, die auf Burmann ſehr wohl, auf Goethe im Jahre 1778 ſehr übel paſſen will, übrigens auch von Claudius und Burmann erzählt wird.

In vertrauten Geſprächen verabredete Goethe zu Anfang Auguſt 1779 mit dem Herzoge eine Herbſtreiſe, die für Weimar bis auf den letzten Augenblick ein Geheimnis blieb, ſelbſt Frau v. Stein erfuhr kurz vor der Abreiſe nur den nächſten Zielpunkt. Wenige Tage nach dem Geburtstage trat der Herzog, der unter dem Namen des Oberforſtmeiſters v. Wedel reiste, mit Goethe, und dem Kammerherrn v. Wedel und wenigen Dienern (darunter Goethes Philipp Seidel) die Fahrt an (12. Sept.). Gleich in Kaſſel, wo ſie am 15. unter denen Herlichkeiten herumwandelten und eine Menge in ſich hineinſahen, hatte der Herzog Gelegenheit zu erproben, wie vorteilhaft es einem tüchtigen Fürſten ſei, unerkannt mit tüchtigen Leuten zu verkehren. Georg Forſter wurde Abends zu Tiſche geladen;

Digitized by Google

da ſich Goethe nicht genannt hatte, erkundigte er ſich bei ihm nach ihm ſelbſt; den Herzog kannte er nicht und hielt ihn für den Oberforſtmeiſter; um ſo freimütiger ſprach er von großen Herren überhaupt und meinte ſpäter, es möge Goethe Mühe gekoſtet haben, bei einigen Gelegenheiten über ſeine Treuherzigkeit nicht „loszupruſchen.“ In dem Herzog fand er einen artigen kleinen Mann, der ziemlich viel wuſte, ſehr einfach war, viel frug, doch „keinmal albern.“ Für einen zweiundzwanzigjährigen Fürſten, der ſeit vier Jahren ſein eigner Herr war, fand er viel mehr in ihm als er erwartete. Die unbefangen gemachten Aeußerungen waren dem Herzog „ohne Zweifel lieb“; wenigſtens wurde Forſter am 17. wieder zu Mittag gebeten und wieder viel ausgefragt, wie es in der Südſee ausſehe. „Goethe, äußert Forſter nach dieſem Zuſammentreffen, iſt ein geſcheuter, vernünftiger, ſchnellblickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach in ſeinem Weſen. Männer, die ſich aus dem großen Haufen auszeichnen ſind nicht zu beſchreiben; der Charakter eines Mannes von hohem Genius iſt ſelten wetterleuchtend und übertrieben, er beſteht in einigen wenigen Schattirungen, die man ſehen und hören muß, aber nicht beſchreiben kann.“

Gleich nach Mittag (17.) reisten ſie von Kaſſel weiter und wurden am Sonntagabend (19.) in Frankfurt mit viel freundlichen Geſichtern empfangen. Goethes Vater war in den vier Jahren verändert, ſtiller, ſein Gedächtnis nahm ab; die Mutter noch in alter Kraft und Liebe. Wenige Züge zur Charakteriſtik dieſer herrlichen Frau, die ſich mit ihrem Wolfgang immer gut vertragen, werden, aus echten Briefen von ihr, an dieſer Stelle willkommen ſein. „Von Perſon bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, habe braune Augen und Haar, und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzuſtellen. Viele Perſonen, wozu auch die Fürſtin von Deſſau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, doch muß etwas daran ſein, weil es ſchon ſo oft

iſt behauptet worden. Ordnung und Ruhe ſind Hauptzüge meines Charakters, daher thue ich Alles gleich friſch von der Hand weg, das Unangenehmſte immer zuerſt, und verſchlucke den Teufel (nach dem weiſen Rath des Gevatters Wieland) ohne ihn erſt lange zu bekucken; liegt denn alles wieder in den alten Falten, iſt alles unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte. — Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menſchenſeele misvergnügt von mir weggegangen iſt, weſs Standes, Alters und Geſchlechts ſie auch geweſen iſt. Ich habe die Menſchen ſehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätenſion durch die Welt, und dies behagt allen Erdenſöhnen und Töchtern, demoraliſiere niemand, ſuche immer die gute Seite auszuſpähen, überlaße die ſchlimme dem, der die Menſchen ſchuf und der es am beſten verſteht, die Ecken abzuſchleifen, und bei dieſer Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt ... Wir haben dieſen Winter (85) drei öffentliche Concerte, ich gehe aber in keins, wenigſtens bin ich nicht abonniert, das große, welches Freitags gehalten wird, iſt mir zu ſteif, das montägige zu ſchlecht, in dem mittwöchigen habe ich Langeweile, und die kann ich in meiner Stube gemächlicher haben ... Neues gibt es hier gar nichts; unſere freien Reichsbürger eßen, trinken, bankettieren, muſicieren, tanzen und erluſtigen ſich auf allerlei Weiſe, und da ſie das freut, ſo geſegne es ihnen Gott ... Hier ſchicke ich eine getreue und wahrhafte von Sternen und Ordensbändern unterzeichnete ausführliche Beſchreibung des zuerſt zerplatzten, hernach aber zur Freude der ganzen Chriſtenheit in die Luft geflogenen Luftballons nebſt allem Klingklang und Singſang, kurzweilig zu leſen und andächtig zu beſchauen. Uebrigens befinde ich mich wohl und werde heute den Grafen Eſſex enthaupten ſehen, auch war geſtern der transparente Saul bei der Hand und erfreute jedermänniglich; aber du lieber Gott, was ſieht man auch nicht alles in dem noblen Frankfurth, der Himmel erhalte uns dabei ...

(An Schönborn in Algier 1776:) Sie erinnern Sich doch daß beynahe 3 Jahr Verfloßen ſind, da Wir ſo Vergnügt beyſammen waren und Weintrauben aſſen. Ich dächte Sie wären lang genung in der Barbarey geweſen, hätten lang genung Verſchleierte Menſchen geſehen, mein rath den Ihnen mein Freundſchaftliches Hertz gibt, iſt alſo der, kommen Sie bald Wieder Zu uns, es War Vor mich jederzeit eine Woluſt große Menſchen um und bey mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage (da meine Beyden Kinder Weit Weit von mir entfernt ſind) iſts Himmel Freude. Folgen Sie mir und kommen je ehender je beſſer, es ſoll Ihnen Wohl thun, Was wollen wir einander erzählen, Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich beſitze einen Schatz von Anectoten, Geſchichten u. ſ. w. daß ich mich anheiſchig mache, 8 Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nun gar anfangen werden Von Seen und Meeren, Städtten und Dörffern, Menſchen und Mißgeburten, Elevanten und Schlangen. Das ſoll ein Gaudium werden.."

Wie lange die Reiſenden in der Caſa ſanta bei der Frau Aja verweilten, iſt ungewis; vielleicht machten ſie auch in Darmſtadt eine kurze Raſt. Freitag Mittag, 24. Sept. warten ſie Speyer gegenüber auf die Fähre. Goethe ſchreibt: „Dem Herzog thuts ſehr wohl, Wedel iſt vergnügt. Die Schweiz liegt vor uns und wir hoffen mit Beiſtand des Himmels in den großen Geſtalten der Welt uns umzutreiben und unſere Geiſter im Erhabenen der Natur zu baden." In Weimar wollten ſie nach Frankfurt, in Kaßel nach Darmſtadt, in Frankfurt nach Straßburg und in Speyer nach der Schweiz! In Speyer faſteten ſie mit dem Domherrn Beroldingen ſehr gut. Abends bei ſchönem Mondenſchein fuhren ſie, da ſie ihre Pferde zeitiger vorausgeſchickt, nach Rheinzabern, wo ſie um 11 Uhr ankamen. Sonnabend Mittags (25.) waren ſie in Sultz, „eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb; die Weiden noch in ihrer ſilbernen Schönheit, ein milder willkommner Athem

durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage beßer; jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Der Rhein und die klaren Gebürge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wieſen und gartenmäßigen Felder machen dem Menſchen wohl und geben mir eine Art Behagen, das ich lange entbehre". Die liebliche Gegend weckte alte Erinnerungen. Während die andern ihre Reiſe grad auf Straßburg fortſetzten, ritt Goethe etwas ſeitwärts nach Seſenheim, fand daſelbſt die Familie, wie er ſie vor acht Jahren verlaßen hatte, beiſammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Wie tief er die Erinnerungen an Friederike Brion in ſich verſchloßen gehalten, ſieht man, da er der Frau v. Stein, der er viel vertraut hatte, bis dahin noch nichts davon verraten. Im Tone erſter Mitteilung ſchrieb er nun an die Freundin: „Da ich jetzt ſo rein und ſtill bin wie die Luft, ſo iſt mir der Athem guter und ſtiller Menſchen ſehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hauſe hatte mich ehemals geliebt, ſchöner als ichs verdiente und mehr als andre, an die ich viel Leidenſchaft und Treue verwendet habe; ich muſte ſie in einem Augenblicke verlaßen, wo es ihr faſt das Leben koſtete. Sie gieng leiſe drüber weg, mir zu ſagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug ſich allerliebſt mit ſo viel herzlicher Freundſchaft vom erſten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Geſicht trat, daß mir's ganz wohl wurde. Nachſagen muß ich ihr, daß ſie auch nicht durch die leiſeſte Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm." Sie führte ihn in jede Laube und da muſt' er ſitzen und ſo war's gut. Es war ſchönſter Vollmond. Goethe erkundigte ſich nach allem. Ein Nachbar, der ſonſt hatte künſteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugte, daß er noch vor acht Tagen nach ihm gefragt hatte; der Barbier muſte auch kommen. Goethe fand alte Lieder, die er

geſtiftet, eine Kutſche, die er gemalt hatte; manche Streiche jener guten Zeit wurden in Erinnerung gebracht, und er fand ſein Andenken ſo lebhaft unter ihnen, als ob er kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, er ſei jünger geworden. Er blieb die Nacht und ſchied den Sonntagmorgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Geſichtern verabſchiedet, daß er nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geiſtern dieſer ausgeſöhnten in ſich leben konnte.

Er traf wieder mit der Geſellſchaft zuſammen und Sonntag gegen Mittag (26.) waren ſie in Straßburg. Goethe gieng zu Lili und fand den ſchönen Grasaffen mit einer Puppe von ſieben Wochen ſpielen und ihre Mutter auch bei ihr. Auch da wurde er mit Verwunderung und Freude empfangen. Er erkundigte ſich nach allem und ſah in alle Ecken, da er denn zu ſeinem Ergötzen fand, daß die gute Creatur recht glücklich verheuratet war. Den Mann (Herr v. Türkheim), der abweſend war, nennt er brav, vernünftig und beſchäftigt, wolhabend, — ſchönes Haus, anſehnliche Familie, ſtattlicher bürgerlicher Rang, alles was ſie brauchte. Goethe blieb zu Tiſch, aß Abends wieder bei ihr und gieng in ſchönem Mondſchein weg. So proſaiſch er mit dieſen Menſchen war, ſo war doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wolwollen und wie er den Weg hin gleichſam einen Roſenkranz der treueſten, bewährteſten, unauslöſchlichſten Freundſchaft abgebetet, eine recht ätheriſche Wolluſt. Ungetrübt von einer beſchränkten Leidenſchaft traten nun in ſeine Seele die Verhältniſſe zu den Menſchen, die bleibend ſind; ſeine entfernten Freunde und ihr Schickſal lagen nun vor ihm wie ein Land, in deſſen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelfluge ſieht.

Eine andre Erinnerung wurde ihm bei Schloſſer in Emmendingen, wohin die Geſellſchaft Montag Abend (27.) gelangte, ſchmerzlich wach. Seine Schweſter Cornelia, ſeit 1. Nov. 1773

mit Schloſſer verheiratet, war am 8. Juni 1777 geſtorben. Als er acht Tage ſpäter Abends mit ſich ſelbſt mitunter leſend in ſeinem Garten auf- und abgieng und die Todesbriefe gebracht wurden, verſchloß er ſich der Welt. In ſeinem Tagebuche nannte er den Tag dunkel, zerrißen und die folgenden füllten „Leiden und Träume.“ Es waren nun Jahre drüber hingegangen, Schloſſer hatte ſich mit Johanna Fahlmer wiederverheiratet; ſie, der Schwager, einige Freundinnen, die er dort traf, waren ihm ſo nahe wie ſonſt, aber der Haushalt ſeiner Schweſter war ihm wie eine Tafel, worauf eine geliebte Geſtalt ſtand, die nun weggelöſcht worden.

Die Sehnſucht trieb weiter. Lavatern zu ſehen und ihn dem Herzog näher zu wißen, war Goethes größte Hofnung. Die Einzelnheiten der Schweizerreiſe, die Goethe nach den unterwegs geſchriebnen Briefen ausarbeitete und in ſeine Werke aufnahm, dürfen hier übergangen werden. Der Herzog brachte nach ſeiner waghalſigen Laune Goethen mitunter in Sorgen, hatte aber eine gute Art von Aufpaſſen, Teilnehmen und Neugier und beſchämte Goethen oft, wenn er anhaltend und dringend war, etwas zu ſehen und zu erfahren, wo der ältere Freund oft vergeßen oder gleichgültig erſchien. Wedel hatte des Tags hundert tolle Einfälle, und wär ihn nicht manchmal der Schwindel angekommen und hätte ihn auf Augenblicke böſer Laune gemacht, wäre kein Geſellſchafter über ihn geweſen. Manchen Weg muſte er ſich dieſes Schwindels wegen verſagen, während der Herzog und Goethe mutig und ſorglichen Widerſpruch nicht achtend gefährliche Pfade nicht ſcheuten. Die Novemberreiſe in die ſavoiſchen Eisgebirge, von der ſich Karl Auguſt viel Vergnügen verſprach, wurde ſo dringend abgeraten, man machte ſo ernſthaft eine Staats- und Gewißensſache daraus, daß Prof. de Sauſſüre in Rat genommen wurde, der den Weg für möglich und ungefährlich erklärte. Sie durchſtrichen demnach von Genf aus die Eisgebirge Sovoiens, ſtiegen ins Wallis, das ſie die ganze Länge hinauf durchzogen, und kamen über die Furka

auf den Gotthard. Hier hinauf war der Herzog mit Goethe allein und dem Jäger gegangen. Sehnſucht nach Italien regte ſich nicht. Vom Gotthard fuhren ſie über den Luzerner See nach Schwyz und Luzern, von da ritten ſie nach Zürich. „Die Bekanntſchaft mit Lavater iſt für den Herzog und mich, ſchreibt er von dort, was ich gehofft habe, Siegel und oberſte Spitze der ganzen Reiſe und eine Weide an Himmels Himmelsbort, wovon man lange gute Folgen ſpüren wird. Die Trefflichkeit dieſes Menſchen ſpricht kein Mund aus; wenn durch Abweſenheit die Idee von ihm ſich verſchwächt hat, wird man aufs Neue von ſeinem Weſen überraſcht. Er iſt der beſte, größte, weiſeſte, innigſte aller ſterblichen und unſterblichen Menſchen die ich kenne. Wir ſind in und mit ihm glücklich; es iſt uns allen eine Kur, um einen Menſchen zu ſein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und ſtrebt, der an dem was er wirkt Genuß im Wirken hat, und ſeine Freunde mit unglaublicher Aufmerkſamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Die Wahrheit iſt einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal ſo einen ganz wahren Menſchen ſieht, meint man, man käme erſt auf die Welt. Aber auch iſts im Moraliſchen wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menſchen, tiefe und flache, kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erſt hier geht mir recht und klar auf, in was für einem ſittlichen Tod wir gewöhnlich zuſammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in ſich nie dürr und nie kalt iſt. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vorteilen auch dieſer uns nach Hauſe begleite, daß wir unſre Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öfnen vermögen. Es iſt mit Lavater wie mit dem Rheinfall, man glaubt auch man habe ihn nie ſo geſehen, wenn man ihn wiederſieht, er iſt die Blüte der Menſchheit, das Beſte vom Beſten.“

Ueber Schafhauſen (6.—8. Dec.) gingen ſie zurück. In Stuttgart war Herzog Karl äußerſt galant gegen Karl Auguſt,

und ohne das Incognito zu brechen erzeigte er ihm die möglichste Aufmerksamkeit. Am 14. Dec., dem Jahrestag der Militärakademie wohnten sie den Feierlichkeiten derselben bei. Goethe war schon Morgens in der Akademiekirche gewesen, Mittags speiste er an der herzoglichen Tafel und Abends erschien er mit seinem fürstlichen Freunde in dem Saale wo die Preisverteilung geschehen sollte; Karl August als Baron Wedel zur Rechten, Goethe zur Linken des Herzogs Karl. Unter den mit Preisen Ausgezeichneten war der Eleve Friedrich Schiller, der einen Preis in der praktischen Medicin, einen zweiten in der materia medica und einen dritten in der Chirurgie erhielt. Bei den beiden ersten concurrierte der Eleve Plieninger mit ihm, das Loß entschied und entschied für Schiller, der dagegen in der deutschen Sprache und Schreibart mit den Eleven Elwert, Pfeiffer aus Pfullingen und Hoven concurrierte, wobei das Loß gegen ihn und die übrigen zu Gunsten Elwerts entschied. Goethe, der die Artigkeit des Herzogs rühmte und den achttägigen Aufenthalt in Stuttgart in allem Betracht sehr merkwürdig und instructiv nannte, ahnte wol ebenso wenig wie der Eleve Schiller, daß sie beide einst um die höchsten Preise des Ruhmes concurrieren sollten, wobei kein Loß entscheiden konnte.

Von Stuttgart giengs auf Karlsruhe (19.—21. Dec.), wo zwischen den hohen Herzen sich keine Herzlichkeit spüren laßen wollte und die Langeweile von Stunde zu Stunde wuchs. Bis Neujahr verweilten sie in Darmstadt, am 2. Jan. 1780 trafen sie in Homburg ein. „So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langeweilen, eßen schlecht und trinken noch schlechter. Hier jammern einen die Leute; sie fühlen, wie es bei ihnen aussieht und ein Fremder macht ihnen bang; sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich. Den sogenannten Weltleuten suche ich nun abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt; was sie guten Ton heißen? Worum sich ihre Ideen drehen und was sie wollen und wo ihr Kreischen sich zuschließt? Wenn ich sie

einmal in der Taſche habe, werde ich auch dieſes als Drama verkehren.“ Am 4. waren ſie wieder in Darmſtadt, giengen dann (am 5.) über Frankfurt, wo eine kurze Raſt in der Caſa ſanta gemacht wurde, die der Herzog ſpäter wiederholt beſuchte, weiter über Fulda und Eiſenach zurück nach Weimar, wo ſie am 13. Jan. 1780 wieder eintrafen. Wie ſie den Leuten in Weimar erſchienen berichtet Wieland mit gravitätiſchem Scherz: „Wie wir homunciones nun von jeher geweſen ſind und immer bleiben werden, ſo könnt ihr euch leicht vorſtellen, daß der glückliche Ausgang dieſer Reiſe, des Herzogs herliches Wolbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle ſeine Leute cuiuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae bei männiglich einen großen Effect gethan und Goethen in ein ſehr günſtiges Licht geſtellt hat, und dies um ſo mehr, da er auch multum mutatus ab illo zurückgekommen und in einem Tone zu muſicieren angefangen hat, in den wir Übrigen mit Freuden und jeder ſo gut als ſein Inſtrument und ſeine Lungenflügel geſtatten, harmoniſch einzuſtimmen nicht ermangeln werden. Die Schweizerreiſe, nach dem Wenigen aber Hinlänglichen, was ich aus der Quelle ſelbſt davon vernommen habe, gehört unter Goethens meiſterhafteſte Dramata.“ Wie hoch Goethe ſelbſt den Gewinn der Reiſe anſchlug, geht aus den Andeutungen hervor, die er Lavater für einen im Park aufzuſtellenden Denkſtein gab. Er hoffte, von der Reiſe werde für den Herzog und ſeine Umgebung gewiß eine neue Lebensepoche anfangen. Für Goethe ging allerdings ſo wenig wie für den Herzog die Reiſe verloren; wie ſehr er aber die vorteilhaften Folgen überſchätzt hatte, ergibt ſich aus vielfachen Aeußerungen ſeiner Briefe, namentlich in Bezug auf den Herzog, über den er fortan nicht ſelten mit Bitterkeit ſpricht, wie ein Lehrer über den unfolgſamen Zögling. Schon in der Schweiz macht er die Bemerkung, der Herzog habe „die böſe Art, den Speck zu ſpicken, und wenn man auf dem Gipfel des Berges mit Mühe und Gefahr ſei, noch ein

Stiegelchen ohne Zweck und Not mit Müh und Gefahr zu ſuchen.“ Im Herbſt nach der Reiſe bemerkt er in Ilmenau „bei dem vielen Verſtande des Herzogs hier und da ſo vorſätzliche Dunkelheiten und Verworrenheiten“ und findet es „curios, daß ihn, wenn er von zu Hauſe weg ſei, gewiſſe Geiſter des Irrtums anwehen,“ die Goethe ſonſt ſo viel zu ſchaffen gemacht, weil er ſelbſt noch nicht vom Moly, dem ſchützenden Wunderkraut, gegen die Verzauberungen der Circe, gegeßen. Als ſie im März 1781 beim Grafen Werther in Neunheiligen ſind, ſpricht er von Knoten, die er im Strange des Weſens des Herzogs bemerkt und die eine ruhige Aufwicklung des Fadens ſo ſehr hinderten. „Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürſten meiſtens ſo toll, dumm und albern ſind; nicht leicht hat einer ſo gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer ſo viel verſtändige und gute Menſchen um ſich und zu Freunden als er, und doch wills nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fiſchſchwanz gucken, ehe man ſichs verſieht, wieder hervor. So paſſioniert er fürs Gute und Rechte iſt ſo wirds ihm doch weniger darinne wohl als im Unſchicklichen; es iſt ganz wunderbar, wie verſtändig er ſein kann, wie viel er einſieht, wie viel er kennt, und doch wenn er ſich etwas zu Gute thun will, ſo muß er etwas Albernes vornehmen, und wenns das Wachslichterzerknaupeln wäre. Leider ſieht man daraus, daß es in der tiefſten Natur ſteckt und daß der Froſch für's Waßer gemacht iſt, wenn er gleich auch eine Zeitlang ſich auf der Erde befinden kann'.*) Die Verſtimmung gieng ſo weit, daß es nahe am Bruch geweſen ſein muß. Nach der Rückkehr aus Neunheiligen hatte der Herzog einen neuen Ausflug nach Deſſau vor und wünſchte, Goethe möge ihn begleiten. Dieſer ſchreibt am 27. Apr. 1781 an Frau v. Stein: Hierbei eine Epiſtel. Wenn Sie meinen, ſo ſchicken Sie das Blatt dem Herzog, reden Sie mit ihm und ſchonen Sie ihn

*) Vgl. Wilhelm Meiſters Lehrj. B. I. Cap. 14.

nicht. Ich will nichts als Ruhe und daß er auch weiß, woran er iſt. Sie können ihm auch ſagen, daß ich Ihnen erklärt hätte, keine Reiſe mehr mit ihm zu thun.*) Der Herzog muſte die Reiſe nach Deſſau in der That ohne Goethe machen (10.—20. Mai 1781); nur ein Kammerdiener und zwei Jagdlakaien begleiteten ihn. Goethe ließ ſich zwar bald wieder verſöhnen und folgte ihm auch wieder nach Neunheiligen, Leipzig, Deſſau u. ſ. w., aber die Verſtimmung bricht nicht ſelten wieder durch. „Der Herzog, heißt es am 12. Nov. 1781, hat doch im Grunde eine enge Vorſtellungsart und was er kühnes unternimmt, iſt nur im Taumel; einen langen Plan durchzuſetzen, der in ſeiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit.“ Als ſie im Dec. 1781 bei Eiſenach auf der Jagd ſind, wo der Herzog ſich den theuern Spas macht, 80 Menſchen in der Wildnis und dem Froſt zu fülttern, im Freien hetzen will, die Seinigen plagt und ennuyieret, ein paar ſchmarotzende Edelleute aus der Nachbarſchaft unterhält, die es ihm nicht danken, und alles mit dem beſten Willen, ſich und andre zu vergnügen, ruft Goethe: „Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effect thut. Ich mag nicht immer der Popanz ſein und die andern frägt er weder um Rat, noch ſpricht er mit ihnen, was er thun will. Der Herzog thut etwas Unſchickliches mit dieſer Jagd und doch bin ich nach ſeiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden; er weiß weit mehr als ſonſt was er will, wenn er nur was beßers wollte. Sein Unglück iſt, daß ihm zu Haus nicht wohl iſt, denn er mag gerne Hof haben.“ Gerade das Wolſein zu Hauſe hatte Goethe durch den Beſuch in Zürich bei Lavater dem Herzoge ſchmackhaft machen wollen. Im Auguſt 1782, am Vorabend ſeines Geburtstages nennt Goethe den Herzog „wacker, und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch

*) Gerade in dieſen Tagen arbeitete er am Taſſo.

ſeine Unarten das geſellige Leben gerinnen machte und ſeine Freunde durch unaufhaltſame Waghalſigkeit nötigte, über ſein Wol und Wehe gleichgültig zu werden. Es iſt eine curioſe Empfindung, ſetzt G. hinzu, ſeines nächſten Freundes und Schickſalsverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzuſehen und ſich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau indeß viele ſorgliche abgehen." — Der Herzog (in den Briefen an Knebel wenigſtens) zeigt keine Spur von Verſtimmung gegen Goethe, drückt aber ſeine Unbefriedigtheit am Weimarer Leben unbefangen aus. Er ſitzt Abends allein im Kloſter und am erſten Tage der Freiheit, nachdem die Gothaer abgereist ſind, weit von dem Erdentreiben. „Der Menſch iſt doch nicht zu der elenden Philiſterei des Geſchäftslebens beſtimmt; es iſt einem ja nicht größer zu Mute, als wenn man doch die Sonne ſo untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden ſieht und fühlt, und das alles ſo für ſich, ſo wenig der Menſchen halber, und doch genießen ſie's und ſo hoch, daß ſie glauben, es ſei für ſie." Er zieht ſich nach Dornburg zurück, um Diderots Jacques le Fataliſte (1780) zu ſtudieren und ſpöttelt über die herlichen polierten Geſpräche zu denen „die andern" Stoff liefern. Von Hufeland läßt er ſich ſchriftlich geben, wie er leben ſoll, um wenigſtens, wenn er nicht wohl iſt, zu wißen, wo er gefehlt habe. Goethe macht über dieſen Diätzettel ſonderliche Betrachtungen. Der Herzog ſpottet über die neu entſtehende rein adlige Geſellſchaft, die vor lauter Reinheit des Aethers nicht zum Athemholen kommen werde; über ſeinen Bruder Conſtantin, der mit unendlicher Ruhe auf der Reiſe genieße, was andre Leute außer ſich bringe; klagt über höchſt beſchwerliche Beſuche (Raynal, Villoiſon); lieſt Rouſſeaus Confeſſions mit Enthuſiasmus und Lavaters Pilatiade mit Ekel; findet es beinahe gar zu ſchwer, ſich in den unnatürlichen Zuſtand zu fügen, in dem „Unſereiner" leben muß und „an den man nur ſo langſam ſich gewöhnt zu haben glaubt", und iſt manchmal in Gefahr, ſich das

Concept verrückt zu ſehen. Conſiſtorialacten, die er lieſt, ſind „das baare Gegenteil des Begriffs einer menſchlichen Behandlung des allermenſchlichſten von allen menſchlichen Begriffen: der Erziehung.“ Er nähert ſich den Geſchäften immer mehr, wird von Goethe mit ins Studium der Naturwiſſenſchaften gezogen und muß bekennen: „unſere Geſellſchaft iſt wirklich die allerenyanteſte vom ganzen Erdboden!“ — Sehr deutlich klingt einmal durch, wie ihm ſeine kleinen von Goethe ſ. g. „Unſchicklichkeiten“ zum Verbrechen gemacht werden: „Der Menſch hat einen fürchterlichen Hang zu Ausnahmen von der Regel in ſich, welcher ihn unerwartet recht ſcheußliche Handlungen begehen läßt, betreffen ſie auch oft nur ein Schnitzel Papier. Dergleichen verborgne und doch abgedroſchne Wahrheiten kommen mir leider täglich vors Geſicht und verbittern das Blut.“— Auch von dieſer Seite bedurfte Goethes Zuſtand einer erfriſchenden Aenderung. Die kleinen Reiſen in Geſchäften und zum Vergnügen, von denen noch zu berichten iſt, ſchlugen nicht an.

Im Mai 1782 führte ihn ein diplomatiſches Geſchäft, freilich nichts Wichtiges und Schweres, aber als Uebung betrachtet doch nicht ohne Reiz, an alle Höfe Thüringens, zuerſt nach Gotha, wo er ſchon im Jahr vorher gut aufgenommen war und an dem Prinzen Auguſt einen verſtändigen Freund hatte. Von Gotha giengs auf Meiningen, wo er als Geſandter in förmlicher Audienz empfangen wurde, „die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigſten Herren im Audienzgemach.“ Er wurde „auf das allerartigſte behandelt,“ es war „ohnmöglich mehr Attention, Freundſchaft und Gefälligkeit zu haben.“ Er trat dem ohngeachtet ſehr leiſe auf und nahm nichts an, als was ſie ihm, jedes einzeln und alle zuſammen gewis nicht zurücknahmen. „Die Seele aber wird immer tiefer in ſich ſelbſt zurückgeführt, je mehr man die Menſchen nach ihrer und nicht nach ſeiner Art behandelt; man verhält ſich zu ihnen wie der Muſikus zum Inſtrument.“ Am 13. Mai gieng er nach Coburg, die Ko-

mödie der förmlichen Audienz auch da zu spielen. Unterwegs stellte er sich auch in Hildburghausen am Hofe. „Der Alte" (Herzog Ernst, 55 J. alt) war sehr munter und freundlich, gab ihm Audienz im Bette und war nachher gleich angekleidet zur Tafel, zu welcher Goethe bleiben muste. Abends war er in Coburg, wo er sein Geschäft am 14. erledigte und mit der „Herschaft" ausfuhr. Die ganze Gegend war über Nacht grün geworden; „des armen Menschen Freude, wenn wieder einmal etwas jung wird, ist gar groß, weil er doch selbst immer altert." Er besah die Festung, fuhr am 15. Nachmittags auf eine Marmelmühle von Thümmeln und war ganz zufrieden, ließ sich aber nicht halten. Es war ihm ganz artig, eine Reihe von Physiognomien von Städten und Höfen zu sehen, und den decidiert eignen Charakter jedes Hofes kennen zu lernen, der sich von oben herein bildete. Von Coburg gieng er, sich auf der Steinjagd erlustigend, durch die Ämter Sonneberg und Schalkau und absolvierte mit Rudolstadt alle thüringischen Höfe. Noch im Mai war die diplomatische Fahrt, die er gern für einen Ritt auf dem Pegasus entbehrt hätte, überwunden und am 19. kam er wieder in Weimar an. Seine liebe Gartenwohnung vertauschte er am 2. Juni mit der neuen Wohnung in der Stadt, wo er bald, wenn Wieland Abends spät in der Kutsche zu Haus rumpelte oder der Ruf der Wache am Frauenthor erscholl, den Verlust seiner schönen Stille und Einsamkeit fühlte. Der Einzug schien mit bösen Vorbedeutungen zu beginnen. Am 27. Mai war Goethes Vater gestorben. In den Briefen an die Stein verlautet kein Wort über diesen Verlust, der Goethen nicht tief kann getroffen haben. In Andrer Briefen aus Weimar wird in lieblosen Worten von dem „Abzuge des Alten" gesprochen, der mit mehr herzlicher Liebe an dem Sohne als der Sohn an ihm hieng. Väter sind häufig in der Notwendigkeit, die Söhne zuerst mit dem Zwang des Lebens bekannt zu machen, und die Söhne nur zu leicht in der

Laune, den fühlbar werdenden Druck für einen willkürlich und grundlos geübten zu halten.

Im Herbſte 1783 machte Goethe einen Ausflug nach dem Harze; ſein Zögling Fritz v. Stein begleitete ihn. Am 6. oder 7. Sept. brachen ſie von Weimar auf, nicht über Ilmenau, ſondern geradeswegs nach dem nordöſtlichen Harz. Am 9. Sept. ſchreibt Goethe aus Langenſtein, einem Gute der Markiſe Branconi, zwiſchen Halberſtadt und Blankenburg, wo er ſchon am Tage vorher angekommen zu ſein ſcheint. Er meinte, es werde ihm gut thun, fremde Luft einzuathmen und ſein Verhältnis von weitem zu betrachten. „Die Exiſtenzen fremder Menſchen ſind die beſten Spiegel, worin wir die unſrige erkennen können.“ Am 11. Sept. beſtieg er mit Fritz v. Stein den Roßtrapp, ſpeiste unten im Thal auf einem großen in die Bode geſtürzten Granitblock zu Mittag, gieng dann über Blankenburg nach Rübeland, um die Baumannshöle wieder zu befahren und nachdem er am 14. die von Braunſchweig zurückkehrende, vom ganzen Braunſchweiger Hofe begleitete Herzogin Amalie in Halberſtadt begrüßt hatte, wandte er ſich mit Fritz nach dem Oberharze. Am 18. kamen ſie in Clausthal an, wo er ſich freute, mit ſeinen Speculationen über die alte Kruſte der neuen Welt auf dem rechten Wege zu ſein. Er wohnte beim Berghauptmann von Trebra, „guten redlichen Menſchen“, denen er ſich diesmal durch keine Maske verbarg. Am 21. Sept. ritten ſie auf den Brocken. Im Brockenbuch von jenem Jahre ſteht unterm 21. Sept. „J. W. v. Goethe. F. v. Stein. v. Trebra, zum drittenmale hier“, ein Zuſatz der ſich nur auf Trebra bezieht. Sie übernachteten oben. Am 26. verließ Goethe Zellerfeld und kam am 28. nach Göttingen, wo er alle Profeſſoren zu beſuchen ſich vorgenommen hatte. Die weitere Reiſe gieng, weil Fritz Stein den Rieſen auf dem Winterkaſten zu ſehen wünſchte, über Kaſſel, wo Goethe am Hof war und gut aufgenommen wurde wie überall. Den gleichgültigen Menſchen begegnete er nach der Welt Sitte, den

Digitized by Google

guten offen und freundlich, und sie behandelten ihn dagegen, als wenn ihn der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt hätte und diese Abkunft etwas Weltbekanntes wäre. Fritz, der ihn nach Kaßel gelockt, plagte ihn nun, nach Frankfurt zu gehen; wenn er ihm sagte: „deine Mutter ist allein", so versicherte der Knabe: „die deinige würde ein großes Vergnügen haben, uns zu sehen." Allein Goethe widerstand, eilte am 5. Oct. von Kaßel über Eisenach der Heimath zu, wo er am 6. eintraf und sich sogleich unter Acten vergrub. — Im folgenden Herbst machte er wieder eine Brockenreise. Das Brockenbuch vom J. 1784 hat unterm 4. Sept. die Inschrift: „Goethe" und darunter die Verse:

Quis cœlum posset nisi cœli munere nosse,
Et reperire Deum, nisi qui pars ipse Deorum est?

Es ist oft ausgesprochen und ebenso oft geleugnet worden, daß Goethe die Versetzung nach Weimar auf die Bühne der Welt und des Hofes nicht wolthätig gewesen sei. Wäre sein Leben auf dem Punkte, bis zu dem es hier geführt worden, abgebrochen, so würde kaum jemand leugnen, daß er an Weimar zu Grunde gegangen. Bei einer ernsten Prüfung seiner Zustände muste ihm das selbst unwidersprechlich erscheinen. Einige Züge aus diesen letzten Jahren mögen darthun, daß ihm mehr als einmal das Bewustsein seiner Lage lastend und fast unerträglich wurde. Schon im Sept. 1777 sieht er stündlich mehr, daß er sich aus diesem Strome des Lebens ans Ufer retten, darinne mit allen Kräften arbeiten oder ersaufen müße. Auf dem Wege nach Erfurt am 2. Mai 1780 nimmt er alle Verhältnisse in Gedanken durch, was gethan ist, zu thun ist, sein Welttreiben, seine Dichtung, seine Liebe. Im Herbst des Jahres fleht er nur um vier Wochen Ruhe, wenigstens einen Theil des Wilhelm Meister zur Probe zu liefern. Der Stein kann er zum Neujahr 1781 keine Reime schicken, sein prosaisch Leben verschlingt diese Bächlein wie ein weiter Sand. Die Hofnot kann er (27. Mai 1781) nicht den ganzen Tag mit ausstehen, er ist

(1. Mai 1782) wieder bei Hof und schon im voraus müde. Als er den zweiten Act des Tasso an Lavater sendet (Nov. 1781), klagt er, daß die Unruhe, in der er lebe, ihn nicht über der vergnüglichen Arbeit bleiben laße und daß er den Raum noch nicht vor sich sehe, die übrigen Acte zu vollenden; gleichzeitig seufzt er, daß seine Seele durch Acten eingeschnürt sei. Der Egmont wird (April 1782) durch Zerstreuungen unterbrochen, die nichts zulaßen. Es ist (April 1783) ein sauer Stückchen Brod, darauf angewiesen zu sein, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; das ganze Jahr sucht ihn kein angenehmes Geschäft auf und Not und Ungeschick der Menschen ziehen ihn immer hin und her. Als er die Geheimnisse auszuführen kaum den Versuch macht, wird ihm deutlich, daß für seine Lage das Unternehmen zu ungeheuer ist. Als er einmal draußen ist, meint er, Ein Jahr in der Welt würde ihn sehr weit führen. Am Schluß des Carnevals ruft er (12. Febr. 1782): „Von Morgen an zähle ich eine neue Epoche, und muß und werde ein neues Leben anfangen." Er nennt sich im Streit der politischen Elemente (4. Juni 1782) für Wißenschaften und Künste zum Schriftsteller geboren (10. Aug. 1782), und fühlt, daß er noch immer bei sich selbst zu Hause ist, von dem Grundstock seines Vermögens nicht zugesetzt hat (10. März 1781); wenige Wochen später (8. Juli 1781) klagt er, sein Geist werde kleinlich und habe an nichts Lust, einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmut und ein böser Genius schildert ihm die lästigste Seite seines Zustandes und rät ihm, sich mit der Flucht zu retten.

Er hatte einen Freund, der für seine Jahre zu jung war, für seine Führung zu hoch stand. Sein Geschäftskreiß war, je festere äußere Formen derselbe annahm, desto schwerer mit seinem innersten Berufe in Harmonie zu bringen. Was er für den Hof schuf war seines Talentes nicht wert und was er mit ungeteilter Kraft hätte schaffen und bilden mögen, litt unter den Geschäften und dem

Hofe. Geſchätzt und gefeiert wie kein anderer in Weimar ſtand er doch mitten in der regſamen Welt einſam, muſte um die Fülle ſeiner Liebe auszuſtrömen, mit den Kindern ſpielen, oder die Frau eines Andern zur Vertrauten ſeiner Seele machen. Zwar, ſein Verhältnis in Weimar war ein freies, er durfte nur Poſtpferde beſtellen, um das Leben in Frankfurt wieder anzuheben, wo er es unterbrochen hatte. So wenigſtens ſuchte er die Mutter zu beruhigen, die ihre Sorge hatte blicken laßen. Aber ein Leben läßt ſich ſchwerer verpflanzen als ein Baum; man beginnt nicht gleich wieder, wo man vor länger als zehn Jahren aufgehört hat. Als Knebel, der im weimarſchen Leben eine anſehnliche, aber doch immer ſecundäre Rolle ſpielte, im Jahre 1781 Weimar verlaßen wollte, weil er meinte, er ſei dort nicht an ſeinem Platze, fragte ihn der Herzog in dem ſchönen Briefe vom 4. October mit unverholner Kümmernis: „Achteſt du dich denn ſo gering, oder hältſt dich für ſo allein, daß du glaubſt, höchſtens etwas für dich zu entbehren, wenn du die engen Bande löſeſt, die uns mit dir verbinden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, in die er mit ſeinen Wurzeln verwachſen?“ Wie würde dem Herzoge geworden ſein, wenn Goethe, der einzige Menſch an dem ſein Herz mit vollſter Liebe hieng, Poſtpferde nach Frankfurt beſtellt hätte! Ein ausgeſprochenes Scheiden war unmöglich und ein Verharren nicht minder. Es blieb nichts übrig als ſich mit der Flucht zu retten.

Am 23. Juni 1785 begann Goethe mit Knebel von Jena aus eine Reiſe nach Karlsbad; in Neuſtadt an der Orla wurde er krank, erholte ſich aber, nachdem Loder von Jena berufen war, bald wieder und konnte die Reiſe am 29. fortſetzen; am 2. Juli waren die Reiſenden in Wunſiedel, am 4. über Eger in Zwota, am 5. in Karlsbad. Hier beſchloß er, eine Reiſe nach Italien zu unternehmen, das, wie ſeine Mutter verſichert, von Jugend auf ſein Tagesgedanken, Nachts ſein Traum geweſen. Er ſelbſt be-

richtet uns, daß er von Sehnſucht nach Italien faſt verzehrt ſei und das Lied im Wilhelm Meiſter, das die verzehrende Sehnſucht nach dem Lande, wo die Citronen blühen mit ſeligen Bildern aufreizt, gehört in dieſe Zeit und erſcheint wie Beſtätigung. Dennoch war das Land, das er aufſuchen wollte, unbedingt weniger die Urſache ſeines Entſchluſſes, als jenes, das er verlaßen muſte. Er hatte Italien aus den Schilderungen des Vaters kennen gelernt, wie Kinder ſolche Schilderungen auffaßen; er hatte ſich vielleicht 1775, als die Einholung nach Weimar ſich verzögerte, notdürftig auf Italien vorbereitet; allein als es nun wirklich Ernſt werden ſollte, prüfte er ganz ruhig, was die philiſterhafte Trockenheit eines Archenholz und Andrer Uebles von Italien ausgebreitet und was Italien ihm wirklich ſei und werden könne. Der Vorſatz blieb feſt. Wie ein guter Haushalter beſchloß er, ſeine Sachen zu ordnen. Schon im Juni 1782 hatte er den Einfall gehabt, ſeine Schriften zu ſammeln, die bis dahin teils ungedruckt, teils einzeln gedruckt oder in der himburgſchen Sammlung und deren Nachdrücken vorlagen. Jetzt nahm er den Einfall ernſtlich wieder auf und begann mit Hülfe Wielands und Herders, dem er damals wieder, und noch in unbefangener Hingebung, nahe getreten war, die Redaction ſeiner Schriften, die ſich bis in den Sommer des Jahres 1786 hinzog. Göſchen in Leipzig übernahm den Verlag und eine Ankündigung von Goethe und Göſchen wurde gedruckt und durch das Journal von und für Deutſchland verbreitet. Am 24. Juni 1786 geleitete Karl Auguſt den Herzog von Braunſchweig und als er zurückkam, um Goethen bis Jena zu begleiten, war dieſer vor einer Viertelſtunde nach Karlsbad abgereist; der Herzog muſte ihm den Abſchiedsgruß durch Knebel in Jena ausrichten. In Karlsbad verbrachte Goethe die Zeit der Kur. Herder war mit ihm und ermahnte ihn, als er nach ſeinem ſiebenunddreißigſten Geburtstage, geheimnisvoll wie immer, von einem Ausfluge ſprach, anſtatt taubes Geſtein zu klopfen, die Iphigenie zu ſich zu

ſtecken. Das Stück wie es damals lag war mehr Entwurf als Ausführung, in poetiſcher Proſa geſchrieben, die ſich manchmal in einen jambiſchen Rhythmus verlor, auch wol andern Silbenmaßen ähnelte. Goethe gehorchte dem wolgemeinten Andrängen, ſteckte nicht nur die Iphigenie zu ſich, ſondern alles was er fertig und unfertig geſchaffen hatte und gieng am 3. Sept. 1786 in die Berge, niemand wuſte wohin. Am 17. Dec. fragt Goethes Mutter ihren kleinen Cherubim Fritz Stein: „Wißen Sie denn noch immer nicht, wo mein Sohn iſt?“

Wie der Rattenfänger von Hameln war Goethe in die Berge gegangen; kaum wagte er ſich ſelbſt zu ſagen, wohin; unterwegs fürchtete er noch, und erſt unter der Porta del popolo war er ſich gewis, Rom zu haben. Die Einzelheiten der Reiſe *), die in ſeinen Briefen aus Italien erzählt ſind, dürfen hier übergangen werden, da es nur darauf ankommt, nachzuweiſen, wie er ſich ſelbſt wiederfand um das, was bisher geſchaffen war, auf die Höhe der reinen Kunſt zu erheben, die ihm während der letzten elf Jahre durch Hof- und Geſchäftsleben verſperrt geweſen. Auch in Italien kam er nicht zur vollen Samlung ſeiner poetiſchen Kräfte, da er zwiſchen wißenſchaftlicher Forſchung und Beſchäftigung mit den zeichnenden Künſten mannigfach geteilt erſcheint. Der alte Wahn, als ob er zum bildenden Künſtler beſtimmt ſein könne,

*) Am 3. Sept. früh von Karlsbad über Zwota, Eger, Waldſaßen, Schwandorf und Regenſtauf; am 4. 10 Uhr in Regensburg bis 5. Sept. Mittags; am 6. früh 6 Uhr in München, Abends über Benedictbeuern, Wallenſee nach Mittenwalde; am 8. Sept. über Scharnitz, Zirl, Insbruck auf den Brenner bis zum 9. Abends 7 Uhr; dann Nachts nach Sterzing, Mittelwalde, Brixen, am 10. mit Tagesanbruch in Colman, nach Teutſchen und Botzen; 10. Sept. Abends in Trient, 11. Sept. Abends in Roveredo bis 3 Uhr Morgens; am 12. an dem Gardaſee nach Torbole, 13. nach Malſeſine, 14. Sept. in Verona, 19. Vicenza, 25. Padua, 28. Sept. 5 Uhr Abends in Venedig bis 14. Oct., dann nach Ferrara (16. Oct.), über Cento (16.) nach Bologna (18. Oct.), Logano 21. Oct., Perugia 25., zu Fuß nach Aſſiſi, am 27. in Terni, am 28. in Alta Caſtellana, am 29. Oct. in Rom.

verließ ihn auch hier, mitten unter den Schöpfungen, die von ganzen Naturen zeugten, nicht völlig, aber der Glaube schwand allmählich und die Uebung selbst wurde eingeschränkt, bis sie als angenehme Unterhaltung in das richtige Verhältnis trat. Die Neuheit der Scene, Erdbildung und Vegetation, lockten dagegen zu neuen anhaltenden Betrachtungen und der naturwißenschaftliche Trieb, der in Deutschland schon vielfach beeinträchtigend eingewirkt hatte, erhielt neue Stärke, so daß er sich später und die ganzen künftigen Jahre hindurch geltend machte, wobei denn wenige außer Goethe selbst Freude und Förderung fanden.

Als er am 9. Sept. Abends den Brenner verließ, nahm er aus dem größern Pakete die Iphigenie und steckte sie zu sich. Am Gardasee in Torbole, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb (12. Sept.), wo er wenigstens so allein war, wie seine Heldin in Tauris, zog er die ersten Linien der neuen Bearbeitung, die er in Verona, Vicenza, Padua, am fleißigsten aber in Venedig fortsetzte. Sodann aber geriet die Arbeit ins Stocken, ja er wurde auf eine neue Erfindung geführt, nämlich eine Iphigenie auf Delphi zu schreiben, was er auch sogleich würde gethan haben, wenn nicht die Reisezerstreuung und ein Pflichtgefühl gegen das ältere Stück ihn davon abgehalten hätte. Jene Iphigenie auf Delphi stieg ihm zuerst auf, als er von Cento am 17. Oct. nach Bologna reiste. Elektra, in gewisser Hofnung, daß Orest das Bild der tauriſchen Artemis nach Delphi bringen werde, erscheint (so war der Plan) im Tempel des Apollo und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil im Hause des Pelops angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt einer der Griechen und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet habe. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wut richten soll. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pyla-

des gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contraſtiert gar merkwürdig mit Elektras irdiſcher Leidenſchaft, als die beiden Geſtalten unerkannt zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Prieſterin, welcher die Freunde zum Opfer übergeben worden, und entdeckt es Elektra. Dieſe im Begriff, mit demſelben Beil, welches ſie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, wird durch eine glückliche Wendung vor dieſem letzten ſchrecklichen Uebel bewahrt. Wenn dieſe Scene gelingt, ſchrieb Goethe damals, ſo iſt nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater geſehen worden. Der Plan blieb leider ganz und gar liegen. Wenig mehr wurde ein andrer, aus alter Zeit ſich plötzlich wieder aufdrängender und die Iphigenie unzeitig hemmender Entwurf gepflegt. Als Goethe am 27. October zu Terni, dem Mittelpunkt des Katholizismus immer mehr genähert, Raſt machte, trat ihm lebhaft vor die Seele, daß vom urſprünglichen Chriſtentum alle Spur verloſchen ſei, und wenn er es ſich in der Reinheit der Apoſtelgeſchichte vergegenwärtigte was für ein unförmliches, ja barockes Heidentum auf jenem gemütlichen Anfang laſte. Da fiel ihm der Ewige Jude wieder ein, welcher Zeuge aller dieſer wunderſamen Ent- und Aufwicklungen geweſen und ſo einen wunderſamen Zuſtand erlebte, daß Chriſtus ſelbſt, als er zurückkommt, um ſich nach den Früchten ſeiner Lehre umzuſehen, in Gefahr gerät, zum zweitenmale gekreuzigt zu werden. Jene Legende venio iterum crucifigi ſollte ihm bei dieſer Kataſtrophe zum Stoff dienen. Einzelne Stellen wurden ausgeführt; aber alles blieb vor Rom liegen. Hier wo er ſeit dem 29. Oct. als „Möller" im halben Incognito lebte, verkehrte er vorzugsweiſe mit dem ältern Freunde Tiſchbein, der ihn in dem bekannten Bilde an der Seule liegend, im Hintergrunde die Campagna, malte, und mit Moritz, der durch die Wanderung nach England und den autobiographiſchen Roman Anton Reiſer merkwürdig geworden und am 5. Nov. in Rom eingetroffen war. Er

ſchloß ſich gleich an Goethe an und machte mit ihm kleine Spaziergänge in die umliegende Gegend. Bei der Zurückkunft von einem Spazierritt nach der Mündung der Tiber (8. Dec.) hatte er das Unglück, auf dem von der Zeit ausgeglätteten und noch dazu von einem Staubregen ſchlüpfrig gemachten antiken Pflaſter in der Gegend des Pantheon durch einen Sturz mit dem Pferde den linken Arm zu brechen. Mehre Deutſche nahmen ſich ſeiner bei dieſem traurigen Zufall aufs freundſchaftlichſte an. Am thätigſten unterſtützte ihn Goethe *), der ihn täglich beſuchte und pflegte. Während des Krankenlagers klärte Moritz Goethen über unſre Proſodie auf; ſeine ausgeklügelte Rangordnung der Silben diente Goethe als Leitſtern bei der Ueberſetzung der Iphigenie aus der rhythmiſchen Form in Jamben. Die Arbeit gieng in Rom mit geziemender Stetigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ſich Goethe aufs morgende Penſum, welches dann ſogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Sein Verfahren dabei war ganz einfach; er ſchrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Periode vor Periode regelmäßig erklingen. Am 6. Jan. 1787 konnte er nach Deutſchland melden, daß Iphigenie endlich fertig geworden, d. h. daß ſie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor ihm auf dem Tiſche lag, von denen er das eine am 10. Januar abſandte, „ein Schmerzenskind aus mehr als einem Sinn!“ Er wünſchte, ob Herder vielleicht ein paar Federzüge hineinthun wolle, da er ſelbſt ſich daran ganz ſtumpf gearbeitet. Die römiſchen Freunde, denen Goethe ſein Werk vorgeleſen, junge Männer, darunter Maler Müller, an jene früheren heftigen vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingiſches und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden. Auch Tiſchbein wollte „dieſe faſt gänzliche Entäußerung der Leidenſchaft“

*) Bieſter veranſtaltete in Berlin eine Samlung für Moritz, die 200 Thlr. einbrachte.

nicht zu Sinne, und wie es damals in Rom ergieng, ist es bei dem großen Haufen der Gebildeten noch lange Jahre, um nicht zu sagen bis jetzt ergangen.

Das öffentliche Versprechen, das Goethe vor seiner Abreise aus Deutschland gegeben, in die Samlung seiner Schriften keine Bruchstücke aufzunehmen, bereute er, als er im Februar 1787 Anstalt traf, nach Neapel abzureisen. Er glaubte, wenn er Angefangenes, wie es war, hingegeben, würde er neue Gegenstände, an denen er frischeren Anteil nahm, mit frischerem Mute und festerer Kraft unternommen haben. Die delphische Iphigenie schien ihm unter dem reinen Himmel gemäßer als die Grillen des Tasso, und doch hatte er auch dahinein schon wieder zu viel von seinem Eigen gelegt, um die Arbeit fruchtlos aufzugeben. Am 21. Febr. gewann er es über sich, daß er von seinen poetischen Arbeiten nichts mitnahm als Tasso allein. Zu ihm hatte er die beste Hofnung. Der Gegenstand, noch beschränkter als der Iphigenies, wollte im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet sein. Das Vorhandene muste ganz zerstört werden; es hatte zu lange gelegen; weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton hatten mit des Dichters, damaliger Ansicht die geringste Verwandtschaft. Nach dem Carneval reiste er, von Tischbein begleitet, nach Neapel ab, wo er am 25. Febr. anlangte, zwar auch den Februar spürte, aber doch allen verzieh, die in Neapel von Sinnen kamen. Mit Rührung erinnerte er sich besonders seines Vaters, der hier einen unauslöschlichen Eindruck erhalten und seitdem nie unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte. Goethe war nach seiner Art ganz stille und machte nur, „wenn's gar zu toll wurde, große große Augen." Bei trübem Wetter bestieg er am 2. März den Vesuv, recognoscierte den Berg, dessen Gipfel umwölkt war, einstweilen um ihn, sobald das Wetter gut werde, förmlich zu belagern. An Gesellschaft fehlte es in Neapel nicht, nicht an Zerstreuung, auch nicht an neuen Blicken. Durch Filan-

gieri lernte er Gian Batiſta Vico's Schriften kennen, in denen er (ſpäter) vorgeahnt fand, was deutſche Wißenſchaft in der Folge unabhängig erkannte. Goethe meint, indem er das Sibylliniſche dieſer Schriften und die Verehrung der vorſchauenden Anhänger des Philoſophen erwähnt, den Deutſchen werde einſt Hamann ein gleicher Codex von Vorahnungen des Guten und Rechten werden, das einſt kommen ſolle oder ſollte! — Am 6. März beſtieg er mit Tiſchbein den Veſuv. Er beſuchte Pompeji, ſah Hackert arbeiten, deſſen Landſchaften er zuerſt am Hofe in Gotha hatte kennen lernen, und ſchaute den Stellungen der hamiltonſchen Miß Harte zu, bei denen der alte Ritter das Licht hielt.

Die Fülle der Anſchauungen, die Goethe in Neapel aufnahm, verſuchte er manchmal zu faßen, aber er vermocht' es nicht; wenn er Worte ſchreiben wollte, ſtanden ihm immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inſeln, des rauchenden Berges — die Welt öfnete ſich immer mehr, außen und innen, auch alles was er ſchon lange wuſte wurde ihm erſt eigen, nun ihm die Worte zu ihren Gegenſtänden wurden. Viel faßte er zuſammen zu bleibendem Gut und er konnte verſichern, daß er viel zurückbringen werde, auch viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden. Je mehr die Straßen vom lauten Leben tobten, deſto ruhiger wurd' er. Aber er hielt es nicht an der Zeit, im Verharren zu genießen, er bedurfte des ſchnellen Auffaßens und der Weite. Sein Streben zog ihn nach Sicilien hinüber. Der Maler Kniep begleitete ihn, als er am 29. März die Reiſe antrat. Während der Seekrankheit begann er die Umarbeitung der beiden erſten Acte des Taſſo; ſie gelang ſo gut, daß er mit der Hauptſache fertig war, als das Schiff am 2. April mit Not und Anſtrengung in den Hafen von Palermo einlief. Er findet nicht Worte, um die Reinheit der Contoure, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Erde und Meer auszudrücken. Wer es geſe-

hen, habe es auf ſein Leben geſehen. Dunſtige Klarheit ſchwebte um die Küſten; die Maulbeerbäume ſtanden im friſchen Grün neben dem Immergrün der Oleander und Citronenhecken; die Luft war mild und wolriechend, der Wind lau. Der Mond gieng dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und ſchien ins Meer. Die Natur ſo unendlich rein und ſchön und daneben die unſchöpferiſche Willkür des Menſchenwerkes wie es in dem Schloße des Prinzen Pallagonia fratzenhaft und widerſinnig aus allen Winkeln hervorblickte und Knieps Künſtlerſinn wie ein Tollhaus zur Verzweiflung trieb, während Goethe es zu „ſchematiſieren" ſuchte. Auch die Familie Caglioſtro's machte er ausfindig und da ihre Dürftigkeit und Rechtlichkeit ihn erbarmte, ſorgte er ſpäter für Unterſtützung, die als vom Sohne geſandt mit heißem Danke aufgenommen wurde. — Die reizende Inſel hatte ihn an das Phaeakeneiland erinnert, dies an Homer; er kaufte ein Exemplar, las ſeinem Begleiter die Rhapſodie frei überſetzend vor und dachte dem Plane nach, wie der Geſchichte der Nauſikaa eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſei. Er verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlaßen, einige Stellen, die ihn beſonders anzogen zu entwerfen und auszuführen. In die dichteriſchen Träume drängten ſich Geſpenſter. Die Urpflanze, von der er ſchon aus Neapel meldete, daß er bald mit ihr zu Stande ſei (vierzig Jahr ſpäter lernte er erſt die Spiraltendenz der Vegetation kennen) meinte er hier finden zu müßen; die Vergeblichkeit des Bemühens preſſte ihm den Seufzer ab, warum wir Neueren doch ſo zerſtreut und zu Forderungen gereizt ſeien, die wir nicht erreichen noch erfüllen können! Es ſchien ihm dann wol das Einfachſte zu ſein, was man denken möge. Den Hauptpunkt, wo der Keim ſtecke, habe er ganz klar und zweifellos gefunden, alles übrige, bis auf einige Punkte, ſehe er auch ſchon im Ganzen. Seine Urpflanze werde das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt (oder auch nicht von der Welt) werden, um das ihn die Natur ſelbſt beneiden ſolle; mit dieſem Mo-

dell und dem Schlüßel dazu könne man dann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die nicht etwa malerische Schatten und Scheine seien, sondern innerliche Wahrheit und Notwendigkeit hätten. Er verstieg sich in seiner Schöpferlaune bis zu der Versicherung, dasselbe Gesetz werde sich auf alles übrige Lebendige anwenden laßen. Wieder dann, unter Taormina am Meere in einem verwilderten Bauerngarten auf Orangenästen sitzend, dachte er den Plan der Nausikaa weiter, eine dramatische Concentration der Odyssee, und er hielt sie nicht für unmöglich, wenn man den Grundunterschied des Dramas und der Epopöe recht ins Auge faße. Die Rosen blühten und die Nachtigallen sangen darein: aber Nausikaa ist nicht in Form gebannt wie sie damals vor des Dichters träumerischen Augen stand. Er arbeitete den größten Teil bis auf das letzte Detail im Geiste durch, schrieb aber nach seiner Gewohnheit nichts davon auf und vermochte später nur schattenhafte Erinnerung zurückzurufen.

Am 16. Mai war er nach gefährdevoller Seefahrt wieder in Neapel, wo er den Monat hindurch blieb, das geschäftig genießende Volksleben studierte und zu Anfang Juni kurz vor der Abreise noch einen prächtigen Ausbruch des Vesuv erlebte. Am 3. Juni fuhr er durch das unendliche Leben der unvergleichlichen Stadt, die er nicht wiedersah, halb betäubt hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb. Kniep, den er zurückließ, gelobte er auch in der Ferne seine beste Vorsorge. Den 6. Juni war er wieder in Rom, wo er Tischbein noch wiederfand, der ihn glücklich portraitierte, während Angelica Kaufmann sich vergebens an ihm versuchte; es wurde ein hübscher Bursche aber keine Spur von ihm. Er nahm den oft unterbrochenen Egmont wieder auf, der nun (11. Aug.) in Rom vollendet wurde, gerade als die Zeitungen ähnliche Scenen aus Brüssel berichteten, wie die, welche er vor zwölf Jahren aufgeschrieben hatte, so daß man, dachte er, alles für ein Pasquill halten möge. Dabei wurde fleißig gezeichnet

und illuminiert. Seine Vorstellung, sein Gedächtnis füllten sich voll unendlich schöner Gegenstände. Er faßte den guten Vorsatz, zwei Grundfehler, die ihn sein Leben hindurch gepeinigt und gehemmt hatten, zu verbeßern. Der eine war, daß er das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte oder sollte, nicht lernen mochte, woher es denn gekommen, daß er, bei so viel natürlicher Anlage, so wenig gemacht und gethan. Der andre, daß er nie auf eine Arbeit oder ein Geschäft so viel Zeit wenden mochte, als dazu erfordert wird. Er genoß die Glückseligkeit, in kurzer Zeit sehr viel denken und combinieren zu können; die schrittweise Ausführung wurde ihm nojos und unerträglich. Alle Künstler — zunächst hatte er bei jenen Fehlern nur seine hartnäckig beanspruchte Künstlerschaft im Auge — alle, alt und jung, halfen ihm sein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern. In der Perspective und Baukunst rückte er vor, auch in der Composition der Landschaft. An den lebendigen Conturen hiengs noch; da blieb ein Abgrund, doch, meinte er, wäre mit Ernst und Application auch hier weiter zu kommen. Wie immer trieb er wieder zu viel; seine größte Freude war, daß sein Auge sich an sichern Formen bildete und sich an Gestalt und Verhältnis leicht gewöhnte, wobei sein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrte. Er versuchte es wieder mit der menschlichen Figur; da es mit dem Zeichnen nicht glückte, entschloß er sich zum Modelliren; alle seine physiognomischen Kunststückchen, die er aus Pik auf Lavater den Propheten in den Winkel geworfen, suchte er wieder hervor, und sie kamen ihm, meinte er, gut zu passen. Er verhelte sich indes nicht, daß seine Bestrebungen nur für ihn Wert haben könnten; nicht Künstler wollte er werden, um zu wetteifern oder Schau zu bieten; er wollte es in der Kunst so weit bringen, daß alles anschauende Kenntnis werde, nichts Tradition oder Name bleibe. Dies Ziel hielt er fest, auch als Mahnungen aus der Heimat kamen, abzubrechen und zurückzukehren. Man wurde in Weimar ungeduldig über den

Entflohenen; es liefen Gerüchte um, er werde gar nicht wiederkommen, gar nicht mehr in Weimar bleiben können. Der Herzog hatte ihm schon am 30. März „einen sehr langen Brief" geschrieben und war auf die Antwort neugierig „Diesem Menschen scheints gewaltig wol zu gehen, äußerte er gegen Knebel, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht woler werden zu laßen als sichs geziemt." Was Goethe auf die Mahnung des Herzogs, die Gewalt zum Aufhören im Genuß über sich zu üben, geantwortet hat, ist noch nicht bekannt. Er war nicht gleichgültig dagegen, aber er blieb fest bei seinem Sinn und nahm auch die Möglichkeit hin, daß er ein isoliertes privates Leben werde führen müßen, wobei er den Reichtum, den er gesammelt, hoch genug anschlug, so daß er mit Nachholen und Vereinigen für zehen Jahre keine Ruhe sah. So ernsthaft nahm der Herzog denn doch die Sache nicht. Er hieng fester an Goethe als dieser an ihm; er wünschte den Freund wiederzuhaben, nicht ihn gänzlich zu verlieren. Man ließ ihn gewähren, gab den ganzen Winter und dann auch noch den halben Sommer des nächsten Jahres in den Kauf. Goethe muste in Weimar leicht zu ersetzen oder eine lange Trennung muste ihm wie eine Lebensbedingung unausweichliche Not geworden sein. Daß der Ersatz für ihn auf die Dauer nicht gefunden wurde, zeigt das über allen Vergleich große Benehmen des Herzogs gegen ihn; es bleibt also nur der zweite Fall übrig und wenn man ihn gelten zu laßen nicht umhin kann, wird daran erst recht augenfällig, wie wenig Befriedigung und wahren Gewinn die weimarschen Jahre ihm bisher geboten hatten und wie irrig die Ansicht ist, als habe er das Opfer, zu dem ihn jugendlicher Lebensmut und Ehrgeiz führten, nicht zu theuer gebracht. Was er auch auf dem kleinen Welttheater gewonnen an Umblick und Einsicht, er würde es in jeder andern seiner Künstlernatur gemäßen Lage, zu der er sich aus jeden Druck und durch alle Schranken durchgearbeitet hätte, auch gewonnen haben. Als er Ende October die italienische Reise bis Weinheim

und Heidelberg zurückgelegt, dem Wunsche seines Vaters gemäß, war er 26 Jahre alt und wie bedeutend war damals seine Stelle in der Literatur. Was hatte er seitdem zu diesem Ruhme hinzugethan? — Es ist müßig, über geschichtliche Alternativen zu streiten, aber zweifellos deutlich war es Goethe selbst, daß sein Leben in Weimar kein Schritt auf der geraden Bahn, allenfalls auf einem Umwege, gewesen und daß das Verlorne nur mit Mühe einzubringen sei. Die Einzelheiten seines zweiten römischen Aufenthalts, seines dilettantischen Strebens in einsiedlerisch bewegter Zurückgezogenheit, mögen in seiner eignen Schilderung gelesen werden. Uns zieht der Dichter, der sich immer mehr vorherrschend geltend machte und immer gesammelter hervortrat, näher an, als der geduldete Schüler der Maler und Bildner, von denen ihm trotz seines halben Incognitos keiner reinen Wein schenken mochte.

Nachdem er Egmont am 5. Sept. 1787 bis auf Titel und Personenverzeichnis wirklich vollendet und an Herder gesandt hatte, der das Stück Anfang Dec. abschreiben ließ, gieng er an die Umarbeitung des alten, noch aus der Frankfurter Periode stammenden Singspieles Erwin und Elmire und suchte mehr Leben und Interesse hineinzubringen. Den Dialog warf er ganz weg, da er ihn äußerst platt fand, „eine Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei." Die „artigen Gesänge," auf denen sich alles drehte, blieben natürlich. Unter der Arbeit überraschten ihn die vier ersten Teile seiner bei Göschen gedruckten Schriften. Es war ihm sonderbar zu Mute, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, ihn in Rom aufsuchten. Er „konnte wol sagen, daß kein Buchstabe drin sei, der nicht gelebt, empfunden, genoßen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprachen ihn nun alle desto lebhafter an." Doch gieng es wieder munter an die Kunst; den ganzen Tag, bis in die Nacht wurde gezeichnet, gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben, Abends wurden die Villen im Mondschein besucht und sogar im Dunkeln die frappantesten

Digitized by Google

Motive nachgezeichnet. Es fehlte nur die Zeit des Vollendens. „Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht.“ Was hätte er ohne Zersplitterung leisten können, auf das eine von ihm undankbar geschmähte Organ, das ihm vor allen Lebenden die Natur geschenkt, auf die Sprache seine ganze Kraft sammelnd und doch wieder, wie tief wurzelt sein Vollendetes in dieser lebensvollen Ausweitung seiner künstlerischen Natur! Es that ihm leid, aber er entschloß sich doch, die bildende Kunst zurückzusetzen, um mit seinen dramatischen Arbeiten fertig zu werden. Außer den zwei schweren Steinen, Faust und Tasso, die er nicht vergebens zu wälzen hoffte, wartete Claudine auf ihn; sie wurde so zu sagen ganz neu ausgeführt und die alte Spreu seiner Existenz herausgeschwungen. Im Februar 1788 war die Umarbeitung vollendet (am 9. Febr. an Herder abgesandt), mit Kayſers Beistand sorgfältig für Componisten und Acteurs eingerichtet, doch „auch fürs Lesen.“ Einen Einblick in das damalige römische Leben, eben nach Schluß des Carnevals, gibt ein Brief an Fritz Stein: „Unsere kleine Haushaltung geht recht ordentlich. Kayſer componiert die Symphonie, die Lieder und Zwischenspiele zu Egmont; Schütz von Frankfurt malt ein Bild und zeichnet mancherlei, Bury von Hanau, sonst Fritz der Zweite, macht Zeichnungen nach Michael Angelo in der Capelle Sixtina. Unsere Alte kocht, unser Alter, der Vater von Filippo, schleicht herum, die hindernde Magd schwätzt mehr als sie thut, ein Bedienter der ein Exjesuit ist, beßert die Röcke aus und wartet auf, und das Kätzchen bringt viele Lerchenköpfe, die oft gegeßen werden. Vor einigen Abenden, da ich traurige Gedanken hatte, zeichnete ich mein Grab bei der Pyramide des Cestius, ich will es gelegentlich fertig tuschen.“ Er ahnte nicht, daß an der Pyramide des Cestius, dem stillen Ruheplatz der Protestanten, einst ein Goethe die letzte Rast finden solle.

In stiller und reiner Stimmung wurde er immer wieder auf die unabweisliche, unerfreuliche Erkenntnis geführt, daß er ein

Digitized by Google

bildender Künſtler weder ſei noch werde. Um ſich nicht ſelbſt wehe zu thun meinte er, der ſein halbes Leben damit vertändelt hatte, er ſei für die Kunſt zu alt, und um doch forttändeln zu können, dachte er weiter, ob er ein bischen mehr oder weniger pfuſche, gelte gleich. Aber die immer wiederkehrende Warnehmung hatte doch ſo viel gewirkt, daß er den längeren Aufenthalt in Rom, den er früher feſt, beinahe hartnäckig behauptet hatte, zu entbehren willig geworden war, „jedem Ruf bereit und ergeben.“ In Erwartung des Rufes ſetzte er ſich die Umarbeitung des Taſſo vor. Was daſtand ſchien ihm unbrauchbar und doch auch nicht ganz zum Wegwerfen. In dieſer Not konnte niemand raten und helfen. „Solche Mühe hat Gott den Menſchen gegeben!“ Doch gerade bei dieſen Schwierigkeiten wurde es ihm täglich deutlicher, daß er eigentlich zur Dichtkunſt geboren war und daß er die nächſten zehn Jahre, die er ſich höchſtens zum Arbeiten noch gab, dies Talent ausbilden und noch etwas Gutes machen ſollte, da ihm das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium habe gelingen laßen. Seine kleinen Gedichte, die er in eine gewiſſe Ordnung zu bringen geſucht, nahmen ſich ihm wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und Miedings Tod, mit denen er den letzten Band der Schriften zu ſchließen beabſichtigte, könnten, meinte er, ſtatt Perſonalien und Parentation gelten, wenn ſie ihn indeſſen bei der Pyramide des Ceſtius zur Ruhe brächten. Den Fauſt nahm er im März 1788 wieder auf; er machte den Plan und hoffte, daß ihm die Operation geglückt ſei. Es ſei natürlich ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausſchreiben, es ſolle nichts dabei verlieren, beſonders da er jetzt den Faden wiedergefunden zu haben glaube. Bis dahin hatte er ſich alſo nicht wieder darum bemüht und die Frankfurter Arbeit hatte die weimarſche Zeit unverändert durchdauert. Auch was den Ton betreffe, war er getröſtet; eine neue Scene die er ausgeführt, unterſcheide ſich von den alten nur durch das neue Papier. Es iſt die in das zuerſt

gedruckte Fragment noch mit aufgenommene Hexenküche, die er im Garten der Villa Borgheſe ſchrieb, man hätte eher meinen ſollen im Schloß des Prinzen Pallagonia, da ſie ſich von den übrigen Scenen etwa wie jenes von der unendlichen Schönheit der Natur unterſcheidet. Er meinte aber doch durch die lange Ruhe und Abgeſchiedenheit ſo ganz auf das Niveau ſeiner Exiſtenz zurückgebracht, vielmehr wieder gehoben zu ſein, daß er ſich in den alten Blättern unverändert wiederfand, die wie das Fragment eines alten Codex ausſahen, gelb von der Zeit, vergriffen, mürbe und an den Rändern zerſtoßen. Die Hauptſcenen waren gleich ſo ohne Concept hingeſchrieben. Hatte er ſich damals in eine frühere Welt mit Sinnen und Ahnen verſetzt, ſo muſte er ſich jetzt in eine ſelbſt gelebte Vorzeit wieder verſetzen. Auch der Plan zum Taſſo war in Ordnung. Künſtlers Erdenwallen ſollte neu ausgeführt und deſſen Apotheoſe neu hinzugethan werden. Zu dieſen Jugendeinfällen hatte er nun erſt die Studien gemacht und alles Detail war ihm recht lebendig. Bei der Anordnung der kleinen Gedichte ließ er ſich Herders zerſtreute Blätter zum Muſter dienen und hoffte eine Art gefunden zu haben, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen. Daneben ſpeculierte er, von der gewohnheitsmäßigen Technik der Künſtler in der Farbengebung wenig erbaut und dieſe Seite der Kunſt auf die Geſetze der Natur zurückverfolgen geneigt, allerlei über Farben und dieſe Speculationen lagen ihm ſehr an, weil das der Teil war, von dem er bisher am wenigſten begriff. Mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken werde er, wie er hoffte, auch dieſen ſchönen Genuß der Weltoberfläche ſich zueignen können. Der Verkehr mit den Künſtlern war fortdauernd lebhaft; drei vier kamen täglich auf ſein Zimmer, deren Anmerkungen er nutzte, unter denen jedoch genau beſehen Heinrich Meyers Rat und Nachhülfe ihn am meiſten förderte. Hier knüpfte ſich das Verhältnis, das wie jenes mit Moritz noch längere Jahre von lebendiger Nachwirkung

Zeugnis hinterlaßen hat. „Moritz, Meyer und Bury (der nach Düntzers Vermutung der dritte war) mögen, meinte er, die drei Perſonen ſein, die mein Abſchied aus Rom innigſt betrübt, die nie wiederfinden mögen, was ſie an mir beſeßen, die ich mit Schmerz verlaße." Das Ende rückte heran, der erwartete Ruf aus Deutſchland war gekommen und ganz wie ihn Goethe gehofft hatte. Er dankte dem Herzoge, daß er ihm dieſe köſtliche Muße gebe und gönne. Da doch einmal ſein Geiſt von Jugend auf dieſe Richtung genommen, ſo würde er niemals haben ruhig werden können, ohne das Ziel zu erreichen. Sein Verhältnis zu den Geſchäften ſei aus dem perſönlichen zum Herzoge entſtanden; er möge nun ein neues Verhältnis zu ihm nach ſo manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen laßen. Er dürfe wol ſagen, daß er in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſich ſelbſt wiedergefunden und zwar als Künſtler. Was er ſonſt noch ſei, werde der Herzog beurteilen und nutzen, der durch ſein fortdauernd wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntnis immer mehr erweitert und geſchärft habe, wozu die Menſchen zu gebrauchen ſeien. Dieſer Beurteilung unterwerfe er ſich gern. Frage ihn der Herzog über die Symphonie, die er zu ſpielen gedenke, ſo wolle er gern und ehrlich jederzeit ſeine Meinung ſagen. „Laßen Sie mich an Ihrer Seite das Maß meiner Exiſtenz ausfüllen, ſo wird meine Kraft wie eine neu eröffnete, geſammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten ſein. Schon ſehe ich, was mir die Reiſe genützt, wie ſie mich aufgeklärt und meine Exiſtenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, ſorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wol als ich ſelbſt kann, als ich wünſchen und verlangen darf. Ich habe ſo ein großes und ſchönes Stück Welt geſehen, und das Reſultat iſt, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun laßen, was niemand als ich kann, und das übrige andern auftragen. Ihre

Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr hier bin ich, mache aus deinem Knecht was du willst.“ Der Herzog bewährte, was er bei der Ernennung Goethes im J. 1776 zum Legationsrat den Eltern nach Frankfurt hatte schreiben laßen, daß jede andre Stellung als die eines Freundes unter Goethes Werte sei. Schon unterm 11. April 1788 war der Geheime Assistenzrat Schmid, nachdem Goethe seines bisherigen Geschäftskreißes überhoben, zum Kammerpräsidenten ernannt worden. Im Conseil hatte Goethe, so oft es ihm beliebte, den für den Landesherrn bestimmten Seßel einzunehmen; nur die Bergwerkscommission behielt er, wie Schiller, der freilich nicht immer gut Bescheid wuste, erfahren hatte, als eine bloße Liebhaberei noch bei. In Wahrheit hatte er die Stellung eines Freundes Karl Augusts und nur die Institute der Wißenschaft und Kunst waren seiner besondern Anteilname und obern Leitung vorbehalten. Daß er der wirklich einflußreichste und mächtigste Mann nach dem Herzoge war, ergab sich einfach aus dem unbedingten Vertrauen, das ihm dieser schenkte und das er während Goethes Abwesenheit zwischen Herder und Knebel hatte teilen müßen. Nachdem Goethe sein Verhältnis auch von dieser wichtigsten Seite gelichtet wuste, rüstete er sich, gegen Ende April Rom zu verlaßen. Er vergegenwärtigte sich den ganzen Aufenthalt noch einmal. Er hatte sich selbst zuerst gefunden, war zuerst übereinstimmend mit sich selbst glücklich und vernünftig geworden; jeder Tag mehrte sein Glück, gab seinem Vergnügen Zuwachs, und wenn es traurig scheinen mochte, daß er eben scheiden sollte, da er am meisten verdiente zu bleiben, so war es doch wieder eine große Beruhigung, daß er so lange hatte bleiben können, um auf diesen Punkt zu gelangen. Wie einst Ovid mit trauriger Seele der Nacht gedachte, die für ihn die letzte in der römischen Stadt ward, schied auch Goethe mit innigen Schmerzen, deren

Digitized by Google

zarten Duft er zu verſcheuchen fürchtete, wenn er ihnen Worte liehe. Doch gar bald drang ſich ihm auf, wie herlich die Anſicht der Welt ſei, wenn man ſie mit gerührtem Sinn betrachte. Er ermannte ſich zu einer freieren poetiſchen Thätigkeit. Der Gedanke wurde an Taſſo angeknüpft und er bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die ihm in dieſem Augenblick zunächſt lagen. Den größten Teil ſeines Aufenthaltes zu Florenz verbrachte er in den dortigen Luſt- und Prachtgärten; dort ſchrieb er die Stellen, die ihm noch nach Jahren jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückriefen. Dem Zuſtand der geſchilderten Lage ſchreibt er jene Ausführlichkeit zu, mit der das Stück teilweis behandelt iſt und durch dieſe Erſcheinung auf dem Theater beinahe unmöglich wurde. Wie mit Ovid dem Locale nach, ſo konnte er ſich mit Taſſo dem Schickſal nach vergleichen. Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Dieſe Stimmung verließ ihn nicht auf der Rückreiſe trotz aller Zerſtreuung und Ablenkung und, als ob harmoniſche Umgebungen ihn immer begünſtigen ſollten, ſchloß ſich nach ſeiner Rückkunft (am 18. Juni 1788) das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere (20. Mai bis 7. Juni 1789), wo ſo viele Erinnerungen bedeutender Momente ihn umſchwebten.

Neue Werke hatte Goethe in Italien nicht geſchaffen, das einzige kleine Stück Künſtlers Apotheoſe ausgenommen, in das er teils die Erfahrungen verarbeitete, die er als Kunſtſchüler durch ſich und den Mund andrer in Rom gemacht hatte, und teils die Anerkennung, die den Meiſter nach dem Tode hebt, als Schlußbild fügte. Nach der Rückkehr ſchrieb er den Stammbaum Caglioſtros und die Schilderung des römiſchen Carnevals, dem er erſt beim zweiten Aufenthalt in Rom Geſchmack abgewonnen hatte. Die ſo genannten römiſchen Elegien, die ſchon 1788 in Rom mehr aus der Phantaſie als aus rückblickender Er-

fahrung geschrieben sein sollen, haben mit Rom wol nichts als das benutzte Local gemein und fallen in die nächstfolgende Zeit. Neues hat Goethe nicht geschaffen, aber sich selbst hatte er neu geschaffen und die edelsten Werke seiner letzten Zeit, die in Weimar vergebens nach vollendeter Form gestrebt hatten, mit sich zu gleicher Höhe emporgehoben. Er verließ die charakteristische und stieg zur idealen Kunst. Die beiden unsterblichen Schöpfungen dieses Höhepunktes seiner dichterischen Entfaltung waren Iphigenie und Tasso und ein Versuch am Egmont, der aber scheitern muste, weil die Anlage des Ganzen so innig mit der charakteristischen Kunst verwachsen war, daß eine teilweise Einwirkung der idealischen eine Grundbedingung aller Kunst, die Harmonie, aufhob. In die vollendete Charakteristik, die mit lauter möglichen, zum Teil historischen Zügen geführt wird und durchweg auf irdischem Grunde ruht, drängt sich plötzlich das Traumgesicht einer himmlischen, mit den Attributen der Freiheit winkenden, von Musik begleiteten Erscheinung, die verklärte Gestalt eines Mädchens, das seiner zweideutigen Rolle eben auf der Bühne mit Gift ein Ende gemacht hat. Von der sittlichen Seite ganz abgesehen tritt der Gedanke an diese Vision so sehr aus der überall innegehaltenen realistischen Natur des Egmont in die Phantastik hinüber, fällt so sehr aus der wirklichen Welt der übrigen Dichtung, daß Schiller sie mit vollem Fuge ein salto mortale in die Opernwelt nennen durfte. Wie es scheint bediente sich Goethe erst spät dieser Wendung, um die für Mitgefühl sonst wenig geeignete Person seines Egmont „um einen Grad höher zu schrauben." Es ist wieder Schiller, der den Grundmangel des Stücks treffend hervorhob. Er bemerkt, daß der dramatische Dichter wol befugt sei, die historische Treue hintanzusetzen um das Interesse an seinem Gegenstande zu heben, nicht um es zu schwächen, und er führt aus, wie sehr gegen den durch Sorge um seine Familie zurückgehaltenen und dadurch dem Verderben verfallenden Egmont der Geschichte der goethesche Egmont

Digitized by Google

verlieren muſte, deſſen Uebermaß von leichtſinniger Sorgloſigkeit nicht geeignet ſei, Mitleiden zu erwecken. „Man iſt nicht gewohnt, das Mitleiden zu verſchenken.“ Schillers Ausführung, wie viel menſchlich ergreifender das Schickſal Egmonts hätte werden müßen, wenn die hiſtoriſche Perſon in das Stück eingeführt wäre, war unbefangen und abſichtslos, rein der Ausfluß ſeiner ſittlichen Natur, muſte aber gerade damals auf Goethe einen abſtoßenden Eindruck machen, da viele Züge aus dem Verhältnis Egmonts zu Klärchen auf ſeinen eignen Zuſtand paſſten und die Bemerkungen Schillers über Goethes Compoſition dieſen ſelbſt berührten. Es hat denn freilich auch nicht an Lobrednern gefehlt, die da meinen, wenn zur Charakteriſtik des lebensfreudigen Grafen die Liebe einmal notwendig geweſen, ſo habe er zugleich nur ein Bürgermädchen lieben können, denn in dieſem Verhältnis komme die Sympathie Egmonts für das Volk, für die Bürger zur reellen Erſcheinung; die Einheit des freien niederländiſchen Geiſtes in allen ſeinen Kindern, hohen wie niedern, werde in dieſer Liebe anſchaulich. Das Volk, die Bürger werden für ſolche Sympathien des Grafen wenig erkenntlich ſein, und es muß eine wunderliche Einheit des freien Geiſtes ſein, wenn ſie ſich in der Liebelei eines hochadligen Herrn zu einem ſolchen Mädchen, das er nie zu ehelichen denken kann, anſchaulich machen ſoll. Dieſe Clare, die ſelbſt Schiller lobt, iſt überhaupt eine unglückliche Miſchung von Kind und Heroine, von Dirne und Engel; eine dankbare Theaterfigur, aber dichteriſch eine traurige Creatur, die weder ſittlich noch menſchlich ein Wolgefallen aufkommen läßt. Egmont war im Weſentlichen ſchon 1775 fertig, Volks- und Cabinetsſcenen lagen vor und wurden 1782 nur entſchiedner in die Einzelheiten der Charakteriſtik durchgearbeitet; auf dem Standpunkte, den Goethe in Italien gewonnen hatte, genügte ihm das Vorhandne wie es war nicht völlig mehr, es war aber zu ſelbſtſtändig, um einer gründlichen durchgreifenden Umarbeitung

Digitized by Google

ſich zu fügen Er zog die alten Blätter nur leicht durch den idealiſchen Aether, und dabei litten ſie.

Euripides hat eine Iphigenie in Aulis und eine zweite in Tauris gedichtet; die letzte regte Goethen zu ſeiner Iphigenie an. Bei Euripides bildet die Entführung des Götterbildes der Artemis den Stoff. Iphigenie, die von Mykene unter dem Vorwande weggelockt worden, um mit Achill vermählt zu werden, war vom eigenen Vater Agamemnon der Artemis dargebracht. Ihr Opfer ſollte die von der Göttin gehemmte Fahrt der Griechen zur Wiedergewinnung der Helena möglich machen. Die Göttin hatte eine Hirſchkuh untergeſchoben und Iphigenie nach Tauris entführt, wo ſie als Prieſterin dient. Unwißend wie es daheim um die Helden und im Vaterhauſe ſteht, verwaltet ſie ihr Amt, die Blutopfer der Göttin zu weihen, voll grimmiger Erbitterung gegen den Vater und mit dem brennenden Wunſche, daß unter den Gefangenen ihr einſt Menelaos und Helena, um die ſie geopfert worden, unter die zum Tode weihende Hand kommen möchten. Nächtliche Träume auf den Untergang ihres Bruders Oreſt deutend tritt ſie heraus und verhärtet ſich in ihren Rachegedanken gegen die Hellenen, von deren Blut die Seiten des Opferſteines kleben. Als ſie die Bühne verlaßen treten Oreſt und Pylades auf, und beſchauen den Tempel, aus dem ſie dem Orakelſpruch gemäß das vom Himmel gefallene Bild der Göttin entführen ſollen. Da die Thorflügel feſt ſind, beſchließen ſie, im Dunkel der Nacht einzuſteigen, um das Geheiß des Gottes zu erfüllen. Rinderhirten entdecken beide am Geſtade, der eine von den Erinyen verfolgt ruft den andern bei ſeinem Namen Pylades. Beide werden nach langem Kampf und Ringen gefangen genommen und ein Rinderhirt, der dieſen ganzen Hergang erzählt, kommt, um der Prieſterin das bevorſtehende neue Opfer zu melden. Iphigenie fragt die Fremdlinge, die ſie als Hellenen erkennt, über die Schickſale des Volkes aus und hört mit geſteigerter Erbitterung, daß Helena mit Menelaos nach Sparta

heimgekehrt; mit Freuden, daß Kalchas, der das Opfer geraten, und Achill, deſſen Name ſie verlockt hatte, beide todt ſind und Odyſſeus verſchollen iſt. Der Mord des Vaters und der Mutter preſſt ihr einen Seufzer aus. Mit Freude hört ſie durch Oreſt, der ſich für Pylades ausgibt, daß ihr Bruder Oreſt lebe. Sie verſpricht ihm das Leben, wenn er ihr einen Brief nach Mykene befördern wolle. Oreſt verzichtet zu Gunſten ſeines Freundes auf das Geſchenk des Lebens, und Iphigenie, mit dem Tauſche zufrieden, übergibt dem namenloſen Pylades den Brief; er muß ſchwören, denſelben getreu zu beſtellen, ſie dagegen, ihn lebend zu entlaßen. Als der Doppelſchwur geleiſtet, macht Pylades die Bedingung, wenn er bei einem Schiffbruche ſich etwa rette und den Brief verliere, ſo müße er ſeines Schwures ledig ſein. Iphigenie hält es für die Möglichkeit dieſes Falles geraten, ihm den Inhalt des Briefes vorzuleſen, wobei ſich findet, daß er an Oreſt gerichtet iſt und dieſen auffordert, Iphigenien aus Tauris zu befreien. Pylades nimmt den Brief, den er, wie er ſagt, gleich hier an Oreſt beſtellen könne, denn der Fremdling ſei Oreſt. Die Geſchwiſter erkennen ſich durch Erinnerungen an Gewebe, die Iphigenie gewirkt, und an dem Warzeichen eines im Frauengemach zu Mykene verſteckten Speeres. Alle drei erſinnen nun, als Iphigenie den Zweck der Fahrt kennen gelernt, die Liſt, das Bildnis der Göttin unter dem Vorwande, daß es durch die Berührung der Blutſchuldigen entweiht ſei und im Meere entſühnt werden müße, zu entführen und damit nach Hellas zu fliehen. Iphigenie beredet den König Thoas, der ihr in allem willig glaubt und recht gibt, die Thore der Stadt zu ſchließen und den entweihten Tempel mit heiliger Flamme ſelbſt zu reinigen, während ſie in geheimer Stille die Entſühnung des Bildes und der Opfer vollbringe. Bald kommt ein lärmender Bote, einer aus den mitgeſandten Tempeldienern, der berichtet, wie die Sühne nur als Vorwand habe dienen ſollen, das heilige Bild und die Opfer über das Meer zu entführen; der Betrug ſei zeitig entdeckt, das Schiff, dem das Meer

feindlich und hindernd entgegen gewesen, sei angehalten und harre in der Bucht des königlichen Urteils. Der erzürnte König gebietet, die trügerische Genoßenschaft zur Strafe zu ziehen, worauf Pallas erscheint, ihm Einhalt thut und die Hellenen in die Heimat entläßt. Thoas fügt sich dem Göttergeheiß und gelobt, auch den Chor der Hellenen in die Heimat zu entsenden. — Der Stoff ist ganz äußerlich erfaßt, die Behandlung geht durchweg auf Intrigue hinaus und wird in der Briefscene zum lächerlichsten Poßenspiel. Kein Pariser Komödienschreiber brauchte sich der Neckerei dieses Auftrittes zu schämen. Kein deutscher Schauspieldichter des XVI. Jh. hätte den Stoff simpler und kunstloser behandelt als Euripides. Goethes Iphigenie hat mit der des Griechen kaum mehr als den Namen gemein. Die tiefe innerliche Durcharbeitung des Stoffes verhält sich fast gegensätzlich zu der euripideischen Dialogisirung einer Begebenheit. Aus der kalten Ferne sind die erstarrten Mythenbilder in die warme Nähe lebendiger Menschlichkeit gerückt. Ein furchtbares Geschick, das über das Geschlecht des Tantalus hereingebrochen und in Mord und Brudermord, Blutschande und Gattenmord, Ehebruch und Muttermord fortgenährt worden, wird durch die vollendete Sittlichkeit eines reinen Weibes gesühnt. Die schuldlos entrückte Iphigenie ist, während daheim Verbrechen und Fluch fortwüten, in Tauris rein geblieben, hat die barbarischen Scythen der blutigen Sitte des Menschenopfers entwöhnt und im milden Walten Segen über die rauhe Küste verbreitet. Der König Thoas, der in ihr bald die Liebe einer Tochter, bald die Neigung einer Braut zu sehen meinte, wirbt um sie. Die Hofnung, einst zur Heimat zurückzukehren, hat Iphigenien nie verlaßen; um dem Verlangen des Königs zu entgehen, dessen Erfüllung sie an Tauris feßeln würde, enthüllt sie ihm das Greuelgeschick ihres Hauses. Der König bleibt dennoch bei seiner Werbung, und als die Priesterin ihm keine Hofnung gibt, gebietet er, die der Göttin mit Unrecht vorenthaltenen Opfer wieder anzustellen; zwei Fremde, die in den Hölen des Ufers

gefunden worden, ſind die erſten, mit denen Iphigenie den Dienſt beginnen ſoll. Es ſind Oreſt und Pylades. Von letzterem, der wie Ulyſſes im Teuſchen nie verlegen iſt und ſich für Cephalus, den Sohn des Adraſt, ſeinen Gefährten für ſeinen mit Brudermord belaſteten, von den Furien verfolgten Bruder Laodomas ausgibt, erfragt Iphigenie das Schickſal der Hellenen. Sie hört, daß Troja gefallen, Achill mit ſeinem ſchönen Freunde zu Staub geworden, daß Agamemnon bei der Heimkehr von Klytemneſtra und Aegiſth teils um die eigne Schuld zu verdecken, teils um das Opfer der Iphigenie zu rächen, gemordet ſei. In tiefſter Erſchütterung entweicht die Unglückſelige, die ſich ſchuldlos und fern dennoch in das Fluchgeſchick ihres Hauſes verwickelt ſieht. Von Oreſt erfährt ſie das Ende Klytemneſtras und ſein eigenes den Furien verfallenes Geſchick; zu groß und offen für Teuſchung, zerſtört er die Fabel des Pylades und gibt ſich als Oreſt zu erkennen. Als Iphigenia ihm ſagt, daß er in der Prieſterin die Schweſter finde, entſetzt es ihn, in der Schweſter die Prieſterin zu finden, deren Hand beſtimmt ſei, das furchtbare Schickſal der Atriden durch Brudermord zu vollenden. Nach leidenſchaftlicher Aufregung ſinkt er in Ermattung; die Sühne des auf ihm laſtenden Fluches iſt über ihn gekommen, da er ſeine Schuld bekannt hat; als Iphigenie und Pylades ihn wieder zum Leben wecken, haben ihn die Furien verlaßen. Aber Iphigeniens reine Seele beginnt ſich zu trüben; ſie hat ſich von Pylades bereden laßen, den König zu teuſchen: die Gegenwart des von den Furien verfolgten Fremdlings habe das Heiligtum entweiht; das Bild der Göttin müße im Meer gebadet und geſühnt werden. In tiefſter Bewegung iſt ſie auf dem Punkte, dem alten Haß ihres Hauſes gegen die Gottheit zu verfallen, und als der Betrug, den ſie ſinnt, dem Könige entdeckt wird und ihn zum Zorne reizt, wechſelt Schmerz und Stolz in ihrer Seele und faſt hart tritt ſie dem Zürnenden gegenüber, bis ſie von ihrem Unrecht überwältigt in demütiger, reinſter Offenheit ihre Schuld bekennt.

Digitized by Google

Thoas wird von ihrer schönen Reinheit gerührt und ist geneigt, sie und die Gefangenen zu entlaßen, nur der eingestandene Vorsatz, das heilige Bild zu rauben, macht ihm Bedenken. Jetzt erst wird Oreſt der Sinn des Gottesausspruches deutlich; unter der Schwester, die Oreſt aus Tauris befreien soll, um den Fluch zu sühnen, hat der Gott nicht die eigne Schwester, sondern die Schwester des Oreſt verstanden. Widerwillig gewährt der König die Heimkehr, aber Iphigenie löst auch den letzten Miston in seiner Seele auf, und zum Pfand der alten Freundschaft reicht er ihr die Rechte zum Lebewohl. — Iphigeniens schuldlose Reinheit ließ sich mit der teuschenden List der Hellenen ein und das Schicksal drohte auch sie zu faßen; in sittlicher Selbstüberwindung hebt sie die Schuld auf, und erst jetzt ist auch Oreſts geistiger Blick hell und rein, so daß er die Gottheit versteht. Dieser Grundgedanke des Schauspiels ist mit der vollendetesten künstlerischen Meisterschaft dramatisch gestaltet, keine Scene, keine Rede, fast kein Wort ist zu viel oder zu wenig, nichts kommt zu früh, nichts zu spät, mit strengster Notwendigkeit ist eins aus dem andern entwickelt, alles vollendet vorbereitet, alles vollendet ausgeführt. Das Ganze könnte auch in dieser Ausführung dem Altertum gehören, da nur allgemein menschliche Mittel zur Auflösung des Menschengeschicks angewandt werden, und doch hat das Altertum kaum einen einzigen Zug für die Ausführung zu bieten gehabt. Die ganze sittliche Durchdringung des Stoffes ist Goethes Eigentum, der hier ein Bild reinster Humanität aufgestellt hat, zu dem selbst die reinste Blüte des Weibes im Altertume, Antigone, nicht hinaufreicht. Erst in der Iphigenie Goethes war das Kunstideal des classischen Altertums lebendige Gestalt geworden und mit ihr beginnt die Herrschaft desselben in der deutschen Literatur. Was bei Goethe die Durchbildung der eignen Natur zur entsprechenden reinsten Form war, wurde bei andern verstandesmäßige Anbildung, die von außen nach innen drang und im Vollendetsten, was der Grad der innern Bildung möglich werden ließ,

Digitized by Google

ein Misverhältnis zwiſchen der Natur des Schaffenden und den ergriffnen Formen nicht vollſtändig zu heben vermochte, ſo daß, während bei Goethe alles in warmem Herzſchlag lebt, bei andern ein Grad von Kälte fühlbar blieb und erkältend wirkte. Selbſt die Kunſttheorie vermochte den Bruchteil des Misverhältniſſes zwiſchen Kunſt und Künſtler nicht zu heben. Die bildende Kunſt, die auf dem Wege des claſſiſchen Idealismus vorſchritt, ſah ſich in zahlloſe Unſicherheiten verwirrt und überall gehemmt, wo ſie gefördert zu ſein hoffen durfte. Die Höhe war die Grenze; jeder Schritt weiter war ein Schritt abwärts; was für Goethe ſchönſte Blüte, wurde bei den Nachfolgern beginnender Verfall. Sein Stil wurde bei ihnen Manier, die Manier Mode und Mode iſt Ende des Stils und der Kunſt.

Aus der alten rhythmiſchen Form der Iphigenie behielt Goethe in der Umarbeitung einzelne Stellen bei, die für den lyriſchen Gefühlserguß Iphigeniens beſonders geeignet erſchienen. Für den Taſſo kam ihm nichts der Art zu ſtatten, als er die alte Form in fünffüßige Jamben umgoß; jene war die gewöhnliche Proſa. Im übrigen ſcheint jedoch die Umarbeitung nicht ſo tiefgreifend geweſen zu ſein, wie die Briefe aus Italien andeuten, die zugleich bekennen, daß in der erſten Bearbeitung zu viel von des Dichters Eigenſtem enthalten war, um ganz weggeworfen zu werden. In der That aus der letzten Bearbeitung leiten ſo viele Spuren in die weimariſche Lebensſtimmung des Dichters zurück, finden ſich manche Sätze ſo genau übereinſtimmend in älteren Briefen wieder, daß man zwiſchen dem Weſentlichen der alten und der neuen Bearbeitung eine große Verſchiedenheit nicht annehmen kann. Taſſo iſt ein dramatiſch eingekleideter Moment aus der innern Entwicklung des Dichters, und der Idealismus des Stücks beruht darin, daß das Schickſal Eines Dichters unbeſchadet der Localzüge und des Coſtümes als Schickſal des Dichters überhaupt gefaßt wird. Die Diſſonanz iſt nicht voll aufgelöst, weil das Schickſal

Taſſos die Auflöſung nicht darbot, aber ſie iſt bis auf den Punkt geführt, wo die Auflöſung möglich wird und bei Taſſo wirklich geworden wäre, wenn feſter ausdauernder Wille den Entſchluß der Zerknirſchung gekräftigt und durchgeführt hätten. Der aus der Welt der idealen Träume hervortretende Dichter gerät mit dem auf dem Felde praktiſcher Thätigkeit bewuſt und kühl gewordnen Weltmanne in Conflict und macht die bittere Erfahrung, daß die Neigung für ſeine Dichtung mit einer Neigung für den Dichter nichts zu thun hat. Auf ſich ſelbſt zurückgewieſen erkennt er zwar den eignen Wert, aber auch die Notwendigkeit, denſelben mit der Welt in Einklang zu ſetzen. Der hiſtoriſche Taſſo vermochte dieſe Anforderung nicht zu befriedigen; Goethe ließ ihn deshalb da, wo er den Conflict durch darſtellende Handlung hätte löſen müßen, vor uns verſchwinden; er ſelbſt, der im Taſſo ſein weimariſches Hofleben, ſeine Neigung zu Frau v. Stein, ſein Verhältnis zu Karl Auguſt, die Stellung des Grafen Görz zu ihm, als Aufzug des Bildes benutzte, in das er Taſſos Schickſal am Hofe zu Ferrara als Einſchlag webte, hat die Löſung des Conflictes wol zu finden gewuſt.

Die übrigen aus Deutſchland nach Italien mitgenommenen und dort neu geformten Arbeiten Erwin und Elmire, Claudine von Villa bella, bedürfen einer eingehenden Betrachtung nicht, da ſie an ſich unerheblich durch die bloße äußerliche Umformung nicht bedeutender werden konnten. Fauſt geriet ſogar in Gefahr von ſeiner Höhe, welche die wahre Höhe der goetheſchen Kunſt war, herabgedrückt zu werden, wie die fratzenhafte Hexenküche ſattſam zeigt. Bemerkt werden mag hier noch, daß ſchon im Mai 1783 der Verſuch gemacht wurde, den Werther um einige Stufen höher zu ſchrauben, ohne die Hand an das zu legen, was ſo viel Senſation gemacht hatte. Es war dabei die Abſicht, Albert ſo zu ſtellen, daß ihn wol der leidenſchaftliche Jüngling, aber doch der Leſer nicht verkenne. Es blieb jedoch bei

der Einfügung der Episode vom Bauerknecht, über die schon früher gesprochen ist.

Das Gepräge, welches Goethe in den letzten Jahren vor der italienischen Reise dem weimarischen Leben aufgedrückt hatte, fiel Schiller, der dort im Sommer 1787 zuerst auftrat, merklich auf. Er besuchte im August Knebel in Goethes Garten und sah wie Goethes Geist alle Menschen mode, die sich zu seinem Zirkel zählten. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne, kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichne ihn und seine ganze Secte. Da suche man lieber Kräuter oder treibe Mineralogie als daß man sich in leeren Demonstrationen verfienge. Es sei so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es beinahe mehr reizen könne, nach der entgegengesetzten Seite ein Thor zu sein. Goethe werde von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gebe ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens. Alles was er sei, sei er ganz und er könne wie Julius Cäsar vieles zugleich sein. Herder sprach ihn rein von allem Intriguengeist, er habe wißentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebe in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haße er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder wollte ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wißen. Ihm war er ein allumfaßender Geist.

Die schon im Sommer 1787 vorgenommene Reise der Herzogin Amalie nach Italien, die auf Goethes Vorstellung verschoben war, fand nach Goethes Rückkunft statt (15. Aug.); Herder war

Digitized by Google

ſchon (am 6.) voraufgegangen. Der Herzog gieng nach Dresden. Knebel war fort. Die übrigen verſchlugen nicht viel, und da Goethe einſtweilen ohne Geſchäfte war, konnte er in Ruhe neue Lebensverhältniſſe nach innen und nach außen gründen. Die alte innige Verbindung mit Frau v. Stein wurde kühl und bald ganz Kälte. Goethe ſtudierte die Alten und folgte ihrem Beiſpiel, ſo gut es in Thüringen gehen wollte. Schon von Italien aus ſoll er in derben Ausdrücken, wie Eckermann mündlich mitteilte, geſchrieben haben, man möge für ſeine Häuslichkeit und ſeine menſchlichen Bedürfniſſe ſorgen. Bald nach ſeiner Zurückkunft war veranſtaltet, daß Chriſtiane Vulpius ihm im Park auf dem Spaziergange eine Bitte um Holzunterſtützung überreichte. Die Bitte wurde gewährt und die Bittſtellerin als Gehülfin für botaniſche und chromatiſche Beſchäftigungen angenommen. Sie beſuchte Goethe, nahm ſich ſeines Hausweſens an, zog bald darauf zu ihm, der in ein Nebengebäude auch die Tante und Stiefſchweſter einziehen ließ und für den Bruder ſorgte, der früh aus Neigung und Not hatte drucken laßen und damals als Secretär bei dem geizigen Kreisgeſandten v. Soden in Nürnberg arbeitete. Es iſt der ſpäter als Bibliothekar in Weimar angeſtellte unſterbliche Verfaßer des Räuberromans Rinaldo Rinaldini, lange Zeit das Entzücken aller Wachtſtuben und Schneidermamſellen. Goethe datiert ſeine Gewißensehe mit Chriſtiane Vulpius vom 13. Juli 1788. Sie wird als erſte Jugendblüte geſchildert, von naivem freundlichen Weſen, mit vollem runden Geſichte, langen Locken, kleinem Näschen, ſchwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzluſtigen Füßchen. Er rühmt ſeine „Kleine", nennt ſeine Lage glücklich, wie ſie ein Menſch verlangen könne; ſein Leben im Ganzen ſei vergnüglich und gut, er habe alle Urſache zufrieden zu ſein und ſich nur Dauer ſeines Zuſtandes zu wünſchen; er ſpricht von ſeinen angenehmen häuslich-geſelligen Verhältniſſen, die ihn lieblich erquicken und Mut und Stimmung geben, die römiſchen Elegien auszuarbeiten und zu redigieren, denen unmittelbar darauf die vene-

tianiſchen Epigramme gefolgt ſeien. Mehre Gedichte beſtätigen dieſe Aeußerungen. In den Liedern „Ich gieng im Walde, So für mich hin“ ſchildert er die Entſtehung, Begründung und Folge dieſes Verhältniſſes; in dem andern „Das Beet ſchon lockert Sichs in die Höh“ feiert er das immer offne Blütenherz, des Liebchens liebliches Gemüt, das ihm einen Frühling über das Jahr ausbreite. In der Elegie Metamorphoſe der Pflanzen erinnert er an die allmählich gewachſene Innigkeit, an die Liebe, die zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen, gleicher Anſicht der Dinge aufſtrebt, damit das Paar im harmoniſchen Anſchaun verbunden die höhere Welt finde. — So zufrieden er anfangs war oder zu ſein glaubte, ſo wenig blieb er es. Auf das Extrem des geſelligen Welttreibens vor der italieniſchen Reiſe folgte das andre Extrem der äußerſten geſellſchaftlichen Abgeſchiedenheit. In den römiſchen Elegien, die alle aus dem Verhältnis mit Chriſtiane hervorgiengen und nur in römiſche Localitäten verhüllt wurden, ſpottet er freilich über die ſchönen Damen und die Herren der feinern Welt mit ihren Fragen nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten, vor denen er nun geborgen ſei wie vor den großen und kleinen Zirkeln der Uebrigen, deren politiſch zweckloſes Treiben und Wiederholen jeglicher Meinung ihn ſo oft der Verzweiflung nahe gebracht; aber ein Mann wie Goethe vermochte die offne und unverholne Geringſchätzung ſeiner „elenden häuslichen Verhältniſſe“ nicht gleichmütig zu ertragen. Liebe duldet keine Verachtung des geliebten Gegenſtandes, und offen genug muß dieſe ſich gegen „die Mamſell“, „das Mädchen“ gezeigt haben, da in ſpäter Zeit noch der Ton der herbſten Bitterkeit anklingt, wenn über die Frau geſprochen wird, deren jugendliche Anmut bald einer breiten vierſchrötigen Starrheit wich, die Bettinen, als es ſpäter zwiſchen beiden zum Streit und darüber mit Goethe zum Bruch kam, eine charakteriſtiſche Bezeichnung entlockte. — Goethe ſuchte das Mädchen zu ſich und ſeiner Bildung emporzuheben, dabei muſte ihm der ungeheure Abſtand fühlbar werden; er zögerte, ſelbſt als ſie ihm am 25. Dec. 1789

einen Sohn Auguſt geboren hatte, ſie zu heiraten, und erſt am 19. Oct. 1806, als Weimar von den Franzoſen geplündert wurde, ließ er ſich mit ihr öffentlich in der Kirche trauen, die unmittelbar darauf in ein Magazin verwandelt wurde. Die Geheimrätin Chriſtiane v. Goethe ſtarb am 6. Juni 1816. Ihren Verluſt zu beweinen, bleibe der ganze Gewinn ſeines Lebens, ſeufzte der Ueberlebende! — Sein ganzes Leben hatte durch dieſe Verbindung einen andern Anſtrich erhalten. Die ſchon vor der italieniſchen Reiſe ſichtbar gewordene Kälte der äußern Erſcheinung nahm zu und wirkte nach innen. Goethe waffnete ſich mit ſtolzer Ueberlegenheit gegen die Blicke der weimarſchen Welt; er ſah nicht, weil er nicht ſehen wollte; aber heiter wurde ihm dabei nicht. Alle Zeugniſſe ſtimmen überein, daß er, ſobald er aus der drückenden Atmoſphäre getreten, ſich als einen ganz andern Menſchen gezeigt habe; der ſteife froſtige, ſchweigſame Mann ſei mitteilend teilnehmend liebenswürdig geworden. In Weimar hatten ſich Wieland und Herder ihm entfremdet; die Stein, einſt die innigſte Vertraute aller ſeiner Gefühle und Gedanken, die ſtete Treiberin zu dichteriſchem Schaffen, wandte ſich bald ganz von ihm; er hatte keine Geſchäfte und war tief einſam. Schiller, deſſen Egmontrecenſion ſchon erwähnt iſt, ſtieß ihn ab. Alte Freunde in der Ferne wurden wieder aufgeſucht, neue von fern herangezogen und der Beſchäftigungstrieb wandte ſich jahrelang faſt ausſchließlich auf wißenſchaftliche Unterſuchungen, ſo daß die künſtleriſche Reiſe, die Goethe in Italien erlangt hatte, für die Folgejahre der Dichtkunſt wenigſtens verloren zu ſein ſchien. Aus dieſer Eintrocknung führte erſt der engere Verkehr mit Schiller zu erneuetem Leben. Als Goethe ſeine Gewißensehe ſchloß, ſchloß Schiller ſeinen Lebensbund mit Charlotte von Lengefeld in Rudolſtadt. An dieſem Ort war es, wo beide zuerſt zuſammentrafen. Sonntag den 9. Sept. 1788 brachte Schiller beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zu. Goethe war mit Frau v. Stein, ihrer Schwägerin der Frau v. Schardt und mit Herders Frau bei der Frau v. Lengefeld zum Beſuch erſchienen, wo Schiller ſchon längere Zeit ſich aufhielt. Der erſte Anblick

ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man Schiller von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte: „Er iſt von mittler Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloßen, ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wolwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen als er meiner Berechnung nach ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe.“ Schillers Bekanntſchaft mit ihm war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; „freilich war die Geſellſchaft zu groß und alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein, oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte ſprechen können.“ Im Ganzen genommen war Schillers in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert, indes zweifelte er, daß ſie ſich jemals nahe rücken würden. Vieles was Schiller jetzt noch intereſſant war, was ihm noch zu wünſchen und zu hoffen blieb, hatte ſeine Epoche bei Goethe längſt durchlaufen. „Er iſt mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrung und Selbſtentwicklung, ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden, und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang an anders angelegt als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſre Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſichs aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich.“ Der Schluß war denn auch glücklicherweiſe irrig. Schon im December ſandte Goethe an Schiller ein Reſcript aus der Regierung, worin ihm Weiſung gegeben wurde, ſich auf eine Profeſſur der Geſchichte in Jena vorzubereiten. Die Freundſchaft Charlottes v. Lengefeld mit Frau v. Stein und der Einfluß, den letztere damals noch auf Goethe übte, war der Canal, durch welchen Schiller dies Glück, das für ihn keins war, unerwartet zufloß. Wohin Goethe

sein Interesse einmal lenkte, wurde es fruchtbar. Das zeigte sich unter anderm auch an Moritz, der ihn von Italien heimkehrend im December aufsuchte. Durch den Gastfreund wurde Moritz dem Herzoge zugeführt, schwerlich der Herzogin Amalie, wie sein Doppelgänger Klischnig angibt. Damals wenigstens war diese Fürstin auf Reisen, auch blieb er nicht bis zum Frühjahr oder April 1789, da er, als Goethe am 10. Febr. Mitglied der Berliner Akademie der Künste wurde, schon etwa 14 Tage wieder in Berlin war. An seiner Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen hatte Goethe den thätigsten Anteil genommen, wie er beim fragmentarischen Abdrucke derselben unter seinen Werken (B. 24, 270) selbst bezeugt. Diese kleine Schrift machte damals großen Eindruck und beschäftigte namentlich Schiller sehr lebhaft, der im übrigen an der Ueberschätzung, mit der Moritz von Goethe als dem größten Genie, dem humansten Menschen sprach, wenig erbaut war, aber die Tiefe seines Wesens, das schwere Wirken seiner Seele und die möglichst klare Herausbildung seiner Ideen rühmt. Durch den Herzog von Weimar war Moritz dem preuß. Staatsminister v. Heinitz empfolen und durch diesen als Professor der Theorie der schönen Künste und Altertumskunde bei der Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wißenschaften in Berlin angestellt.

Da die moritzische Schrift das ausspricht, was der Herausgeber mit Goethe in Italien durchgearbeitet hatte, und das Fundament seiner später mehr entwickelten Denkart geblieben ist, mag hier die Summe derselben zur Aufnahme nicht ungeeignet sein. Der Grundsatz des in sich selbst Vollendeten wurde als erstes Grundgesetz der schönen Künste aufgestellt und sowol der Grundsatz von der Nachahmung der Natur als der ihm untergeordnete Zweck des Vergnügens verworfen. Das ächte Schöne ist danach nicht bloß in uns und unsrer Vorstellungsart, sondern auch außer uns in den Gegenständen selbst befindlich. Es gibt daher eine wirkliche Theorie des Schönen, wodurch das Auge auf einen gewissen Punkt geheftet wird, aus welchem das Schöne notwendig betrachtet wer-

Digitized by Google

den muß, wenn es gehörig empfunden und geſchätzt werden ſoll. Dieſer Punkt iſt allemal in dem Kunſtwerke ſelbſt zu ſuchen, denn jedes ächte Kunſtwerk hat einen ſolchen Punkt in ſich, durch den alle ſeine Teile und ihre Stellungen gegeneinander notwendig werden, und aus dieſem Hauptgeſichtspunkte betrachtet ſich uns auch als notwendig darſtellen. Je ſtrenger die Notwendigkeit die Teile des Kunſtwerkes zuſammenhält, deſto ſchöner iſt das Werk, je mehr, unbeſchadet des Ganzen, hinzugethan oder abgenommen werden kann, deſto weiter ſteht das Werk von der Vollkommenheit ab. Durch die gehörige Betrachtung des ächten Schönen in der Poeſie muß der Geſchmack zur Schätzung und Betrachtung des Schönen in den Werken der bildenden Kunſt erſt vorbereitet werden. Die vollkommenſte Darſtellung der vollkommenſten menſchlichen Bildung iſt der höchſte Gipfel der Kunſt, nach welchem ſich alles übrige abmißt. Das Schöne ſchließt das Nützliche nicht aus; wenn es ſich aber dem Nützlichen unterordnet, wird es zur Zierde. Aus der höchſten Miſchung des Schönen mit dem Edlen entſteht der Begriff des Majeſtätiſchen. Wenn wir das Edle in Handlung und Geſinnung mit dem Unedlen meßen, ſo nennen wir das Edle groß, das Unedle klein, und meßen wir das Edle, Große und Schöne nach der Höhe, in der es über uns, unſrer Faßungskraft kaum noch erreichbar iſt, ſo geht der Begriff des Schönen in den des Erhabenen über. Unſre Empfindungsorgane ſchreiben dem Schönen ſein Maß vor. Der Zuſammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchſte Schöne ſein, wenn wir ihn einen Augenblick umfaßen könnten. Jedes ſchöne Ganze iſt im Kleinen ein Abdruck des höchſten Schönen im großen Ganzen der Natur. Der geborne Künſtler begnügt ſich nicht, die Natur anzuſchauen, er muß ihr nachahmen, ihr nachſtreben und bilden und ſchaffen wie ſie. Der höchſte Genuß des Schönen läßt ſich nur in deſſen Werden aus eigner Kraft empfinden. Jeder Nachgenuß deſſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeins. Damit wir den Genuß des Schönen nicht

ganz entbehren, tritt der Geſchmack oder die Empfindungsfähigkeit für das Schöne in uns an die Stelle der hervorbringenden Kraft und nähert ſich ihr ſo viel als möglich, ohne in ſie ſelbſt überzugehen. Je vollkommner das Empfindungsvermögen für eine gewiſſe Gattung des Schönen iſt, um deſto mehr iſt es in Gefahr ſich zu teuſchen, ſich ſelbſt für Bildungskraft zu nehmen und auf die Weiſe durch tauſend mislingende Verſuche den Frieden mit ſich ſelbſt zu ſtören. Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, iſt das, wodurch das Schöne ſelbſt entſtand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunſt, als eines einzigen großen Ganzen; was die Vorwelt hervorgebracht, iſt nun mit der Natur verbunden für uns eins geworden und ſoll mit ihr vereint harmoniſch auf uns wirken.

Der Verkehr mit Schiller wurde wenn auch nicht häufig doch häufiger. „Oefters um Goethe zu ſein, ſchreibt Schiller, würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung, iſt an nichts zu faßen; ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt, in ungewöhnlichem Grade" In demſelben Augenblicke, da Schiller dieſe unvorteilhafte Warnehmung macht und ſich gegen Goethe wehrt, legt er auch Zeugnis für ihn ab: „Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feßeln und durch kleine ſowol als große Attentionen ſich verbindlich zu machen; aber ſich ſelbſt," lautet dann freilich die Bemerkung wieder, „ſich ſelbſt weiß er immer frei zu halten. Er macht ſeine Exiſtenz wolthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben. Dies ſcheint mir eine conſequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchſten Genuß der Eigenliebe calculiert iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen nicht unter ſich aufkommen laßen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke." Dieſe mit ſich ſelbſt im Kampfe liegende Verfaßung dauerte bei Schiller längere Zeit fort: „Eine ganz ſonderbare Miſchung von Haß und Liebe

iſt es, die er in mir erweckt hat; ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künſtler) gern recht vollendet wünſche. An ſeinem Urteil liegt mir überaus viel. Sein Kopf iſt reif und ſein Urteil über mich wenigſtens eher gegen als für mich parteiiſch. Weil mir nun überhaupt daran liegt, Wahres von mir zu hören, ſo iſt dies gerade der Menſch unter allen, die ich kenne, der mir dieſen Dienſt thun kann. Ich werde ihn auch mit Lauſchern umgeben, denn ich ſelbſt werde ihn nie über mich befragen." Dieſer liebende Groll, die abgezwungene Bewunderung ſpricht deutlich wie perſönliches Anſchauen, daß Goethe noch immer dieſelbe zauberiſche Gewalt ſeines Weſens hatte, die den beweglichern Wieland vor Jahren in einem Athem „zum Freßen verliebt" und eiferſüchtig zum Schmollen machte. Schiller fühlte ſeine Zukunft voraus, Goethe nahm ihn nach dem Werte ſeiner bisherigen Leiſtungen; durch größere Vollkommenheit der letzteren wollte Schiller die Achtung erzwingen, die er durch ſeinen Gehalt zu verdienen ſich bewuſt war. Wenn er in tiefer Verſtimmung einige Wochen ſpäter bekennt, dieſer Menſch, dieſer Goethe ſei ihm einmal im Wege und erinnere ihn ſo oft, daß das Schickſal ihn hart behandelt habe; wenn er betont, wie leicht Goethes Genie vom Schickſal getragen worden und wie er ſelbſt dagegen bis auf die Minute noch kämpfen müße; ſo war das die Höhe des zur Ausſöhnung ſich durchringenden Grolls, daß Goethe Goethe war. Die volle Anerkennung blieb nicht lange aus. Der Lebensinhalt ſchillerſcher Dicht- und Denkweiſe lag jener, bei aller Leidenſchaftlichkeit olympiſchen, Ruhe Goethes fern und konnte, ſtürmiſch und lodernd wie er war, in den ruhigen Höhen der Geſellſchaft nicht die Teilnahme wie der goetheſche finden; dafür drang er raſcher und zündender in das Volk ſelbſt ein, um ſo viel mächtiger wirkend, je mehr die Völkerſchickſale ſich gewaltig entfalteten. Goethe ſeinerſeits hat es an Bekenntniſſen über ſein Verhalten mit Schiller auch

nicht fehlen laßen. Er fand nach seiner Rückkehr aus Italien — vorher hatte er wenig Deutsches gelesen — neuere Dichterwerke, die ihn anwiderten, in großem Ansehen. Er gibt den Deutschen das Zeugnis, daß sie im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen seien, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerkes nicht den mindesten Begriff, mit einem Worte keinen Geschmack haben, versteht sich: auch im Durchschnitt. Den roheren Teil habe man durch Abwechslung und Uebertreiben, den gebildeten durch eine Art von Honettetät zum besten. Ritter, Räuber, Wolthätige, Dankbare, ein redlicher biederer Tiers-Etat, ein infamer Adel u. s. w. und durchaus eine wolsoutenierte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wage, das seien nun schon zehen Jahre die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele. Neben Heinses Ardinghello Schillers Räuber, in welchen letzteren ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoßen. Das Rumoren, das in Deutschland dadurch erregt, der Beifall, den jene wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame erworben, habe ihn erschreckt, er habe glauben müßen, all sein Bemühen völlig verloren zu sehen; die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise wie er sich gebildet, schienen ihm beseitigt und gelähmt. Auch seine Freunde Meyer, Moritz, Tischbein, Bury schienen ihm gefährdet. Er war sehr betroffen. Moritz bestärkte sich mit ihm leidenschaftlich in diesen Gesinnungen. Er vermied Schiller, der sich in Weimar aufhaltend in seiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war einer Annäherung nicht günstig. Alle Versuche lehnte Goethe ab und so lebten beide eine zeitlang neben einander fort. Schillers Aufsatz über Anmut und Würde (in der neuen Thalia 1793) war eben so wenig ein Mittel Goethen zu

verſöhnen. Schiller hatte die kantiſche Philoſophie, die das Subject ſo hoch erhebt, indem ſie es einzuengen ſcheint, mit Freuden in ſich aufgenommen; ſie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in ſein Weſen gelegt, und er, im höchſten Gefühl der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewis nicht ſtiefmütterlich behandelte. Anſtatt ſie als ſelbſtſtändig vom Tiefſten bis zum Höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen menſchlichen Natürlichkeiten. Gewiſſe harte Stellen glaubte Goethe ſogar auf ſich deuten zu können; ſie zeigten ſein Glaubensbekenntnis in einem falſchen Lichte; dabei fühlte Goethe, es ſei noch ſchlimmer, wenn es ohne Beziehung auf ihn geſagt worden; denn die ungeheure Kluft zwiſchen ihren Denkweiſen klaffte nur um ſo entſchiedener. An keine Vereinigung war zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg blieb fruchtlos.

Goethe hatte im Juni 1789 Taſſo der letzten Reviſion unterworfen und zum Druck an Göſchen abgeſandt, legte eben zu Schulzes Atalie, vielmehr zu den Chören, Worte unter, da brach die franzöſiſche Revolution aus, auch eine Revolution für ihn, wie er Jacobi verſicherte. Schon die berüchtigte Halsbandgeſchichte hatte vor vier Jahren einen unausſprechlichen Eindruck auf ihn gemacht. In dem unſittlichen Stadt- Hof- und Staatsabgrunde, der ſich dort eröfnete, erſchienen ihm die greulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinungen er geraume Zeit nicht los werden konnte. In gewohnter Weiſe verwandelte er zuletzt, um ſich aller Betrachtungen zu entledigen, das ganze Ereignis unter dem Titel „Der Großcophta in eine — Oper! Aus der Oper, von der nur einige Lieder übrig geblieben ſind (cophtiſche Lieder) und die nicht recht gedeihen wollte, wurde ein Luſtſpiel, das in Weimar zwar wirklich aufgeführt, aber unerträglich gedankenleer und platt gefunden wurde. Die ſchöne Zeit war vorüber, da die Geſellſchaft ſich noch ſelbſt mit der Aufführung von Platitüden unterhielt, und das für Goethe ſehr

wichtige Moment seines Abschlußes mit den Thaumaturgen und Wunderthätern war weder für Weimar noch sonst für jemand in der Welt wichtig. Er hatte die Absicht, das Stück wenigstens alle Jahre einmal „als ein Warzeichen" aufführen zu laßen, und war so von dem Gegenstande eingenommen, daß er daran dachte, jetzt noch eine Oper daraus zu machen, was leicht sei, „da man nur auslaßen und reimen dürfe." Die Neigung für Opernwesen war überhaupt damals sehr entschieden bei ihm. Im December dachte er der Idee nach, die Helden Ossians aufs lyrische Theater zu bringen, und meinte, es möchte gehen, wenn man die übrige nordische Mythologie und Zaubersagen mitbrauche, sonst möchten die Nebel auf Morven schwerlich zu einer transparenten Decoration Gelegenheit geben; ja er hatte schon einen Plan dazu ausgedacht. Im August des folgenden Jahres 1790 begann er in Schlesien mitten im Gewühl der Rüstungen eine komische Oper zu dichten. (Auch zur Krönung Friedrich Wilhelms II. im J. 1791 dichtete er ein Te-Deum, das Fr. Reichardt componierte.) Sein Haupttagewerk aber waren und blieben die Naturwißenschaften. Auf Ostern 1790 wollte er „einen kleinen botanischen Versuch" herausgeben, der als „Metamorphose der Pflanzen" gedruckt erschien und die Resultate seiner Speculationen über das Blatt als Wesentliches der Pflanze zusammenfaßte. In der Art des botanischen Werkchens setzte er seine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wandte alle Kunstgriffe an, die seinem Geist verliehen waren, um die allgemeinen Gesetze, nach denen die lebendigen Wesen sich organisieren, zu erforschen. Eine Abhandlung über die Gestalt der Thiere, die er im Aug. 1790 in Schlesien begann und im October noch in Arbeit hatte, hoffte er auf Ostern 1791 zu Stande zu bringen, hielt sie aber noch längere Zeit zurück. Moritz, der ihn im Frühjahr 1791 wieder besuchte, sprach alles mit ihm durch und machte nutzbare Bemerkungen. Da alle Bemühung bei der Art Arbeiten einwärts geht und Simplification

der Zweck ist, sahen die Forschenden kaum was sie gethan und nach außen hin konnte wenig sichtbar werden. Die Theorie des Lichts, des Schattens und der Farben, von der er mancherlei Revolutionen sowol in der Naturlehre als in der Kunst erwartete, wurden mit Vorliebe aufgenommen. Als die Optischen Beiträge gedruckt waren, sah er die newtonische Hypothese von diverser Refrangibilität der Lichtstralen, von ihrer Spaltung in sieben oder wie viel einfache Stralen schon wie eine alte Mauer zusammenstürzen. Um die wolverteidigte Festung zu minieren, beabsichtigte er, Versuch an Versuch zu stellen und die Theorie nicht eher vorzutragen, bis sie jeder aus den Versuchen selbst nehmen könne und müße. Mit diesem unglücklichen Gegenstande, der auf dem Widerspruch gegen einen misverstandenen oder nicht verstandenen Satze Newtons ruhte und beim Mangel der mathematischen Hülfskenntnisse niemals zu einiger Sicherheit gelangte, hat er sich viel Zeit und Stimmung verdorben und es bis in sein hohes Alter immer übel genommen, wenn er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er mit allen seinen Versuchen nicht die wolverteidigte Festung untergrabe, sondern den guten willigen Glauben an ihn selbst. Es war eine Art fixer Idee geworden. Auch die Akustik wollte er vornehmen; er suchte den Componisten Reichardt dafür zu interessiren, der aber kein Interesse sich abgewinnen ließ und lieber in der ihm gemäßeren Art der ausübenden und schaffenden Kunst als in der Speculation thätig war; seine Compositionen trugen die goetheschen Lieder in die singende Welt und auch die Operetten Goethes setzte er glücklich in Musik, die ein beßres Schicksal verdient hätte, als ihr in Verbindung mit diesen Operntexten zu Teil wurde.

Goethe übernahm, als in Weimar eine Bühne errichtet wurde, die Oberdirection des Theaters. Er gieng bedächtig dabei zu Werke, meinte aber, es könne doch fürs Publikum etwas dabei herauskommen, auch für ihn selbst; wenigstens werde es ihm

Pflicht, dieſen Teil näher zu ſtudieren. Im Ganzen machte ihm das Theater Vergnügen; es ſei, ſchreibt er (30. Mai 1791), ſchon um vieles beßer als das vorige, und es komme nur darauf an, daß ſich die Schauſpieler zuſammen ſpielen, auf gewiſſe mechaniſche Vorteile aufmerkſam werden und nach und nach aus dem abſcheulichen Schleudrian, in welchem die mehrſten deutſchen Schauſpieler bequem hinleiern, nach und nach herausgebracht würden. „Ich werde ſelbſt einige Stücke ſchreiben, mich darinne einigermaßen dem Gebrauch des Augenblicks nähern und ſehen, ob man ſie nach und nach an ein gebundenes kunſtreicheres Spiel gewöhnen kann.“ Und im Juli 1792 ſagt er brieflich: „Ich ſchreibe jetzt wieder ein paar Stücke, die ſie nicht aufführen werden, es hat aber nichts zu ſagen, ich erreiche doch meinen Zweck durch den Druck, indem ich gewis bin, mich auf dieſem Wege mit dem denkenden Teil meiner Nation zu unterhalten, der doch auch nicht klein iſt.“ Da des Großcophta in demſelben Briefe als fertiger und bekannter Erſcheinung gedacht wird, ſo müßen der Bürgergeneral und die Aufgeregten gemeint ſein. Den Bürgergeneral will er im Verdruß und Schrecken über den „Umſturz alles Vorhandenen“ geſchrieben haben, vielleicht nur um ſich ſelbſt die Geringfügigkeit der Production zu bemänteln, als ob es auf eine Art von politiſchem Kampf abgeſehen geweſen wäre. Anlaß war der Wetteifer mit den Bühnendichtern des Tages und von den Zeitereigniſſen wurde nur einiges zur Färbung benutzt. Anton Wall hatte eine kleine Unbedeutendheit des Grafen Florian für die Bühne bearbeitet, „die beiden Billets,“ darin ſpielen Röſe und Görge und der Dorfbader Schnaps. Das Stück gefiel auf der Bühne und veranlaßte Wall, eine Fortſetzung „der Stammbaum“ zu ſchreiben, die jene drei Perſonen wieder auftreten läßt und ihnen eine vierte, den alten Martin zugeſellt. Auch dies Stück gefiel. Goethe meinte nun, und gewis mit gutem Grunde, der Bühne einen Dienſt zu erweiſen, wenn er bekannte Figuren gewiſſermaßen zu Masken mache und durch Be-

nutzung derſelben neue Verwicklungen an ſchon bekannte und vertraut gewordne anknüpfend die Zuſchauer gleich beim Beginn des Stücks einzunehmen vermöge. Er fügte zu den bekannten Perſonen den Richter und den Edelmann, ſparte die Expoſition und hatte das Vergnügen, daß da, wo Walls Stücke bekannt waren, das ſeinige mit Wolgefallen aufgenommen wurde. Der Uebelſtand war nur, daß er ſich auf ſo geringe Producte wie die eines Wall bezogen hatte; als ſie verſchwanden, verſchwand auch ſein Stück, deſſen Hauptreiz auf Fremdem beruhte. Die Aufgeregten, die den politiſchen Dingen näher traten, wurden nicht ausgeführt. Goethe war dahin gekommen, daß er mit der Tagesliteratur, die er vor kurzem noch ſo tief verachtet hatte, ſich in einen Wetteifer einließ. Auf dieſe Aufgeregten trift die Charakteriſtik, die er von den Romanen und Schauſpielen entwarf, wie er ſie nach ſeiner Rückkehr aus Italien vorgefunden. Es hat nicht an Lobrednern gefehlt, die auch aus dieſen Producten verdrießlicher Abſpannung Bedeutendes haben machen wollen. Die allgemeine Gleichgültigkeit gegen dieſe Arbeiten war aber zu wol begründet und man iſt gegen Goethe billiger, wenn man dieſe Armſeligkeiten unter ſeinem Werte hält, als wenn man ihnen eine Bedeutung aufzureden verſucht, die ſie weder für jene noch für irgend eine Zeit noch für ihn ſelbſt haben. Auch die Unterhaltungen der Ausgewanderten fallen in dieſe Richtung und Zeit, wo er in zufrieden-unzufriedner Lage ſo ſehr ein andrer geworden war, daß er mit Unluſt warnahm, ſogar die lyriſche Ader ſcheine nach und nach ganz bei ihm aufzutrocknen. Es ſei freilich nicht zu verwundern, fügt er hinzu (29. Juli 1792), wenn man die neue Camera obſcura und alle die Maſchinen ſehe, welche von Zeit zu Zeit bei ihm entſtünden. Aber im Grunde ſei es doch ein tolles und nicht ganz wünſchenswertes Schickſal, ſo ſpät in ein Fach zu geraten, welches recht zu bearbeiten mehr als Ein Menſchenleben nötig wäre. — Glücklicher war er in der Erneue-

rung des Reineke Fuchs, deſſen er ſchon in den Briefen an die Stein (1, 173) im Jahre 1778 gedenkt, damals wol nach der Ausgabe von Gottſched, zu welcher ihn Everdingens Kupfer gezogen hatten. Knebel ſchaffte ihm ſpäter den niederdeutſchen Text, was ihn kindiſch freute. Im Frühjahr 1793 unternahm er die Bearbeitung, um ſich von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, was ihm auch gelang. Am 2. Mai war das Gedicht fertig, zwölf Geſänge, etwa 4500 Hexameter; im September wurde es durchgearbeitet; namentlich machte der zweite Geſang viel Arbeit; am 18. Nov. konnte er ſchreiben: „Reineke Fuchs naht ſich der Druckerpreſſe. Es macht mir viel Mühe, dem Verſe die Aiſance zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht ſo kurz, ich ließ ihn noch eine Weile liegen; ſo mag er aber gehn, daß ich ihn los werde.“ Schiller, der das Gedicht im Sommer 1794 geleſen hatte, fand ungemein Behagen daran, beſonders um des homeriſchen Tones willen, der ohne Affectation darin beobachtet ſei. Das eigentliche Behagen ruht jedoch in dem durchaus wolgeordneten und wolausgearbeiteten Stoffe, den Goethe nur in die fremde Form goß, ohne weſentliche Aenderungen. Das alte Gedicht iſt nicht verdrängt worden und bleibt für die, welche die niederdeutſche Bearbeitung des alten niederländiſchen Gedichtes zu genießen vermögen, wertvoller. Bei Goethe iſt ſchon durch Sprache und Vers bei aller ſonſtigen Treue der derbe Stoff ſehr ſublimiert und nicht gerade zu ſeinem Vorteil verfeinert.

Seine äußern Schickſale waren nicht ohne bedeutende Momente. Im Auguſt 1789 war Herder ohne die Herzogin Amalie aus Italien wiedergekommen, der es ſo wol im Süden gefiel, daß ſie bis zum Frühjahr 1790 dort blieb. Schon im März entſchied es ſich, daß Goethe ihr bis Venedig entgegengehen ſollte. Sie traf dort am 6. ein und hatte die Abſicht bald nach Himmelfahrt (13. Mai) weiterzureiſen. Als Goethe ihr entgegeneilte, regten ſich wieder Gerüchte, die Reiſe ſei nur eine vorgeblich zum Empfang

Digitized by Google

der Herzogin unternommene; er werde gar nicht wiederkommen. Es ist sehr glaublich, daß er am liebsten ganz dort geblieben wäre, da es ihm in der That daheim in keiner Weise wol war und die Sehnsucht nach Italien sich anhaltend geltend machte; allein es blieb diesmal bei der kurzen Reise nach Venedig und der Lombardei, „die er zum zweitenmal mit viel Nutzen sah." Die Muse, der er sich eigenwillig entfremdet hatte, faßte ihn wieder an und er muste sich mit einer Centurie von Epigrammen lösen, in denen er weimarsche Situationen mit venetianischem Colorit malte, sich übrigens über Zeit und Zeitverhältnisse freier und unverblümter ausließ als es sonst seine Gewohnheit war. — Bald nach der Rückkehr im Juli berief ihn der Herzog, dem der König von Preußen gestattet hatte, dem Lager in Schlesien beizuwohnen und da eine Brigade zu commandieren, zu sich nach Schlesien. Auf dem Heimwege, Anfang August, traf er in Loschwitz mit Schillers Freunde Körner zusammen, der seine Art sich anzukündigen kalt und zurückscheuchend nennt, „doch thaute er auf und war zuletzt sehr mitteilend." In Schlesien sah er die großen Vorbereitungen zu einem Kriege, die ihn jedoch wenig rührten. Er vertrieb sich die Zeit mit Opernentwürfen, Lustspielen und vergleichender Anatomie und zog friedlich wieder zu Hause. Auf dem Rückwege blieb er acht Tage in Dresden, wo Körner ihm näher kam und ihn mitteilender fand als er erwartet hatte. Die meisten Berührungspunkte fanden sie in Kant. In der Kritik der teleologischen Urteilskraft hatte er Nahrung für seine Philosophie gefunden; doch philosophierten sie nicht bloß, wenigstens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Stil und Classicität in der Kunst suchte Körner mit seiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Sie waren auf ganz verschiedenen Wegen, aber in seinen Gesichtspunkten fand Körner viel Fruchtbares, das er bis dahin übersehen hatte. Auch verdankte er ihm manche treffliche Winke im Genuß der bildenden Künste. Von seinen Elegien trug er einige vor. Körner konnte sie nicht

anders beſchreiben, als ausgeſprochene Gemälde von Situationen in Rom. „Er hat ſich möglichſt bemüht, bloß das Object mit größter Beſtimmtheit und Lebhaftigkeit ſo darzuſtellen, daß man über der Sache den Künſtler vergißt.“ Das umgekehrte Urteil würde das richtige ſein, da man nur den Künſtler heraustreten, die Sache ihm durchaus untergeordnet und nur durch ihn wertvoll ſieht. Nach der Rückkehr traf er wieder mit Schiller in Jena zuſammen und am 31. Oct. kam das Geſpräch bald auf Kant. „Intereſſant iſt's, ſchreibt Schiller über ihn, wie er alles in ſeine eigne Art und Manier kleidet und überraſchend zurückgibt was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich ſehr nahe intereſſiren, mit ihm ſtreiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, ſich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm iſt die ganze Philoſophie ſubjectiviſch und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie mag ich auch nicht ganz: ſie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich und betaſtet mir zu viel. Aber ſein Geiſt wirkt und forſcht nach allen Directionen und ſtrebt, ſich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann.“ Die Vereinigung beider war noch nicht näher gerückt.

Das Jahr 1791 verlief ihm, einen Ausflug nach Ilmenau abgerechnet, ruhig in Weimar. Als im Juli 1792 der Krieg gegen Frankreich erklärt war, muſte Goethe an den Rhein. Er gieng zunächſt nach Frankfurt, wo er bis Ende des Monats Auguſt zu bleiben und ſeinen dreiundvierzigſten Geburtstag bei der Mutter zu feiern hofte. Aber das mütterliche Haus, Bett, Küche und Keller muſte er ſchon am 20. verlaßen und direct zur Armee nach Mainz, wo ihm Zelt und Marketenderei wenig behagen wollten, zumal ihm weder am Tode der ariſtokratiſchen noch demokratiſchen Sünder im mindeſten etwas gelegen war. Uebrigens hatte er doch in Frankfurt, ſo gern er auch die alten Freunde wie-

vergeſehen, in allen Geſellſchaften Langeweile gehabt, da überall wo zwei oder drei zuſammen waren das vierjährige Lied pro et contra herabgeorgelt wurde und nicht einmal mit Variationen, ſondern das runde Thema. Er wünſchte ſich deshalb in ſeine Thüringer Hügel zurück, wo er doch Haus und Garten zuſchließen könne. Von Mainz gieng er über Trier und Luxemburg und kam am 28. Aug. vor Longwy an, das am 22. capituliert hatte. Er wohnte am 20. Sept. der Kanonade von Valmy bei, zog ſich dann bis Trier zurück und ſodann, um die unendliche Verwirrung der Heerſtraßen zu vermeiden, die Moſel hinunter nach Coblenz. Als die Franzoſen am 21. Oct. Mainz genommen, gieng er weiter rheinabwärts nach Düſſeldorf und Pempelfort zu Fr. Jacobi, wollte erſt acht Tage, dann vierzehn bleiben und blieb fünf Wochen. Wie einſt Goethe das Bedürfnis gefühlt, vor Lavater, den er damals unter allen Menſchen am höchſten ſtellte, „von ſeinem Haushalten Rechnung abzulegen," ſo trieb ihn das ſelbe Bedürfnis jetzt, da er Lavater längſt als verloren betrachten muſte, dem milden reinen Jacobi „von ſeinem Haushalte Rechenſchaft zu geben." Jacobi muß ihm mit ſchonender Freundſchaft begegnet ſein und Goethes volles Vertrauen brauchte ſich nicht zu verſchließen; nach ſeiner Heimkehr ſchreibt er, wie an Bekanntes anknüpfend, von den Seinigen, ſeiner Kleinen, die im Hausweſen ſorgfältig und thätig waltet, von ſeinem muntern und wachſenden Sohne. Jacobi ſendet ihm bald darauf ſeinen Sohn Max zum Hausgenoßen. Nachgiebig wie ſich Jacobi hier zeigt, erwies ſich auch Goethe. Er der an einem julianiſchen Haße gegen Chriſtentum und namhafte Chriſten krankend nach Pempelfort gekommen war, bekannte, daß er „auferbaut" worden, und geſtand, daß „ein gewiſſes Chriſtentum" der Gipfel der Menſchlichkeit ſei. Als er Jacobis häusliche Glückſeligkeit verließ, empfiengen ihn Moor, Moos, wilder Wald, Winter, Nacht und Regen ſehr unfreundlich. In Duisburg fand er Pleſſing, den er vor 13 Jahren in Wernigerode beſucht und ſeitdem, wie die Ueberſendung ſeiner

Schriften bezeugt, nicht ganz aus den Augen verloren hatte, mit antediluvianiſchen Studien beſchäftigt und hörte von Merrem einige recht gute Ideen über die Wißenſchaft, die ihm ſo ſehr am Herzen lag. In Düſſeldorf hatte er den Mut gewonnen, die Fürſtin Gallitzin in Münſter zu beſuchen. Hamann und Hemſterhuys, beide ſchon verſtorben, hatten einſt dem Kreiße dieſer merkwürdigen, in Verſteckheit offnen, in ſtrengſter Kirchlichkeit duldſamen Frau angehört. Goethe, der ſeinem Credo treu blieb, machte wieder (er hatte ſie ſchon vor ſeiner italieniſchen Reiſe in Weimar geſehen) den günſtigſten Eindruck auf ſie. Er ſchreibt an Jacobi, der ihm einen Brief der Fürſtin vertraut hatte: „Ich wünſchte, ich käme mir ſelbſt ſo harmoniſch vor wie dieſer ſchönen Seele, und wäre neugierig zu wißen, wie ſie von mir dächte, wenn wir ein Jahr zuſammengelebt hätten; in den erſten Tagen iſt und bleibt immer viel Schein. Ihr kurzer Umgang iſt mir ſehr wolthätig geworden und ſie hat mir eine herzliche Neigung abgewonnen. Alles was ich nach meiner Art vorbrachte, hat ſie mit der beſten Art aufgenommen und mir ein unbegränztes Vertrauen eingeflößt und bewieſen.“ Sie gab ihm ihre Samlung geſchnittner Steine mit. Man hatte ihr ſcherzend geſagt, ſie möge es nicht thun, da ſie ihn doch noch nicht genau genug kenne, um ſeiner auch in dieſem Falle ganz gewis zu ſein; ſie entgegnete: der Begriff den ſie von ihm habe, ſei ihr lieber, als dieſe Steine; müße ſie dieſe Meinung von ihm verlieren, ſo möge dieſer Schatz auch hinterdrein gehn. Die Fürſtin begleitete ihn in ſeinem Wagen, als er Mitte December auf Kaßel weiterreiste, bis zur nächſten Station. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, beide beharrten bei ihrem Credo und ſie verließ ihn mit dem Wunſche, ihn wo nicht hier doch dort wiederzuſehen. Daheim ankommend fand er ſein neugebautes Haus noch ziemlich unwohnbar, aber Vorhaus und Treppe gut geraten. Im Winter las er „gleichſam zum erſtenmale im Plato“, das Gaſtmahl, Phädros und die Apologie, vertauſchte „dieſen fürtreflichen Mann“ aber bald mit dem Reineke Fuchs.

Digitized by Google

Schon im April war er wieder reiſefertig. „Ich werde, wenn ſich Mainz nicht kurz reſolviert, der Blockade oder Belagerung beiwohnen.“ Da ſich Mainz nicht reſolvierte, muſte es Goethe thun; er gieng dahin ab und campierte, nachdem er einen Ausfall der Franzoſen erlebt, zwiſchen zerrißnen Weinſtöcken auf zertretnen zu früh abgemähten Aehren, ohne Ausſicht was werden könne. Das Wetter war ſchön, die Tage heiß, die Nächte himmliſch. Endlich am 23. Juli wurde Mainz übergeben. Die Clubbiſten waren in der Capitulation übergangen, doch hatte man keine Anſtalten gemacht ihrer habhaft zu werden und viele kamen die erſten Tage des Auszuges durch. Nach dem Auszuge war es ruhig, nur daß immer Händel zwiſchen Preußen, Sachſen, Darmſtädtern, auch mit den überbliebenen verwundeten Franzoſen ſtattfanden. Eine ungeheure Bagage war mit fortgenommen. Nach der Uebergabe machte Goethe einen Ausflug nach Mannheim, näherte ſich in Heidelberg ſeinem Schwager Schloſſer wieder, der ihn jedoch auslachte, als er von einer deutſchen Geſellſchaft zu gemeinſamer wißenſchaftlicher Forſchung träumte, und verlebte dann einige Wochen bei ſeiner Mutter in Frankfurt. Sein herumſchweifendes Weſen und die politiſche Stimmung aller Menſchen trieb ihn (im Aug.) nach Hauſe, wo er einen Kreiß um ſich zu ziehen vermochte, in welchem außer Lieb' und Freundſchaft, Kunſt und Wißenſchaft nichts hinein konnte. — Im Herbſt ſtarb Prinz Conſtantin, „im Augenblicke, da er ſich des Lebens werter gemacht hatte.“ Als alter Nothelfer muſte Goethe der Herzogin Mutter mancherlei Zerſtreuungen bereiten helfen und wurde dadurch ſelbſt zerſtreut. Dann um etwas unendliches zu unternehmen, machte er ſich an den Homer und hofte nun in ſeinem übrigen Leben nicht zu darben. Die trübe Jahreszeit brachte ihm trübe Schickſale. Der Winter vergieng im „Schneckenhauſe“ ſtill und fleißig unter phyſikaliſchen und äſthetiſchen Studien. Heinrich Meyer war ſein Troſt in der allgemeinen politiſchen Unruhe und Unſicherheit; ſein Freund Jacobi bereitete ſich im Sommer 1794 zur Auswanderung

nach Schleswig-Holstein; sein Schwager Schlosser war nach Baireuth; Goethes Mutter hatte gepackt und ihre Sachen nach Langensalza geschickt. „Würde es übler, schreibt er an Fritz Stein nach England, so kann sie zu mir.“ Er hatte schon Zimmer für sie eingerichtet. „So wird man eigentlich recht weltgemäß gestimmt; ich baue und bereite mich doch vor, allenfalls zu emigrieren, obs gleich bei uns Mittelländern so leicht keine Not hat.“ An seinem Geburtstage 1794 schreibt er: „Meyer ist noch in Dresden, wo ich mich auch acht Tage mit großer Zufriedenheit aufgehalten habe. Eine angenehme Aussicht bietet sich mir dar, daß ich mit Schillern in ein angenehmes Verhältnis komme, und hoffen kann, in manchen Fächern mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten, zu einer Zeit, wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parteigeist alle freundschaftlichen Verhältnisse aufzuheben und alle wißenschaftlichen Verbindungen zu zerstören droht.“ Die Zeit „eines neuen Frühlings“ war gekommen. Wie war das Wunder geschehen?

Goethe erzählt, er habe den Antipoden einmal in einer Sitzung der Batschischen naturforschenden Gesellschaft in Jena gefunden. Beim Herausgehen knüpfte sich ein Gespräch an, und Schiller bemerkte „sehr verständig und einsichtig“ und Goethe sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs annuten könne. Goethe erwiederte, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe und daß es doch wol noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert oder einzeln vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Schiller wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß, was Goethe behauptet, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Sie gelangten zu Schillers Hause; das Gespräch lockte Goethen hinein. Da trug er die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schillers Augen entstehen. Schiller vernahm und

Digitized by Google

ſchaute das alles mit großer Teilnahme, mit entſchiedener Faßungskraſt, aber als Goethe geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte „Das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee“ Goethe ſtutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der beide trennte, war dadurch aufs ſtrengſte bezeichnet. Der alte Groll wollte ſich wieder regen, aber Goethe nahm ſich zuſammen und verſetzte: es könne ihm ſehr lieb ſein, daß er Ideen habe, ohne es zu wißen, und ſie ſogar mit Augen ſehe. Schiller, der, wie Goethe meint, viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als Goethe und dieſen auch wegen der Horen, die er herauszugeben beabſichtigte, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedacht haben ſoll, habe darauf wie ein gebildeter Kantianer erwiedert. Beide hielten ſich für unüberwindlich; es kam kein Reſultat. Aber der erſte Schritt war gethan. „Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle feſt, die ſich ihm näherten.“ Goethe nahm fortan Teil an ſeinen Abſichten; Schillers Frau trug das ihrige bei zu dauerndem Verſtändnis, alle beiderſeitigen Freunde waren froh, und ſo beſiegelten beide durch den größten, vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettkampf zwiſchen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für beide und andre „manches Gute“ gewirkt hat. „Für mich insbeſondere, bekennt Goethe, war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeſchloßnen Samen und Zweigen hervorgieng. Unſere beiderſeitigen Briefe geben davon das unmittelbarſte reinſte und vollſtändigſte Zeugnis.“ So ruft er denn auch entfernten Freunden zu: „Schiller und Humboldt ſehe ich öfters und freue mich ihres Umgangs“, oder: „Mit Schiller ſtehe ich recht gut, unſer Weg geht für diesmal zuſammen und es ſcheint, als ob wir eine ganze Zeit mit einander wandeln würden.“ Auch Schiller, der die Verbindung nicht ganz ſo wichtig nahm, berichtet Freunden: „Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen, er fühlt jetzt ein Bedürfnis ſich an mich anzuſchließen, um den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinſchaft mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtreichen Ideenwechſel.“ Während

Goethe, nach Meyers Mitteilung, lange nicht ſolchen geiſtigen Genuß gehabt wie bei Schiller in Jena, berichtet dieſer, als er dem Freunde Körner meldet, daß er auf einige Zeit nach Weimar gehe und bei Goethe wohnen werde: letzterer habe ihm ſo ſehr zugeredet, daß er ſich nicht wol habe weigern können; und in Bezug auf die verabredete Correſpondenz: „ſie kann wirklich intereſſant werden.“ Für Goethe muſte ſie es ſchon durch Schillers Brief vom 23. Aug. 1794 ſein. Schiller hatte die Herausgabe einer großen Monatsſchrift, der Horen, übernommen und war bemüht, die bedeutendſten Geiſter dafür in Thätigkeit zu ſetzen. Einer geziemenden Einladung folgte Goethe willig mit Zuſagen. In Schillers edler Natur war es tief begründet, dem Manne, den er vor wenig Jahren mit ingrimmiger Bewunderung als ihm im Wege ſtehend beinahe haßte, den Standpunkt zu zeigen, den er in Bezug auf ihn eingenommen. Er legte ſein Weſen in der Charakteriſtik Goethes ſo rein, neidlos und offen dar, daß es ſchwer zu faßen iſt, wie man dieſe unvergleichliche Analyſe, die faſt zu Goethes fünfundvierzigſtem Geburtstage grüßte, hat misdeuten können. Sie gehört ſo weſentlich zur Schilderung Goethes, daß ſie hier nicht übergangen werden kann. Anknüpfend an das Geſpräch, das nach Goethes Bericht oben mitgeteilt iſt, ſagt Schiller: „Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geiſtes zugeſehen, und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Notwendige der Natur, aber ſie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickelteſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgne Technik

Digitized by Google

einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehoft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüßig gemacht worden. Schon in der ersten Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als ihr siegendes, seinem Material überlegnes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt musten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem beßern Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigieren und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wol mit der ästhetischen, durch welche er allein bildet. Sie haben

also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergiengen, so musten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur diese das Genie hervorbringen kann." Schiller bekennt mit offener Bescheidenheit, daß er keinen großen materialen Reichthum von Ideen besitze, diesen vielmehr bei Goethe finden werde; sein Bedürfnis und Streben sei, aus wenigem viel zu machen; während Goethe sich bestrebe, seine große Ideenwelt zu simplificieren, suche er Varietät für seine kleinen Besitzungen Goethes intuitivem Geiste ordnet er seinen symbolisirenden Verstand unter; ihn habe gewöhnlich der Poet, wo er philosophieren sollte, übereilt, und der philosophische Geist, wo er dichten wollte; noch jetzt begegne es ihm häufig genug, daß die Einbildungskraft seine Abstractionen und der kalte Verstand seine Dichtungen störe. Könnte er dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß er einer jeden durch seine Freiheit ihre Grenzen bestimmen könne, so erwarte ihn noch ein schönes Loß; leider aber, nachdem er seine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, drohe eine Krankheit seine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde er schwerlich Zeit haben, in sich zu vollenden, aber er werde thun was er könne, und wenn endlich das Gebäude zusammenfalle, so habe er doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet. — Es entspann sich nun der Briefwechsel zwischen beiden, der die Urkundensammlung für die innere Durchbildung der Litereratur bietet, auf der die Literatur in ihrem edelsten Wesen noch gegenwärtig beruht. Zu übersehen ist dabei jedoch nicht, daß die Gesetze, welche beide für die Gattungen der Dichtung suchen und aufstellen, für sie selbst nur Anhalte sind und ihre eigne Thätigkeit nur begleiten, nicht beherschen.

Aelter als mit Schiller war Goethes enge Freundschaft mit dem Maler und Kunstforscher Heinrich Meyer aus Stäfa bei Zürich. Er hatte ihn in Rom kennen gelernt und an ihm einen Sinnes-

Digitized by Google

genoßen in Bezug auf Kunſt als Selbſtzweck gefunden. Nach ſeiner Heimkehr wirkte er ihm beim Herzoge von Weimar eine Unterſtützung aus, die ihm einen zweijährigen Aufenthalt in Italien möglich machte, und gab ihm zugleich die Ausſicht, demnächſt eine beſcheidne aber dauernde Stellung in Weimar zu finden. Meyer kam, als er ſeine Studien in Rom bis auf einen gewiſſen Grad vollendet hatte, nach Weimar, wurde Goethes Hausgenoß und erhielt in der Folge (1806) die Leitung der Zeichenſchule. Er und Goethe ſind es faſt ausſchließlich, die als „weimariſche Kunſtfreunde" auftraten und für die Schöpfung einer Malerei in claſſiſchen Formen bemüht waren, die denn freilich trotz aller aufgewandten Theorie wenig Anklang fand und jetzt, was Erfindung und Zeichnung betrifft, faſt in die Reihe der Modebilder aus der franzöſiſch-helleniſchen Zeit geſtellt wird. Auch bei Goethes Unterſuchungen über die Farben leiſtete Meyer Hülfe und gute Dienſte. Auf ſein Urteil legte der Dichter auch bei ſeinen poetiſchen Arbeiten den entſchiedenſten Wert. Auch Schiller ſchätzte ſeinen reinen ruhigen unbeſtochnen Blick. Alle drei ſtanden im beſten Vernehmen und förderlichſten Verkehr. — Eine Zeit gehörte auch W. v. Humboldt zu den Mitſtrebenden, mehr durch Kritiken und Analyſen goetheſcher und ſchillerſcher Werke als durch eigne Productionen. In gleichem Verhältnis ſtand Körner in Dresden zu den weimariſchen Freunden. Eine Schülerin des antiken Geſchmacks und von Goethe und Schiller beſchützt war die ſchöne Amalie v. Imhof, die Dichterin. — Mit Wieland war eine Art von Bruch eingetreten; man zählte ihn zu denen, die ſich überlebt hatten, und war eher geneigt, ihn anzugreifen als zu ſchonen. Seine graeciſierende Manier war in der That das baare Widerſpiel von dem, worauf die weimarſchen Freunde hinarbeiteten. — Herder ſtand in einem Verhältnis, das er von ſeiner Seite wie ein überlegenes auffaßte, während die Freunde es mehr wie ein geduldetes behandelten. Ueber den jungen Nachwuchs der Schlegel und Tieck waren

Goethes und Schillers Urteile häufig verſchiedner Meinung. Goethe ſuchte ſich mit ihnen zu verhalten, Schiller ließ ſich nicht ſelten offne Geringſchätzung ihres Talents und der confuſen Herausbildung deſſelben blicken. Sein Reichtum war zu ungemein und zu ſelbſtſtändig, als daß die Schätze der angehenden Romantiker dagegen hätten ins Gewicht fallen können. Goethe ſah in ihnen univerſelles Streben und ausgreifende Gelehrſamkeit, mit deren Nutzung er manchen eignen Mangel decken konnte. Er war gewohnt, die Menſchen auf der Seite anzufaßen, von der ſie ihm förderlich werden konnten, und duldete das übrige als wär' es für ihn nicht vorhanden. Als Voß im Sommer 1794 (4. 5. Juni) in Weimar war, „ein recht wackrer und liebenswürdiger Mann, offen und dem es ſtrenger Ernſt iſt um das was er thut," zog Goethe ihn gleich an, um die Grundſätze, nach denen er arbeitete, von ihm ſelbſt zu hören, die er ſich dann bei ſeinen Arbeiten in Hexametern und elegiſcher Form zu Nutze zu machen bemüht war.

Den Sammelplatz für die Arbeiten der genannten Freunde bildeten anfänglich die von Schiller geleiteten Horen und der Muſenalmanach, dann Goethes Propylaeen, ſpäter die halliſche und die jenaiſche Literaturzeitung. Für die Horen beſtimmte Goethe die römiſchen Elegien nnd eine Epiſtel; jene, die bis an die äußerſten Grenzen ſinnlicher Naivetät vorſchritten, ja mitunter darüber hinausgiengen, muſten beim Abdruck, „um die Decenz nicht zu beleidigen," eingeſchränkt und ausgeſondert werden. Die ausgeſchiedenen ſind bisher noch nicht gedruckt. Die Naivetät, dergleichen Dichtungen in eine Zeitſchrift zu geben, die mit dem Anſpruch auftrat, einen allgemeinen Leſerkreiß zu erwerben, erſcheint faſt fabelhaft, wird aber beinahe noch überboten von der Unbefangenheit, mit der Goethe die Unterhaltungen der Ausgewanderten in die Zeitſchrift gab, die doch intereſſieren ſollte. Schiller klagte ſehr, daß dies Unglück ſchon das erſte Heft treffen müße; ſein Name war damals aber ſo empfelend, daß

ſchon auf die bloße Ankündigung der Horen faſt tauſend Exemplare beſtellt waren und ungeachtet jener Fatalität im Mai 1794 der Abſatz verdoppelt war. Die goetheſchen Propyläen haben es niemals über 300 Abnehmer gebracht, ein Umſtand der auf den Wert keinen Schluß erlaubt, für die Wirkſamkeit aber bezeichnend iſt. — Goethe trieb auch während der erſten genaueren Bekanntſchaft mit Schiller ſeine Liebhabereien und Studien auf Koſten der Dichtung. Die vergleichende Anatomie und die Aufſtellung des oſteologiſchen Schemas ließ das Intereſſe für ein Trauerſpiel im griechiſchen Geſchmack, deſſen Gegenſtand die Befreiung des Prometheus war, nicht aufkommen, dagegen rückte die Herausgabe des Wilhelm Meiſter fort. Er hatte endlich mit dieſen Arabesken ſeines Lebens abgeſchloßen; die erſten Weimarer Jahre und manches aus älterer Zeit war hineinverarbeitet und nahm ſich nun, wie ſtück- und ruckweiſe es auch entſtanden war, als ein Ganzes aus, das jedoch weiterſtrebte und Fortführung und Auflöſung erwarten ließ, ja nötig machte, nicht allein wegen äußerlich angeſponnener Schickſale, die im Verlaufe des Romans noch unentwickelt und dunkel blieben, mehr noch wegen der innern Anlage der Hauptperſon ſelbſt, die vom Schauſpieler zum Künſtler übergeht und dann als praktiſchen Beruf die Chirurgie ergreift, ohne die innere Durchbildung, die der eigentliche Gegenſtand dieſes Romans iſt, vollzogen zu haben. Die geheime Geſellſchaft fertiger Perſönlichkeiten, mit welcher der unfertige Wilhelm in Zuſammenhang tritt, war, wie launenhaft ſie gegenwärtig erſcheinen mag und wie wenig ſie auch gibt, für den Erziehungsplan Wilhelms als contraſtierendes Motiv bequem, wenn auch nicht unausweichlich. Goethe hätte ſehr wol im offnen Leben fertig gewordne Menſchen aufſtellen können; die Zeit der geheimen Verbindungen verleitete ihn, ſich für den Roman näher damit einzulaßen als der Erhaltung eines durch die Zeiten dauernden Intereſſes zuträglich war. Den Faden nahm er erſt ſpät wieder auf.

Als die Unterhaltungen der deutſchen Ausgewanderten in den Horen mit dem überaus froſtigen Mährchen (gegen die franzöſiſche Revolution) beſchloßen waren und Schiller um Beiträge drängte, namentlich um Bruchſtücke des Fauſt, gab Goethe — Ueberſetzungen! Außer dem Verſuche der Staël über die Dichtungen überſetzte er den Cellini. Er hatte das Werk Cellini's über die Goldſchmiedekunſt aus Göttingen erhalten; beim Studium deſſelben geriet er an die Lebensbeſchreibung des Autors, die er gleich fröhlich zu überſetzen begann, da es ihm unmöglich erſchien, einen Auszug daraus zu machen: „denn was iſt das menſchliche Leben im Auszuge!“ Alle pragmatiſche biographiſche Charakteriſtik, deuchte ihn, müße ſich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen. Es wurde jedoch nicht eigentlich eine Ueberſetzung, ſondern ein umfaßender Auszug, da vielerlei weggelaßen iſt, was zu dem „naiven Detail“ nicht zu gehören ſchien. Die Bearbeitung machte Glück und wurde, noch ehe Goethe eine beſondere Ausgabe veranſtaltete, nachgedruckt.

Nach einer Reiſe ins Karlsbad (Juli, Aug. 1795) ordnete Goethe ſeine Venetianiſchen Epigramme für den Schillerſchen Muſenalmanach, der im Herbſt zuerſt erſchien. Nachdem der erſte glücklich vom Strande gelaufen, wurde gleich ein anderer vorbereitet, für den Goethe mit Schiller einen etwas ungezogenen, ſehr wilden Baſtard, die Xenien, erzeugte. Der urſprüngliche Einfall war, auf alle Zeitſchriften Epigramme zu machen, jedes von einem einzigen Diſtichon wie die Xenien des Martial, den Goethe im Dec. 1795 kennen lernte. Der Einfall gehörte ihm und auch die erſten Proben giengen von ihm aus. Schiller, der den Gedanken prächtig fand, meinte, wenn ſie das Hundert voll machen wollten, müſten ſie auch über einzelne Werke herfallen, da finde ſich reichlich Stoff; ſobald ſie ſich ſelbſt nur nicht ganz ſchonten, könnten ſie Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff biete nicht die ſtolbergiſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt

mit ihren Ichs und Nichtichs, Freund Nicolai ihr geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister! Goethe übersendet alsbald ein Dutzend mit der Bemerkung, ein solches Hundert könne beim Publico und den Collegen zur angenehmsten Empfehlung dienen. Bald regte sich neben dem polemischen Gelüst das ästhetische Gewißen. Die Formlosigkeit machte Scrupel, indessen tröstete die Erwägung, daß die Einheit bei einem solchen Producte in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Meßung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sei, das Einzelne ein Minimum sein müße. Das meiste, bekennt dann das Gewißen wieder, sei wilde gottlose Satire mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedankenblitzen untermischt. Im Februar 1796 sollten es schon nicht unter 600 Monodistichen werden, der Plan aber verstieg sich auf tausend. Ueber 200 waren in den ersten Wochen fertig. Als eine „raisonnable Anzahl" vorlag, wurde der Vorrat mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit sortiert, überarbeitet, um einerlei Idee hineinzubringen, wozu jeder etwas von seiner Manier aufzuopfern und sich dem andern zu nähern suchte. Sie beschloßen förmlich, ihre Eigentumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu laßen. „Sammeln wir unsre Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken." Das ist in der Folge nicht geschehen und jeder hat nur das aufgenommen, was er verfaßt haben wollte, ohne daß er nun auch Urheber des Aufgenommenen sein müste. Ueber das Einzelne liegen die Untersuchungen von Boas, Saupe und Maltzahn vor, die für das Verständnis alles zusammengestellt haben, was man wünschen durfte; in der Sonderung des beiderseitigen Anteils ist die Kritik zu geschäftig gewesen und selbst das Xenienmanuscript, das sich gefunden hat und herausgegeben wurde, kann nichts entscheiden, da es weder vollständig noch das einzige ist; manches brachte der Eine nach dem Einfall des Andern in

Distichen, und da nachweislich Beide manchmal an einem Xenion Anteil haben, so ist der an sich erlaubte Schluß um so wahrscheinlicher, daß Beide auch Anteil an Distichen haben, bei denen es äußerlich nicht nachweisbar geblieben. An einen „Kampf" ist übrigens bei diesen Xenien von Seiten Goethes und Schillers, die mit den Herren des Tages spielten, nicht zu denken; Goethe vergleicht die Xenien den Karnevals-Gips-Drageen, Schiller bezeichnet den Charakter als eine angenehme und zum Teil geniale Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satire, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen sein werde. Man könnte die Xenien einem Wetter vergleichen, das über die Häupter mit Donner und Blitz hinrollte und die Luft reinigte. Was durch Schärfe und Mutwillen reizte, mußte bei jedem andern der nicht wie die beiden Dichter mit einem großen Gehalte für den bloßen Ausfall eintreten konnte, als platte Unart erscheinen; zwischen der Rücksichtslosigkeit der Xenien und der zum Teil bloß groben Ungezogenheit der Antworten findet kein andrer Vergleich statt, als der auf die Urheber jener und dieser auch sonst zutreffende.

Schon vor und während der Xenienzeit hatten beide sich zu einer Art von gemeinsamer Arbeit zusammengethan; Schiller bearbeitete den goetheschen Egmont zur theatralischen Darstellung, weder glücklich noch zu Goethes Zufriedenheit, aber doch bühnenwirksam, worauf es zunächst ankam. Den Egmont spielte Iffland, der Charfreitag (23. März 1796) in Weimar angekommen war und bis zum 23. April in vierzehn Gastrollen auftrat. Für Goethe waren diese Darstellungen hoher Genuß. Er versicherte Freunden, daß durch Ifflands Spiel der gleichsam verlorne Begriff von dramatischer Kunst wieder lebendig werde; er sondere seine Rollen, was einen echten Künstler eigentlich bezeichne, so von einander ab, daß in der folgenden kein Zug von der vorhergehenden erscheine; dies Absondern sei der Grund von allem Uebrigen; eine jede Figur erhalte durch diesen scharfen Umriß ihren Charakter, und ebenso wie

es dadurch dem Schauspieler gelinge, bei der einen Rolle die andere völlig vergeßen zu machen, so gelinge es ihm auch, sich von seiner eignen Individualität, so oft er wolle, zu separiren und sie nur da, wo ihn die Nachahmung verlaße, bei gemütlichen, herzlichen und würdigen Stellen hervortreten zu laßen; der Vorteil, durch die schwächsten Nuancen bedeutend und mannigfaltig zu werden, liege gleich zur Hand, und alles Uebrige, was zur Erscheinung komme, entspringe aus dieser tiefen Quelle. Iffland hatte eine große Gewandtheit des Körpers und war Herr über alle seine Organe, deren Unvollkommenheiten er zu verbergen, ja sogar zu benutzen wuste. Die große Fähigkeit seines Geistes auf die Eigenheiten der Menschen aufzumerken und sie in ihren charakteristischen Zügen wieder darzustellen, erregte Verwunderung so wie die Weite seiner Vorstellungskraft und die Geschmeidigkeit seiner Darstellungsgabe.

Nach Ifflands Abreise gieng Goethe, im Mai, nach Jena, wo er bei Schiller mit Körner, dem Vater des Dichters, und dem Grafen Gesler, der nach Italien reiste, zusammentraf und sein neuestes Gedicht Alexis und Dora vortrug, dessen weise Anordnung Körner besonders gefiel. Ein liebender Jüngling wird als Dichter dargestellt; es ist ihm Bedürfnis und Linderung, die Bilder der schönen Vergangenheit zurückzurufen, in ihnen zu schwelgen, sie mit aller Pracht des Rhythmus und der Sprache auszumalen. Er beginnt mit der Schilderung dessen, was ihn umgibt. Der Gegensatz führt ihn bald auf seine herschende Idee. Der natürlichste Uebergang leitet ihn auf die Geschichte seiner Liebe. Nun folgt die höchste Begeisterung, dann Entwürfe, frohe Aussichten, und nun führt der Gegensatz wieder schwarze Bilder herbei. Er erblickt den Abgrund, wohin ihn die Phantasie führt, läßt plötzlich den Vorhang fallen, erscheint wieder als Dichter und löst die Dissonanz mit der Stimmung auf, in der er das Gedicht anhub. Schiller stellte die Idylle zu dem Schönsten, was Goethe gemacht

habe, „so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird.“ Nur darein konnte Schiller sich nicht finden, daß die Eifersucht so dicht neben die glückliche Trunkenheit gestellt wird, mit der Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft. Goethe erwiederte, dafür habe er zwei Gründe; einen aus der Natur: weil jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich ziehe; und einen aus der Kunst: weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang habe und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden müße, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters wieder ins Leidliche und Heitere zurückgeführt werde. Beide Gründe widerlegen Schillers Bedenken nicht, dem nicht die Furcht des Verlustes, sondern die Eifersucht, die Furcht vor der Art des Verlustes, anstößig war. Der pathetische Gang würde auch ohne dies Mittel und viel reiner zu steigern gewesen sein, wenn Goethe das, was er als Verwünschung benutzte, als drohende Bilder der Zukunft dicht an die teuschende Hoffnung des Hinwegfahrenden gerückt hätte. Daß Goethe die Furcht eines Verlustes sich kaum in einer andern als der hier wirkenden Art denken konnte und daß Schillers Gefühl keine Rechtfertigung dafür wuste, ist für die Grundverschiedenheiten in den Naturen beider sehr bezeichnend. Schiller, dem es nie um Rechthaben zu thun war, ließ die Erörterung fallen, während Goethe noch im Gespräch mit Eckermann (1, 229) dabei beharrte, die Eifersucht liege in der Sache; er habe selbst einen jungen Menschen gekannt, der in leidenschaftlicher Liebe zu einem schnell ge-

Digitized by Google

wonnenen Mädchen ausgerufen: „aber wird ſie es nicht einem andern ebenſo machen wie mir?“ Dieſer Zweifler brauchte nicht deutlicher zu verraten, daß er an ſich die Erfahrung hatte machen laßen, die er zu machen fürchtete.

In Jena entſtand beim Abſchluß des Wilhelm Meiſter das kleine Lied Mignons „So laßt mich ſcheinen bis ich werde,“ das urſprünglich im Roman nur erwähnt werden ſollte, aber des Effects wegen doch eingeſchaltet wurde. Zwiſchen den Xenien kam auch Oberons goldne Hochzeit ans Licht, die Schiller jedoch zurücklegte und Goethe ſpäter dem Fauſt einfügte. Eine bei Körners Anweſenheit entworfne Dichtung Hero und Leander blieb Entwurf.

Als im Oct. die Xenien, die „mordbrenneriſchen Füchſe“ unter den „Philiſtern“ anfiengen ihre Wirkung zu thun und die Bewegung immer lebhafter, die Angriffe und Entgegnungen immer plumper, gröber, perſönlicher wurden, gelüſtete es Schillern zu antworten, wodurch die Sache ins Endloſe gezogen und für die Xenienbichter vorausſichtlich übel ausgelaufen wäre. Goethe war kälter und hielt zurück. „Nach dem tollen Wageſtück müßen wir uns bloß großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und unſere proteiſche Natur, zur Beſchämung aller Gegner, in die Geſtalten des Edeln und Guten umwandeln.“ Er hatte dazu bereits den erſten Schritt gethan und war (7. Dec.) im Begriff durch eine für die Horen beſtimmte Elegie ein neues Gedicht anzukündigen, als Schiller (9. Dec.) zu bedenken gab, ob der Moment zur Bekanntmachung auch günſtig ſei, da beim Publicum noch keine Stimmung erwartet werden könne. Goethe war zufrieden, daß der Druck noch anſtehe. Das Gedicht, das er durch die Elegie ankündigen wollte, war Herrmann und Dorothea.

Franzöſiſche Emigrierte hatten ſich ins Würzburgiſche gezogen, wurden aber vom Biſchof bald genötigt, ſich weiter zu begeben; ſie fanden im Eiſenachiſchen Aufnahme und zerſtreuten ſich ſpäter

(Sept. 1795), als der Landgraf von Darmstadt dort mit 200 Pferden anlangte und für ihn Platz geschafft werden muste, über das Weimarische. Die Wanderzüge lenkten Goethes Interesse auf die ältere Emigrationsgeschichte der Salzburger. Unter den alten Relationen ist eine, „das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten“ (1732. 8.). Darin steht erzählt: „In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heiraten angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Schluß faßet, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heiraten; erkundigte sich dahero bei den andern Salzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten redlichen Leuten, und hätte sich jederzeit wol verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückgelaßen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen vermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm nun solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wißen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht laßen wolle, würde er niemalen heiraten. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittlung auf andre Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeint, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowol dem Sohne als auch der Emigrantin zum Besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande ge-

falle? Sie antwortet: Herr, ganz wol! Er verſetzet weiter: Ob ſie wol bei ſeinem Vater dienen wolle? Sie ſagt: gar gerne; wenn er ſie annehmen wolle, gedenke ſie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzählet ihm darauf alle ihre Künſte, wie ſie das Vieh füttern, die Kuh melken, das Feld beſtellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf ſie der Sohn mit ſich nimmet und ſeinem Vater präſentieret. Dieſer fragt das Mädgen, ob ihr denn ſein Sohn gefalle und ſie ihn heiraten wolle? Sie aber, nichts von dieſer Sache wißend, meinet, man wolle ſie vexiren, und antwortet: Ei, man ſolle ſie nur nicht foppen, ſein Sohn hätte vor ſeinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er ſie haben wolle, gedächte ſie ihm treu zu dienen und ihr Brot wol zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und auch der Sohn ſein ernſtliches Verlangen nach ihr bezeiget, erklärt ſie ſich: Wenn es denn Ernſt ſein ſollte, ſo wäre ſie es gar wol zufrieden und ſie wollte ihn halten wie ihr Aug' im Kopf. Da nun hierauf ihr der Sohn ein Ehepfand reichet, greifet ſie in den Buſen und ſagt: Sie müße ihm doch auch wol einen Malſchatz geben; womit ſie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem ſich 200 Stück Ducaten befanden." Dieſe Erzählung iſt in einer Leipziger und zwei Berliner Relationen über die Emigration wiederholt und gieng auch in Göckings vollkommne Emigrationsgeſchichte der aus dem Erzb. Salzburg vertriebnen Lutheraner über (Frankf. u. Leipz. 1734. 4. I, 671), wo auch die Geſchichte eines umſtürzenden Wagens mit der Frau und den Kindern darauf erzählt wird.

Durch Alexis und Dora auf das epiſche Feld geführt, muſte Goethe an dem kleinen naiven Stoffe Gefallen finden. Er wollte ein ähnliches kleines Gedicht daraus machen. Erſt in der Arbeit erkannte er, welchen köſtlichen Schatz er gehoben; „ein Süjet, wie man es in ſeinem Leben vielleicht nicht zweimal findet." Das kleine Gedicht dehnte ſich zum größern aus und ſtellte ſich bald völlig in der epiſchen Form dar. Mit Schiller wurde Stoff und Behandlung im Einzelnen

wie eine gemeine Herzensangelegenheit durchgesprochen; schon am 17. Oct. 1796 rief Goethe Jacobi zu, er habe sich mit allen Kräften auf das Epische geworfen; am 28. Oct. konnte Schiller an Körner melden, er habe zwei Dritteile davon, nämlich vier Gesänge gehört; durch Voß' Luise sei das Gedicht zwar nicht veranlaßt, aber doch neuerdings geweckt, denn Goethe habe sich mit der Idee dazu schon mehre Jahre [!] herumgetragen; die Ausführung sei mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter niedergeschrieben. Beim Abgange nach Ilmenau meint Goethe (29. Oct.), ein schönes Glück wärs, wenn ihm dort noch ein Stück des epischen Gedichts gelinge; die große Einsamkeit scheine etwas zu versprechen; und Schiller erwiedert (31. Oct.), er könne dort wenigstens das Städtchen seines Hermanns finden und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit gebe es dort wol auch. Am 15. Nov. sind jedoch die drei ersten Gesänge nur fleißig durchgearbeitet und abermals abgeschrieben. Auch am 5. Dec. sind von den sechs Gesängen nur erst die zwei Dritteile fertig und der Dichter hofft die Stimmung für den Ueberrest nach dem neuen Jahre zu finden: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August (1796), und ich habe die Kühnheit meines Unterfangens nicht eher wargenommen, als bis das Schwerste schon überstanden war. In Absicht auf die poetische sowol als prosodische Organisation des Ganzen habe ich beständig vor Augen gehabt, was in dieser letzten Zeit bei Gelegenheit der voßischen Arbeiten mehrmals zur Sprache gekommen ist, und habe verschiedene streitige Punkte zu entscheiden gesucht; wenigstens kann ich meine Ueberzeugung nicht beßer ausdrücken als auf diese Weise." Auf einer Reise nach Leipzig, die vom 28. Dec. bis 10. Jan. 1797 dauerte, wurde der

„Schluß des Gedichts vollkommen schematisiert.“ Am 29. Jan. war es zwar noch nicht fertig, aber doch schon an den Buchhändler Vieweg „verhandelt“, und alle Wünsche waren nun auf die Vollendung gerichtet; drei Wochen später wurden Schiller die drei ersten Gesänge „endlich“ übersandt und der Dichter war am vierten, also noch da, wo er schon vor vier Monaten gewesen. Am 1. März wird das kleinlaute Bekenntnis abgelegt, daß der Anfang gemacht sei, den vierten Gesang in Ordnung zu bringen; am 3. März ist das Gedicht im Gange und den Tag darauf rückt die Arbeit und fängt an, Masse zu machen. Die Ausdehnung veranlaßte eine Veränderung in der Oekonomie der Gesänge, aus sechs wurden neun, von denen jeder eine Ueberschrift und nach Herodots Vorgange den Namen einer Muse erhielt. Am 8. April war mit W. v. Humboldt ein genaues prosodisches Gericht über die letzten Gesänge gehalten; das Gedicht war jedoch noch nicht fertig; am 17. Apr. giengen zwar die ersten vier Musen zum Druck ab, die letzten fünf forderten aber noch zu fleißiger Beschäftigung auf, wobei besonders die prosodischen Bemerkungen Humboldts benutzt wurden. Es war ein Glück, daß die Ausdauer bis dahin gereicht hatte, denn schon suchte Goethe nach einem Gegenstande, bei dem er mit Interesse im eigentlichen Sinne spielen könne. „Die Poesie wie wir sie seit einiger Zeit treiben ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung.“ Am 28. Apr. schrieb er an Meyer: „Mein Gedicht ist fertig; es besteht aus 2000 Hexametern und ist in neun Gesänge geteilt und ich sehe darin wenigstens einen Teil meiner Wünsche erfüllt. Es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Costüm die wahre ächte Menschenproportion und Gliederform erkennen werden?“ Erst am 15. Mai wurden abermals vier Gesänge zum Druck abgesandt und Goethe gieng gleichzeitig nach Jena, um den letzten zu endigen. In Bezug auf den eben geschloßnen Frieden bemerkte er: „auch mir kommt der Friede zu statten und mein Gedicht gewinnt dadurch eine reinere Einheit.“ Am 17. Mai suchte er wo möglich die Stimmung zum Schluß zu gewinnen. Endlich am 3. Juni sandte er

Digitized by Google

an Schiller den letzten Gesang: „Hierbei Urania.“ Am 1. Juli waren die ersten 7 gedruckten Bogen mit fünf und einem halben Gesange angekommen; am 2. Oct. rumorten Hermann und Dorothea schon im Stillen und waren, ein Jahr nach dem Beginn der Arbeit, in den Händen der Leute. Schiller meinte, es sei recht schön, daß die Dichtung in Jena, wo sie angefangen worden, auch vollendet sei. „Die Judenstadt darf sich was darauf einbilden.“

Ueber das Gedicht selbst soll hier weder eine Untersuchung angestellt, noch ein Urteil gegeben werden; die Abhandlung Humboldts über Hermann und Dorothea ist so umfaßend und eindringend, daß wenig zu sagen übrig bleiben würde. Den sichersten Punkt, von dem die Beurteilung ausgehen muß, gab Goethe selbst in der Bemerkung, daß er das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt von den Schlacken abgeschieden und die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückgeworfen habe. Weltbewegung im engsten Raume ist das Wesentliche des Gedichtes, dessen Stoff aus der Zeit kirchlich-politischer Bewegung in die Zeit der rein politischen Bewegung verlegt, aber durch die Wahl des Schauplatzes in einer kleinen friedlichen Stadt, ja in einer kleinbürgerlichen Familie wieder gefestigt ist. Beide Welten, die feste des kleinbürgerlichen Lebens, aus der man blickt, und die große politisch-sociale, in welche der Blick eröffnet wird, sind contrastiert, aber nicht in Conflict gesetzt, vielmehr lösen sich die drohenden Conflicte der ersteren an der letzteren friedlich und befriedigend auf.

Goethe war früher gewohnt ein Gedicht, sobald es fertig war, fallen zu laßen, ohne viel darüber zu reflectieren. Die Berührung mit Schiller, der damals mehr zur Betrachtung als zum Schaffen aufgelegt war, und die Verbindung mit Meyer, die auf eine Feststellung neuer Grundsätze der Kunst abzweckte, veranlaßten ihn jetzt zu Reflexionen über die Dichtungsarten, wobei er seine eigene Hervorbringung benutzte, um über die dichterische Arbeit im allgemeinen Aufschlüße zu gewinnen. Bei Versen im Homer, welche die Kritik als

ſpätere Einſchiebſel rückwärts greifender Motivierung bezeichnete, fiel ihm auf, daß er bei ſeiner Dichtung ähnlich zu Werke gegangen ſei und rückwärts greifend einzelne Verſe eingeſchoben habe, um auf nachfolgende Umſtände und Begebenheiten vorzubereiten. Zu allgemeineren Betrachtungen bot ſich ſchon während der Arbeit Anlaß. Als er kaum mit dem erſten Wurfe des Gedichtes fertig war, bemerkte er, eine Haupteigenſchaft des epiſchen Gedichtes ſei es, daß es immer vor- und zurückgehe; alle retardierenden Motive ſeien daher epiſch; doch dürften es keine eigentlichen Hinderniſſe ſein, welche ins Drama gehörten. Gleich nach Vollendung des Gedichtes entwarf er die Grundzüge zu einer mit Schiller gemeinſchaftlich auszuführenden Unterſuchung über epiſche und dramatiſche Dichtung, die als Fundament ſeiner Poetik hier mitgeteilt werden müßen.

Der Epiker und Dramatiker, heißt es, ſind beide den allgemeinen Geſetzen unterworfen, beſonders dem Geſetze der Einheit und der Entfaltung; ferner behandeln ſie beide ähnliche Gegenſtände und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer weſentlicher Unterſchied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt und der Dramatiker ſie als vollkommen gegenwärtig darſtellt. Die Gegenſtände des Epos und der Tragödie ſollten rein menſchlich, bedeutend und pathetiſch ſein; die Perſonen ſtehen am beſten auf einem gewiſſen Grade der Cultur, wo die Selbſtthätigkeit noch allein auf ſich angewieſen iſt, wo man nicht moraliſch, politiſch, mechaniſch, ſondern perſönlich wirkt. Das epiſche Gedicht ſtellt vorzüglich perſönlich beſchränkte Thätigkeit, die Tragödie beſchränktes Leiden vor, das epiſche Gedicht den außer ſich wirkenden Menſchen: Schlachten, Reiſen, jede Art von Unternehmung, die eine gewiſſe ſinnliche Breite fordert, die Tragödie den nach innen geführten Menſchen, und die Handlungen der ächten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raumes. Der Motive ſind fünferlei Arten: 1: Vorwärtsſchreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient ſich vorzüglich das Drama. 2: Rückwärts-

ſchreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient ſich das epiſche Gedicht faſt ausſchließlich. 3: Retardierende, welche den Gang aufhalten oder den Weg verlängern; dieſer bedienen ſich beide Dichtarten mit dem größten Vorteil. 4: Zurückgreifende, durch die dasjenige was vor der Epoche des Gedichts geſchehen iſt, hereingehoben wird. 5: Vorgreifende, die dasjenige was nach der Epoche des Gedichts geſchehen wird, anticipieren; beide Arten braucht der epiſche, ſo wie der dramatiſche Dichter, um ſein Gedicht vollſtändig zu machen. Die Welten, welche zum Anſchauen gebracht werden ſollen, ſind beiden gemein. 1: Die phyſiſche und zwar erſtlich die nächſte, wozu die dargeſtellten Perſonen gehören und die ſie umgibt. In dieſer ſteht der Dramatiker meiſt auf Einem Punkte feſt, der Epiker bewegt ſich freier in einem größern Local; zweitens die entferntere Welt, wozu die ganze Natur zu rechnen iſt. Dieſe bringt der epiſche Dichter, der ſich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichniſſe näher, deren ſich der Dramatiker ſparſamer bedient. 2: Die ſittliche iſt beiden ganz gemein, und wird am glücklichſten in ihrer phyſiologiſchen und pathologiſchen Einfalt dargeſtellt. 3: Die Welt der Phantaſieen, Ahnungen, Erſcheinungen, Zufälle und Schickſale. Dieſe ſteht beiden offen, nur daß ſie an die ſinnliche herangebracht werde, wobei denn für die Modernen eine beſondere Schwierigkeit entſteht, weil wir für die Wundergeſchöpfe, Götter, Wahrſager und Orakel der Alten, ſo ſehr es zu wünſchen wäre, nicht leicht Erſatz finden. Die Behandlung im Ganzen betreffend wird der epiſche Rhapſode, der das vollkommen Vergangne vorträgt, als ein weiſer Mann erſcheinen, der in ruhiger Beſonnenheit das Geſchehene überſieht; ſein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit ſie ihm gern und lange zuhören, er wird das Intereſſe ebenmäßig verteilen, weil er nicht im Stande iſt, einen allzulebhaften Eindruck geſchwind zu balancieren, er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die ſich ihre

Digitized by Google

Bilder selbst hervorbringt und der es auf einen gewissen Grad gleichgültig ist, was für welche sie aufruft. Der Rhapsode sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen. Der Mime dagegen ist gerade in dem entgegengesetzten Falle; er stellt sich als ein bestimmtes Individuum dar, er will daß man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich Teil nehme, daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Verlegenheiten teile und sich selbst über ihn vergeße. Zwar wird auch er stufenweise zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei sinnlicher Gegenwart auch sogar der stärkere Eindruck durch einen schwächeren vertilgt werden kann. Der zuschauende Hörer muß von Rechtswegen in einer stäten sinnlichen Anstrengung bleiben, er darf sich nicht zum Nachdenken erheben, er muß leidenschaftlich folgen, seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht, man darf keine Ansprüche an sie machen, und selbst was erzählt wird muß gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden.

Den aufgestellten Maßstab, über dessen Wert und Bedeutung hier, wo es nur auf die Bezeichnung des goetheschen Standpunktes ankommt, weitere Erörterungen nicht zweckmäßig sein würden, hielt er an Hermann und Dorothea und fand, daß in dem Gedichte kein ausschließlich episches (rückwärtsschreitendes) Motiv, sondern nur die vier andern, die dem Epos und Drama gemein sind, gebraucht werde; daß es ferner nicht außer sich wirkende, sondern nach innen geführte Menschen darstelle und sich auch dadurch von der Epopöe entferne und dem Drama nähere; daß es sich mit Recht der Gleichnisse enthalte, weil einem mehr sittlichen Gegenstande das Zubringen von Bildern aus der physischen Natur nur mehr lästig gewesen wäre; daß es endlich aus der dritten Welt, ob es gleich auffallend sei, noch immer genug Einfluß empfangen habe, indem das große Weltschicksal teils wirklich, teils durch Personen symbolisch eingeflochten und von Ahnung, von Zusammenhang einer sichtbaren und unsichtbaren Welt doch auch leise Spuren

angegeben ſeien, welches zuſammen an die Stelle der alten Götterbilder trete, deren phyſiſch-poetiſche Gewalt freilich dadurch nicht erſetzt werde.

Schon während der Arbeit an Hermann und Dorothea fieng der Dichter an, die Geduld zu verlieren und ſich nach leichterem Spiel umzuſchauen. Für ihn ganz bezeichnend iſt es, daß er, von der einfachen homeriſchen Welt in die patriarchaliſche des Alten Teſtaments übergehend, ſich den Moſes auswählte. „Meine kritiſch-hiſtoriſch-poetiſche Arbeit geht davon aus, daß die vorhandenen Bücher ſich ſelbſt widerſprechen und ſich ſelbſt verraten, und der ganze Spas, den ich mir mache, läuft dahin hinaus, das menſchliche Wahrſcheinliche von dem Abſichtlichen und bloß Imaginierten zu ſondern und doch für meine Meinung überall Belege aufzufinden. Alle Hypotheſen dieſer Art beſtehen bloß durch das Natürliche des Gedankens und durch die Mannigfaltigkeit der Phänomene, auf die er ſich gründet.“ Die wolfſche Kritik des Homer, die in den vorliegenden epiſchen Gedichten eine Verarbeitung von ſelbſtſtändigen Teilen nachgewieſen hatte, war auch bei dieſer altteſtamentariſchen Unterſuchung oder Kurzweil von größtem Einfluße, nur daß Goethe ohne tieferes Studium das auf der Hand Liegende zu faßen verſuchte. Was er zu Stande brachte, nahm er ſpäter in die Abhandlungen auf, die er dem Divan zugab. — Neben Spielereien dieſer Art, wie er ſie nannte, wurden die naturwißenſchaftlichen Unterſuchungen mit voller Ernſthaftigkeit fortgeführt. Es fand ſich Gelegenheit, unter farbigen Gläſern und ganz im Finſtern Pflanzen zu erziehen und über ihre und der Schmetterlinge Wachstum und Metamorphoſe Beobachtungen anzuſtellen. Auch die Unterſuchungen zur Morphologie giengen fort, Galvaniſches und Chemiſches drängten ſich auf und die Chromatik, an der Meyer bei den erſten Farbentafeln half, wurde zur wahrhaften Qual. Wie ſeltſam er ſich bei den Unterſuchungen und bei der Zuſammenſtellung vermeinter Reſultate auf dem Ge-

biete der Farbenlehre benahm, mochte ihm zu seiner Ueberraschung deutlich werden, als ihm Schiller mit einer Anwendung der Kategorien auf die Mitteilungen antwortete, die er ihm in der bescheidnen Form eines bequemen Regulativs der Erfahrungen vortrug, wobei er nicht undeutlich merken ließ, daß er in dem Mitgeteilten nur den Rationalismus finde, der aus einer gewissen Pluralität der Phänomene bis zur Möglichkeit, keineswegs aber aus der richtigen Limitation bis zur Notwendigkeit vorgedrungen sei. Goethe suchte sich der Fingerzeige nach Kräften zu bedienen und begann von da an, Freunden zu bekennen, es sei doch für ihn ganz vorteilhaft, daß er mit den andern Arten zu denken etwas bekannter geworden, die er, ob sie gleich nicht die seinigen werden könnten, dennoch als Supplement seiner Einseitigkeit zum praktischen Gebrauch äußerst bedürfe.

Schiller war es, der Goethen zu neuen dichterischen Productionen trieb, teils durch Mahnungen, für den Musenalmanach zu sorgen, teils in der wirksameren Weise, daß er seinen Wetteifer reizte. Nach der Vollendung des bürgerlich-idyllischen Epos entstanden bei wiederholtem Zusammenleben, bald in Jena, bald in Weimar, im Sommer mehrere Gedichte, darunter die Balladen und Elegien, zu denen wieder Chr. Vulpius Anlaß gab. Das Idyll, *der neue Pausias und sein Blumenmädchen*, das von dem sinnlich-sichtbaren Bilde in völlig dramatischer Wechselrede rückwärtsschreitend die Geschichte der Liebenden darstellt, die dem Bilde voraufliegt, war schon zu Anfang Mai vorhanden. Rasch entstand die Elegie *Metamorphose der Pflanzen*, die Schiller (23. Mai) so musterhaft schön und rund und vollendet nennt, daß er recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee, durch die vollkommne Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben könne; auch bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums sei es vollendet. Uebrigens belustigte es ihn, diesem kleinen Stücke die Geistes-Atmosphäre anzumerken, in

welcher der Dichter gerade leben mochte, denn es sei ordentlich recht sentimentalisch schön. Wenige Tage später (28. Mai) sandte Goethe ein Gedicht, „das sich auch an einen gewissen Kreis anschließt", die Elegie Amyntas, die Körner als „köstliches Cabinetsstück für den ächten Kunstfreund" bezeichnete und deshalb am liebsten nicht gedruckt gesehen hätte: „Es existiert vielleicht nichts in der ästhetischen Welt, wo Sinnlichkeit und Seele inniger in einander verwebt sind." Das Publicum im Ganzen sei für solche Producte noch nicht reif genug und werde sie misverstehen oder misbrauchen. Daß diese Ansicht begründet war, zeigt Herders Urteil über Goethes Balladen in einem Briefe an Knebel (Nachl. 2, 279): „Es spielt Priapus darin eine große Rolle, einmal als Gott mit einer Bajadere, so daß sie ihn Morgens an ihrer Seite todt findet; das zweitemal als ein Heidenjüngling mit seiner christlichen Braut, die als Gespenst zu ihm kommt, und die er, eine kalte Leiche ohne Herz, zum warmen Leben priapisiert; das sind Heldenballaden!" Dies Urteil, vom 5. Aug. 1797, läßt die Kluft deutlich erkennen, die Herder von den beiden Dichtern trennte, so daß die Entfremdung bald schroff und schroffer wurde und Goethe „den Alten auf dem Topfberge" herzlich bedauerte, daß er verdammt sei, sich und andern auf eignem Felde den Weg zu verkümmern. Körner fand in der Braut von Korinth eine gewisse Dunkelheit, die vielleicht absichtlich sei, aber bei ihm die Wirkung störe. Schiller antwortete, im Grunde sei es nur ein Spas von Goethe gewesen, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Neigung und Natur gelegen. Sicher beruht das Thatsächliche dieser Antwort Schillers auf mündlicher Bemerkung Goethes, der wol etwas zum Spas machen mochte, wovon die Ausleger und Theoretiker mit strengem Ernst ihre Lehrsätze über Ballade, Romanze und Erzählung abstrahierten. Den Stoff hatte Goethe aus seinen Fauststudien im Gedächtnis behalten und zwar aus den disquisitionibus magicis des Delrius, der wieder aus den Wunderge-

ſchichten des Phlegon von Tralles ſchöpfte. Entlegner war die Quelle zu der zweiten Ballade, der Gott und die Bajadere, die ſchon am 10. Juni erwähnt wird. Die Quelle*) läßt einen Braminen erzählen: „Es hat ſich begeben, daß Dewendre in menſchlicher Geſtalt einsmals zu einer gewiſſen — Bajadere gekommen, welche er hat wollen verſuchen, ob ſie auch getreu wäre. Er wurde einig mit ihr und gab derſelben einen guten Lohn. Nach ſolchem Lohn begegnete ſie ihm dieſelbe Nacht ſehr wol, alſo daß ſie ihm keinen Schlaf in die Augen kommen ließ. In derſelbigen Nacht aber ſoll ſich zugetragen haben, daß ſich Dewendre geſtellt, als ob er ſterben wollte, wie er dann ihrer Meinung nach ſtarb. Darauf wollte ſich das Mädchen mit ihm verbrennen laßen und kunnten ihr ſolches ihre Freunde nicht aus dem Sinn reden, als die ihr vorhielten, daß es ja ihr Mann nicht wäre. Nachdem ſie ihr aber nicht weiter wollte ſagen laßen, ſo ließ ſie das Feuer zubereiten, in daſſelbige zu ſpringen. Da es nun auf das äußerſte mit ihr gekommen war, erwachte der Dewendre und ſprach, er hätte ſich nur ſo geſtellt, als ob er todt wäre, einig und allein ihre Treue dadurch zu erforſchen, und verſprach ihr dabei, ſie ſollte zur Belohnung ihrer gepflogenen Treue mit ihm nach Dewendre-Cocon, das iſt an der glückſeligen Oerter einen, gehen und kommen.“ Gleichzeitig entſtand der Zauberlehrling nach einer Erzählung des Eukrates in Lucians Lügenfreund (der wielandſchen Ueberſetzung 1788. 1, 191 f.). Es wurde darin eine Abfertigung der Antixenien erkannt, woran Goethe wol ſchwerlich gedacht haben mag. Das Balladenſtudium führte ihn wieder auf den „Dunſt- und Nebelweg.“ Er entſchloß ſich (Juni

*) Offne Thür zu dem verborgnen Heidenthum (Nürnb. 1663.) S. 346; das Buch iſt Ueberſetzung des vom holländiſchen Prediger Abraham Roger verfaßten Gentilismus reserratus (Gent 1649). Der Stoff wurde Goethe wol durch eines der vielen Bücher von Erasmus Franciscī zugeführt, wenigſtens las er dieſen damals und machte Schiller darauf aufmerkſam, da viel für ſie darin ſei.

1797) an ſeinen Fauſt zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigſtens um ein gutes Teil weiter zu bringen, indem er das was gedruckt war, wieder auflöste und mit dem ſchon Fertigen oder Erfundenen in große Maſſen disponierte und ſo die Ausführung des Plans, „der eigentlich nur eine Idee iſt," näher vorbereitete. Er war mit ſich ſelbſt ziemlich einig, forderte aber Schiller doch auf, ihm die Forderungen, die er an das Ganze machen würde, vorzulegen und ſo ihm ſeine eignen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten. Schiller erwiedert ſogleich, das Stück könne bei aller ſeiner dichteriſchen Individualität, die Forderung an eine ſymboliſche Bedeutſamkeit nicht ganz von ſich weiſen. Die Duplicität der menſchlichen Natur und das verunglückte Beſtreben, das Göttliche und das Phyſiſche im Menſchen zu vereinigen, verliere man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formloſe gehe und gehen müße, ſo wolle man nicht bei dem Gegenſtande ſtille ſtehen, ſondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz die Anforderungen an den Fauſt ſeien zugleich philoſophiſch und poetiſch; der Dichter möge ſich wenden wie er wolle, ſo werde ihm die Natur des Gegenſtandes eine philoſophiſche Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft werde ſich zum Dienſt einer Vernunftidee bequemen müßen. Goethe meint (24. Juni), ſie würden wol in der Anſicht des Werks nicht variieren, doch gebe es gleich einen andern Mut zur Arbeit, wenn man ſeine Gedanken und Vorſätze auch von außen bezeichnet ſehe und Schillers Teilnahme ſei in mehr als Einem Sinne fruchtbar. Als Schiller (26. Juni) den Fauſt genauer wieder angeſehn, ängſtigte es ihn, daß derſelbe ſeiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern ſchien, wenn am Ende die Idee ausgeführt erſcheinen ſolle, und für eine ſo hoch aufquellende Maſſe fand er keinen poetiſchen Reif, der ſie zuſammenhalte. Fauſt müße in das handelnde Leben geführt werden, und welches Stück aus der Maſſe auch gewählt werde, ſo ſcheine es immer

durch ſeine Natur eine zu große Umſtändlichkeit und Breite zu erfordern. In Rückſicht auf die Behandlung fand er die große Schwierigkeit, zwiſchen dem Spas und dem Ernſt glücklich durchzukommen. Verſtand und Vernunft ſchienen ihm in dieſem Stoffe auf Tod und Leben miteinander zu ringen Bei der damaligen fragmentariſchen Geſtalt des Fauſt fühle man dieſes ſehr, aber man verweiſe die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behalte durch ſeinen Realismus vor dem Verſtande und der Fauſt vor dem Herzen Recht; zuweilen aber ſcheine es, als ob ſie ihre Rollen tauſchten, und der Teufel nehme die Vernunft gegen den Fauſt in Schutz. Eine Schwierigkeit liege darin, daß der Teufel durch ſeinen Charakter, der realiſtiſch ſei, ſeine Exiſtenz, die idealiſtiſch ſei, aufhebe; die Vernunft nur könne ihn ſo, wie er da ſei, gelten laßen und begreifen. Am 1. Juli hatte Goethe das Stück in Abſicht auf Schema und Ueberſicht in der Geſchwindigkeit recht vorgeſchoben und er meinte, es käme nur auf einen ruhigen Monat an, ſo ſollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entſetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachſen. Doch hatte die deutliche Baukunſt, die er damals ſtudierte, die Luftphantome bald wieder verſcheucht. Am 5. Juli iſt Fauſt zurückgelegt. Im April 1798 wurde die Dichtung wieder vorgenommen, und die lyriſche Stimmung des Frühlings kam bei dem „rhapſodiſchen Drama" ſehr zu ſtatten. Anfang Mai war es „um ein gutes" weitergebracht. Das alte noch vorrätige, höchſt confuſe Manuſcript war abgeſchrieben und die Teile waren in abgeſonderte Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hinter einander gelegt, ſo daß jeder Augenblick der Stimmung genutzt werden konnte, um einzelne Teile weiter auszuführen und das Ganze früher oder ſpäter zuſammenzuſtellen. Für's erſte blieb die Arbeit liegen und erſt im J. 1800 wurde ſie wieder aufgenommen. — Bloß Vorſatz blieb ein zweites epiſches Gedicht, die Jagd, für das er als Form gereimte Strophen gewählt hatte; ſchon im Juni 1797 fürchtete

er, daß das eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte. Es wurde nur eine frostige Novelle daraus (das Kind mit dem Löwen).

Unter den Fremden, den beiden Humboldt, den beiden Schlegel und andern erschien (Juli 1797) auch Hirt auf der Rückreise aus Italien in Weimar, der einen kleinen Aufsatz über Laokoon für die Horen (1797 St. 7. 10. 12.) mitteilte; er hatte das Verdienst, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff zuschrieb, während damals noch immer allgemein der winkelmann'sche und leßing'sche Begriff der göttlichen Ruhe, der stillen Größe, vorherschte und die Aesthetiker sichs sauer werden ließen, das Schöne bei den Griechen sowol in Poesie als Plastik von allem Charakteristischen zu befreien und dies zum Merkzeichen des Modernen zu machen. Wie gewöhnlich hatte Goethe schon „vor längerer Zeit" Aehnliches gedacht und geschrieben, da er aber diesmal, seiner sonstigen Ordnung ungeachtet, den Aufsatz nicht finden konnte, des Materials aber noch wol eingedenk war, so schrieb er die Abhandlung über den Laokoon, die eine genauere Ausführung des hirt'schen Gedankens war und in den Propyläen erschien.

Seit längerer Zeit hatte Goethe sich auf eine neue Reise nach Italien vorbereitet. Meyer war seiner Gesundheit wegen von dort aus nach der Schweiz zurückgegangen. Goethe gedachte ihn dort zu besuchen und mit ihm Rat zu pflegen, was weiter zu thun sei. Ihn gleich wieder nach Italien zu führen, erschien seiner Constitution wegen nicht rätlich und das Bild, das jenes Land im Sommer 1797 darstellte, war auch für den Beschauer nicht reizend. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß sie gegen den Winter wieder in Weimar sein würden. Am 30. Juli reiste er von Weimar ab in Begleitung seines Sohnes und dessen Mutter, die er in Frankfurt, wo er am 9. Aug. eintraf, bei seiner Mutter zurückließ. In der ruhigen und heitern Wohnung überlegte er nun erst, was

es heiße, in seinen Jahren (er war doch kaum 48) in die Welt zu gehen. „In früherer Zeit imponieren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurteilen noch zusammenfaßen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessiert uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemütsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe kämen." Er gewöhnte sich nun, alles, was er sah, so gut als möglich zurechtzustellen und unter vorher entworfene Schemata zu faßen; das Unbedeutende und Scheinlose suchte er in bedeutende und wichtige Gesichtspunkte zu heben, das Einzelne mit dem Allgemeinen in Verbindung zu setzen und hinter einem Nichts ein Universum zu finden. Seine ganze Anschauungsweise wurde eine andere, wichtigthuende, gravitätische, so daß der Herzog, der immer natürlich und unbefangen blieb, bemerkte: „Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken laßen; es ist gar poßierlich, wie der Mensch so feierlich wird." Am 25. Aug. reiste er auf Heidelberg, wo er einige Tage verweilte; seinen Geburtstag verbrachte er in Heilbronn. Am 29. traf er in Stuttgart ein und verkehrte dort mit den Künstlern wie Dannecker, Müller, und Kunstliebhabern wie Rueff und andern. Auf dem Wege von Frankfurt war er auf ein poetisches Genre, Gespräche in Liedern, gefallen und hatte zuerst den Junggesell und Mühlbach angefangen (31. Aug.), worauf im Sept. der Edelknabe und die Müllerin, im Nov. der Müllerin Reue und im folgenden Jahre (nach einer französischen Romanze) der Müllerin Verrat folgten. „Das Poetisch-tropisch-allegorische wird durch die Wendung des Gesprächs lebendig, und besonders auf der Reise, wo einen so viele Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre." Schiller ruft er zu: „wir müßen künftig mehr darin machen." Die Vorteile dieser Art, die vorzugsweise in der Ersparung des Expo-

nierens beruhen, hatte Schiller ſchon vor langer Zeit in Hektor und Andromache zu nutzen gewuſt. Vom 7. bis 16. Sept. wohnte Goethe bei Cotta in Tübingen; „für einen Mann von ſtrebender Denkart und unternehmender Handelsweiſe hat Cotta ſo viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine ſeltene Erſcheinung iſt und mir, je näher ich ihn kennen lerne, deſto beßer gefällt.“ Am 16. fuhr er von Tübingen über Hechingen nach Tuttlingen, am folgenden Tage nach Schafhauſen, wo ſich Schillers Vers aus dem Taucher vom wallen, ſieden, brauſen und ziſchen beim Rheinfall „treflich legitimierte,“ ein Phänomen, das Schiller freilich nur bei einer Mühle hatte ſtudieren können. Am 21. Sept. Abends kam Goethe bei Meyer in Stäfa an. Beim Eintritt in die Schweiz entſtand die Elegie Euphroſyne, „Blumen auf den Sarg“ der von Goethe gebildeten Schauſpielerin Karoline Neumann, die den Schauſpieler Becker geheiratet hatte. Außer dem Epigramm Schweizeralpe, das am 1. Oct. aus Uri an Schiller geſandt wurde, brachte die Schweizerreiſe nichts Fertiges. Ein neuer Plan wurde freilich entworfen, ein Gedicht Wilhelm Tell, eine Idee, die Schiller ſehr glücklich ſchien, da das Intereſſe, das aus einer ſtreng umſchriebenen, charakteriſtiſchen Localität und einer gewiſſen hiſtoriſchen Gebundenheit entſpringe, vielleicht das Einzige ſei, was Goethe ſich durch Wilhelm Meiſter und Hermann und Dorothea nicht weggenommen habe. Aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffs werde da alles geiſtreiche Leben hervorgehen; es werde darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht ſehr beſchränkt und in dieſer Beſchränkung innig und intenſiv gerührt und beſchäftigt werde. Zugleich öfne ſich aus dieſem ſchönen Stoff wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in freie Fernen ſich aufthue. An Schillers Willen lag es gewis nicht, daß Goethe den Plan fallen ließ, vielleicht aber trug die klare Darlegung, die der Freund von der hiſtoriſchen Begrenztheit gab, dazu bei, daß Goethe bedenk-

lich wurde, da es ſeine Sache nicht mehr war, ſich durch das Aeußere der Stoffe beſchränken zu laßen. Auch zerſtreuten ihn die theoretiſchen Studien über die Kunſt und Schillers wolgemeinte und ſehr begründete Vorſtellungen über das, was Goethes eigentliche Aufgabe ſein müße, blieben fruchtlos. Als er die Reiſe nach der Schweiz antrat hatte Schiller an Meyer nach Stäfa geſchrieben und mit der größten Bewunderung von Goethes glücklicher Leichtigkeit geſprochen: „Während wir andern mühſelig ſammeln und prüfen müßen, um etwas Leidliches langſam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baum ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte, reif und ſchwer, zufallen zu laßen. Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelber einerntet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt. Sie werden mir darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt ſteht, mehr darauf denken muß, die ſchöne Form, die er ſich gegeben hat, zur Darſtellung zu bringen, als nach neuem Stoff auszugehen, kurz daß er jetzt ganz der poetiſchen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tauſenden, die darnach ſtreben, dahingebracht hat, ein ſchönes vollendetes Ganzes aus ſich zu machen, der kann nichts Beßeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu ſuchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. Ich geſtehe daher, daß mir alles, was er bei einem längern Aufenthalt in Italien für gewiſſe Zwecke auch gewinnen möchte, für ſeinen höchſten und nächſten Zweck doch immer verloren ſcheinen würde. Alſo bewegen Sie ihn auch ſchon deswegen, recht bald zurückzukommen und das was er zu Hauſe hat, nicht zu weit zu ſuchen.“ Ob Meyer zur Rückkehr geraten, iſt ungewis. Die kriegeriſchen Zeitläufte kamen Schillers guter Meinung vielleicht beßer zu Hülfe; ſchon Mitte October war die italiſche Reiſe ſo gut wie aufgegeben: „am Ende wer-

Digitized by Google

den wir uns hinten herum durch Schwaben und Franken nach Hause schleichen müßen." So wurde es; beide (denn Meyer kehrte mit zurück) giengen über Zürich, Tübingen, nach Nürnberg, wo sie Knebel trafen, und überraschten am 20. November Schiller in Jena.

Der Winter brachte nichts Poetisches. Das Studium der Farbenlehre, allgemeine Naturforschung, Beschäftigung mit den Schriften der neuesten Philosophen Fichte und Schelling, Vorbereitungen zu den Propyläen nahmen Zeit und Stimmung weg; es war als ob Goethe, so wie er den Fuß in das eigne Haus setzte, alles dichterische Schaffen hinter sich laße. Durch Schnaußens Tod fiel ihm nun auch die Verwaltung der Bibliothek in Jena zu, die er mit der weimarschen und der büttnerschen in einen wesentlichen Zusammenhang bringen wollte, was freilich erst nach Büttners Tode (1802) ins Werk gerichtet wurde. Und „damit seine Existenz ja noch bunter werden möchte" kaufte er im Mai 1798, nachdem ihm die bisherigen Pächter, so wie der Hofrat Gruner diese Erwerbung durch zwei Jahre sauer gemacht hatten, das Freigut in Oberroßla, ohne das Gut und die Gebäude gesehen zu haben. Er glaubte wunder was er gekauft habe, wendete Zeit und Geld darauf und war am Ende froh, nur wieder davon befreit zu sein, denn mit Grund und Boden gieng es damals keineswegs, wie mit den sibyllinischen Büchern; wer zu kaufen zauderte, that wol, da bei den Kriegslasten der Wert liegender Gründe bald in erschreckender Weise fiel. — Im Januar 1798 wurde der Architekt Thouret aus Stuttgart erwartet, der zur Decoration des weimarschen Schloßes verschrieben war; im Mai war er noch nicht da, kam aber im Laufe des Jahres und bewohnte einige Zimmer im Schloße, die später Schiller eingeräumt wurden. In der Zwischenzeit war Goethe wieder auf einige Tage in Jena, wo es Schiller an Mahnungen, wenigstens sich im Lyrischen einmal wieder zu zeigen, nicht fehlen ließ. Am 24. April begann Iffland Gastrollen in Weimar, Schiller hatte geringe Hofnungen von dem Erfolge seines Spieles

und fand es faſt unglaublich, daß Iffland den bendaiſchen Pygmalion ſpielen werde. Mit einiger Selbſtzufriedenheit meldete Goethe, der auf Iffland ſehr viel hielt, daß die Darſtellung des Pygmalion Anſpruch an die höchſte theatraliſche Würde und Fülle gemacht und die Leiſtung durch keine Worte auszudrücken ſei. Iffland lebe als Kunſtgebilde vor den Augen des Zuſchauers, die übrigen zeigten ſich, wenn ſie ihre Sache auch nicht ungeſchickt machten, doch gleichſam nur als Referenten, welche eine fremde Sache aus den Acten vortragen. Das Publikum ſei fortdauernd teilnehmend geweſen und die Zahl der Beſucher durchſchnittlich immer größer, als bei dem früheren Gaſtſpiele. Iffland, der am 4. Mai ſchloß, ließ bei Goethe Luſt zu einer Arbeit zurück, zum zweiten Teil der Zauberflöte, den Goethe ſchon vor drei Jahren angefangen und den Iffland für das Berliner Theater angelegentlichſt zu beſitzen wünſchte. „Ich habe die Acten wieder vorgenommen und einiges daran gethan, ſchrieb Goethe am 9. Mai: im Grunde iſt ſchon ſo viel geſchehen, daß es thörig wäre, die Arbeit liegen zu laßen, und wäre es auch nur um des leidigen Vorteils willen, ſo verdient doch auch der eine ſchuldige Beherzigung, um ſo mehr als eine ſo leichte Compoſition zu jeder Zeit und Stunde gearbeitet werden kann und doch noch überdieß eine Stimmung zu was Beßerm vorbereitet.“ Um ſich die Arbeit wichtiger zu machen, glaubte er ſich dabei wieder um „recht artige Erfahrungen“ bereichert zu haben, die ſich ſowohl auf ſein Subject, als aufs Drama überhaupt, auf die Oper beſonders und am beſonderſten auf das Stück bezogen. Schiller dachte viel richtiger über dieſe „Arbeit“ und warnte: „Wenn Sie zu der Fortſetzung der Zauberflöte keinen recht geſchickten und beliebten Componiſten haben, ſo ſetzen Sie ſich, fürcht' ich, in Gefahr, ein undankbares Publikum zu finden; bei der Repräſentation ſelbſt rettet kein Text die Oper, wenn die Muſik nicht gelungen iſt, vielmehr läßt man den Poeten die verfehlte Wirkung mit entgelten.“ Goe-

Digitized by Google

the ließ ſich nicht warnen. Wie er hier leider, nicht mit Schikaneder, ſondern mit Mozart zu wetteifern unternahm und ſcheitern muſte, weil es eine Ilias post Homerum war, ſo verirrte er ſich zum Wetteifer mit Homer ſelbſt. Schon im Jahre zuvor hatte er den Tod des Achilles im Auge, damals als tragiſchen Stoff; bald änderte er die Anſicht und überlegte beim Studium der Ilias, ob zwiſchen ihr und der Odyſſee nicht noch eine Epopöe inne liege; er fand eigentlich nur tragiſche Stoffe, aber das Lebensende des Achill mit ſeinen Umgebungen ſchien doch eine epiſche Behandlung zuzulaßen und wegen der Breite des zu bearbeitenden Stoffes gewiſſermaßen zu fordern. Er gab ſich dem Stoffe hin und gieng ſo weit zu meinen, daß, wenn ihm ein Gedicht gelingen ſolle, das ſich an die Ilias einigermaßen anſchließe, er den Alten auch darin folgen müße worin ſie getadelt wurden, ja er müße ſich zu eigen machen was ihm ſelbſt nicht behage, dann nur werde er einigermaßen ſicher ſein, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen. Sein Plan erweitere ſich von innen aus und werde, wie die Kenntnis wachſe, auch antiker. Schiller war viel zu beſcheiden, um Goethe über ſeinen Irrweg aufzuklären, aber ſein Brief vom 18. Mai 1798, der gleich mit dem Satze beginnt, daß keine Ilias mehr möglich ſei, auch wenn es wieder einen Homer und wieder ein Griechenland gäbe, läßt trotz der geſchickten Ablenkung deutlich genug erkennen, wie wenig Vertrauen er zu dieſer Achilleis hatte. Goethe freilich verſicherte (23. März) ſeinen Freund Meyer: „meine beiden epiſchen Gegenſtände, ſowol Tell als Achill, haben Schillers großen Beifall.“ In Bezug auf den Tell hatte das ſeine Richtigkeit. Vom Tell waren im Juni 1798 die erſten Geſänge näher motiviert, am 9. März 1799 hatte ſich ein großer Teil der Achilleis, der es noch an innerer Geſtalt fehlte, bis in ſeine kleinſten Zweige organiſiert und es war Hofnung, daß bei Anwendung aller Kräfte das Ende im Herbſte erreicht ſein könne; acht Tage ſpäter waren ſchon fünf Geſänge motiviert und von dem erſten 180 Hexa-

meter geschrieben; am 27. März heißt es: „Die Achilleis rückt vor, ich habe schon 350 Verse, welche schon die übrigen nach sich ziehen sollen." Das Gedicht schlüpfte dann später (1808) im zehnten Bande der Werke unter dem Schutze von Reineke Fuchs und Hermann und Dorothea ins Publicum.

Im Juli 1798 wurden die ersten Anstalten zum neuen Theater gemacht, wodurch Goethe das nächste Vierteljahr, wenn nicht ganz verloren gieng, doch sehr zerstückelt wurde. Am 18. Oct. wurde der neue Saal mit Schillers Wallensteinern, wie das Lager damals hieß, und einem Prologe eröfnet. An Wallensteins Lager hatte Goethe nur geringen äußern Anteil durch Beisteuer eines Soldatenliedes, Einschiebung eines Motivs in zwei Zeilen und Uebersendung eines Bandes von Abraham a Santa Clara, aus dem Schiller das Colorit der Capuzinerpredigt nahm. Die Berührung mit der Bühne veranlaßte Schiller zu öfterem Aufenthalte in Weimar, bis er endlich ganz dahin übersiedelte. Als er seine Piccolomini vollendet hatte, hielt er sich, des Einstudierens wegen, fünf Wochen in Weimar auf. Ueber die Darstellung zum Geburtstage der Herzogin, 30. Jan. 1799, und über die bald darauf (20. April) erfolgte erste Darstellung von Wallensteins Tod berichtete Goethe mit Schillers Hülfe in der von Cotta neu gegründeten Allgemeinen Zeitung. Durch Böttiger, den die Freunde den gestiefelten Kater, Freund Ubique und mit andern Namen nannten, war Wallensteins Lager nach Kopenhagen verunstreut worden; Goethe leitete eine strenge Untersuchung ein, die denn bei Böttigers verschlagener Geschmeidigkeit zu einem genügenden Beweise seiner Schuld nicht führen konnte. Ein andrer eben auch nicht erwünschter Gast, Kotzebue, fand sich wieder in Weimar ein, der mannigfache Händel veranlaßte und nichts Geringeres im Schilde führte, als Goethe und Schiller zu entzweien, natürlich ohne bei Schiller, der auf Goethes Kosten erhoben werden sollte, die geringste Förderung zu finden. Auch andre traten näher und näher

an die weimarschen Freunde heran, Fr. Schlegel, der die Lucinde geschrieben, Tieck, dessen Zerbino erschienen war, Novalis, der Goethen gern deliert hätte, aber mit den übrigen Wolstandshalber bei ihm vergnügt zu Tische saß; Aug. Wilh. Schlegel, dem der Herzog wegen der Shakespeareübersetzung wolgewogen war und den Goethe bei der Redaction seiner kleinen Gedichte, zu der er im Sommer 1799 den Anfang machte, wol zu brauchen, namentlich bei der Ausfeilung seiner in Hexametern und Distichen abgefaßten Gedichte zu benutzen wuste. Die schlegelschen Correcturen wurden später freilich meistens wieder beseitigt, da sie die metrischen Schwächen durch schielende Ausdrücke und Abplattung verbösert hatten. — Den jungen Romantikern verdankte er überhaupt mancherlei Anregung und Belehrung. Durch Tieck, der ihm im Dec. 1799 die Genoveva vorlas, kam er auch dem alten englischen Theater um vieles näher. „Malones Abhandlung über die wahrscheinliche Folge, in welcher Shakespeare seine Stücke gedichtet, ein Trauer- und ein Lustspiel von Ben Johnson, zwei apokryphische Stücke von Shakespeare und was dran hängt, haben mir manche gute Ein- und Aussichten gegeben. Wie Eschenburg sich hat entgehen lassen, seiner neuen Ausgabe diesen kritischen Wert zu geben, wäre nicht zu begreifen, wenn man nicht die Menschen kennte." Schiller bemerkt, als ob er auf den hinter Goethe stehenden Gewährsmann deute, den Wert, welchen Eschenburg seiner Ausgabe Shakespeares nicht gegeben, werde nun wol Schlegel der seinigen zu geben nicht zögern; „Leser, die nur aufs Curiose gehen, fänden hier wieder so etwas wie bei dem wolfischen Homer." — Auch an Lockungen in das Gebiet der romanischen Formen scheint es nicht gefehlt zu haben, die Goethe mit dem bekannten Sonette beantwortete. „Es hat hier, schreibt Schiller am 2. Dec. 1799, eine böse Sensation gemacht und selbst unser Freund hat die Damenwelt verführt, es in horreur zu nehmen." Am 2. April 1800 legte es Goethe einer Sendung an W. Schlegel als „erstes der famosen Sonette" bei und versprach

nach und nach die übrigen folgen zu laßen; „über dem Portal ſteht das gegenwärtige wol nicht unbedeutend.“ Die Folge der Sonette unterblieb. Die Sonette von 1807 haben mit dieſem „famoſen“, das unter den epigrammatiſchen Gedichten jetzt das erſte iſt, keinen Zuſammenhang. —

Unter den Beſuchen des Jahres war auch der von Sophie la Roche, die im Juni mit ihrer Nachkommenſchaft bei Wieland in Osmanſtedt erſchien und von den Freunden als drohendes Ungewitter bezeichnet wurde. Schiller hatte keine Verpflichtungen zu der Frau, hatte kaum in Verbindung mit ihr oder ihrer Familie geſtanden; Goethes Verhältnis war, freilich vor langer Zeit, ein anderes geweſen und kommt nicht gut mit dem Tone überein, den er jetzt über die la Roche anſtimmte. Er fand ſie gerade wie früher: „ſie gehört zu den nivellierenden Naturen, ſie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an; übrigens möchte man ſagen, daß ihre Unterhaltung intereſſante Stellen hat.“ Er wollte ſie, um ſich ihrer zu erwehren, mit der Bürgermeiſterin Bohl, einer armen unglücklichen Dichterin in Lobeda, zuſammenbringen, was jedoch unterblieb. Mit größter freilich nach ihrer Art ausgedrückter Teilnahme ſpricht die la Roche von ihrem Zuſammentreffen mit Goethe in ihren „Schattenrißen abgeſchiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck.“ — Ein Beſuch andrer Art, den Weimar im Sommer 1799 empfieng, war der des preußiſchen Königspaares. Auch Schiller, deſſen Wallenſtein die Königin Louiſe ausdrücklich zuerſt in Weimar zu ſehen gewünſcht hatte, wurde eingeladen und dem Königspaare vorgeſtellt. Nach dem Beſuche dachte Goethe zu Schiller nach Jena zu kommen, allein am 9. Juli zeigte er mit ofner Verſtimmung an, er könne nicht weg: „Durchlaucht der Herzog glauben, daß meine Gegenwart beim Schloßbau nützlich ſein könne, und ich habe dieſen Glauben, auch ohne eigne Ueberzeugung, zu verehren.“ Die

Verſtimmung dauerte mehre Wochen; am 27. Juli muß er das alte Lied wieder anſtimmen und melden, daß er noch nicht loskomme. „Die Geſchäfte ſind polypenartig; wenn man ſie in hundert Stücke zerſchneidet, ſo wird jedes einzelne wieder lebendig. Ich habe mich indeſſen drein ergeben und ſuche meine übrige Zeit ſo gut zu nutzen, als es gehen will. Aber jede Betrachtung beſtärkt mich in jenem Entſchluß: bloß auf Werke, ſie ſeien von welcher Art ſie wollen, und deren Hervorbringung meinen Geiſt zu richten und aller theoretiſchen Mitteilung zu entſagen. Die neueſten Erfahrungen haben mich aufs neue überzeugt: daß die Menſchen, ſtatt jeder Art von ächter theoretiſcher Einſicht, nur Redensarten haben wollen, wodurch das Weſen was ſie treiben, zu etwas werden kann. Einige Fremde, die unſre Samlung beſuchten, die Gegenwart unſrer alten Freundin und über alles das ſich neu conſtituirende Liebhabertheater haben mir davon ſchreckliche Beiſpiele gegeben, und die Mauer, die ich ſchon um meine Exiſtenz gezogen habe, ſoll nun noch um ein paar Schuhe höher aufgeführt werden. Im Innern ſieht es dagegen gar nicht ſchlimm aus. Ich bin in allen Zweigen meiner Studien und Vorſätze etwas Weniges vorgerückt, wodurch ſich denn wenigſtens das innere fortwirkende Leben manifeſtiert.“ Mit dem Maueraufträg war es in der That nicht ſo ſchlimm; der Verkehr mit den Romantikern begann erſt jetzt recht lebhaft zu werden und andere Fremde, die durch die Ausſtellung der Concurrenzſtücke angezogen wurden, fanden ſich auch ein, darunter z. B. im October Bury, den Goethe in Rom kennen gelernt hatte und der ihn nun in Weimar aufſuchte. Im folgenden Jahre blieb er längere Zeit in Weimar und malte Goethen in Lebensgröße, auf einem antiken goldnen Seßel, hinten auf der Lehne die Victoria mit rotem Mantel, kräftig und ähnlich in Oelfarbe ausgeführt, wol eins ſeiner beſten Werke. — Die Kunſtausſtellung ſollte die Maler und Zeichner für die in den Propyläen vorgetragenen Ideen intereſſieren. Meyer und

Digitized by Google

Goethe gemeinschaftlich bestimmten die Aufgabe und ein kleiner Preis wurde für die besten Stücke ausgesetzt. Die Ausstellungen begannen am 3. Sept., dem Geburtstage des Herzogs; bei der ersten (1799) war die Aufgabe, wie Aphrodite die Helena dem Paris zuführt; unter den eingelaufenen 9 Stücken wurden die von Ferdinand Hartmann aus Stuttgart und Heinrich Kolbe aus Düsseldorf gekrönt. Die Ausstellungen dauerten bis 1805 und wurden dann durch den Krieg unterbrochen. Der Einfluß der dadurch gestärkten s. g. classischen Manier war nicht unbedeutend, aber nicht bleibend. Die Maler selbst folgten kaum aus innerer Uebereinstimmung, weniger noch aus eignem Verständnis; als der mit dem Preise bedachte Hartmann sich später (1801) in Weimar zeigte und eine Composition machen sollte, wie Admet, ungeachtet der Leiche im Hause, den Herakles aufnimmt und bewirtet, konnten die weimarschen Kunstfreunde mit ihm nicht einig werden, „weil er in einem Bilde, das ganz symbolisch sein müste, die Begebenheit natürlich darstellte." Er hatte sehr Recht die Symbolik der Kunst nicht in Geschmack zu nehmen. Der Fehler der weimarschen Kunstfreunde lag eben darin, daß sie die sinnliche Unabhängigkeit der Malerei zur kalten Symbolik der plastischen Kunst führen wollten.

Was von Goethes eignen Arbeiten vorbereitet oder ans Licht gestellt wurde, war, wenn man von den Propyläenarbeiten absieht, an denen Schiller und Meyer großen Anteil hatten, allenfalls auch von andern zu vollbringen. Der Sammler, in Briefen und Dialogen geschrieben, in ein Schema verlaufend, gehörte zur Hälfte Schiller, und auch an dem Aufsatze über Dilettantismus hatte dieser bedeutenden Anteil, sowol durch beigesteuerte Bemerkungen, wie durch philosophisch klare Ordnung der Phänomene, wie Schiller denn überhaupt bestimmt schien, „Goethe seine Träume auszulegen", seine Einfälle zu ordnen, zu verbinden und zu etwas zu machen. Aus Wetteifer

mit engliſchen Didaktikern und dem knebelſchen Lucrez dachte Goethe daran, ſeine naturwißenſchaftlichen Studien in ein Lehrgedicht zu verarbeiten, eine Form, in der ſie ohne Zweifel mehr Glück gemacht haben würden, als in jeder andern. Er kam aber wieder davon ab, wie ihm denn im allgemeinen die Stetigkeit fehlte und bei ſeinen „elenden häuslichen Verhältniſſen“ und ſeiner unnatürlichen Doppelſtellung als Hofmann und Dichter, in die er allmählig wieder hineingeraten war, als wißenſchaftlicher Forſcher nach ſeiner Art und als ſpeculierender Künſtler, weder Stimmung noch Samlung zu gewinnen waren. Während Schillers Productivität in ungeahnter Weiſe zunahm, bei allen Jüngern die lebendigſte Rührigkeit herſchte, ſchien bei Goethe alles zu ſtocken; bald griff er nach der Farbenlehre, bald nach dem Monde, dann ſammelte und ſtudierte er Münzen oder entwarf ein allgemeines Schema über Natur und Kunſt; Märchen wurden erwogen und der Fauſt einmal wieder zur Hand genommen; jetzt war er in Roßla, jetzt in Weimar, jetzt in Jena; heute wie die Schnecke im Haus niemand zugänglich, dann wieder durch Anſchaffung einer Equipage recht wieder für die Welt; Schloß- und Theaterbau, Teleskop und Camera obscura, alles gieng bunt durcheinander, alles war wichtig und bedeutend und gab „artige Erfahrungen, ſchönen Zuwachs“, und nichts von allem befriedigte; weil ſeine dichteriſche Natur ſich nicht voll und ganz ausweiten konnte, begann ſie wieder einzutrocknen und zu bleichen. Er ſuchte in ſeinen alten Papieren und dachte an Herausgabe der winkelmannſchen Briefe. Auch das wollte nicht vom Fleck. Er projectierte eine Ausgabe ſeiner Werke; allein die bei Göſchen erſchienene enthielt das Beſte und war noch nicht verkauft, die bei Unger begonnene noch nicht einmal vollendet. Aus der Samlung der Werke wurde vorläufig nur eine Samlung der im Muſenalmanach erſchienenen Gedichte, für die dann allerlei gerade Vorhandenes, wie die Weiſſagungen des Bakis, die eine Art Loßbuch hatten werden und zum Spaß den Unſinn mit

Methode behandeln sollen*), oder wie die Theaterreden benutzt wurden, „um Masse zu machen.“ Wie schon bemerkt bediente er sich bei den in antiker Form geschriebnen Gedichten A. W. Schlegels ausfeilender Beihülfe. In einer Art von Verzweiflung warf er sich auf die Uebersetzung französischer Theaterstücke und begann mit Voltaires Mahomet. Schiller, der ihm teilnehmend auch auf diesem Wege folgte, gab guten Rat drein, den Goethe willig benutzte. Am 17. Dec. las er dem Herzoge und der Herzogin, die den Thee bei ihm nahmen, die Uebersetzung vor und am 30. Jan. 1800, dem Geburtstage der Herzogin Louise, wurde das Stück aufgeführt. Schiller hatte einen Prolog dazu dichten wollen, um die Wahl des französischen Stücks zu rechtfertigen, mindestens in vorteilhaftem Sinne zu deuten. Wie nötig das gewesen wäre, geht aus einem Briefe von Herders Frau an Knebel hervor: „Nachdem man im Anfang an der Neuheit der Vorstellung (es war Anstand, Haltung in Bewegung und Sprache) ein Wolgefallen hatte und der Zauber von Goethes Sprache und Rhythmus das Ohr ergötzte, so wurde man durch den Inhalt von Scene zu Scene empört. Eine solche Versündigung gegen die Historie (er macht den Mahomet zum groben platten Betrüger, Mörder und Wollüstling) und gegen die Menschheit habe ich Goethe nie zugetraut. Die platte grobe Tyrannei, Macht, Betrug und Wolluſt wird gefeiert. Was sollen uns die alten Farcen von Jesuiterei, uns Protestanten? Wir wißen nichts damit anzufangen. Hat die Zeit uns nicht gereift, sollen wir uns nicht an den beßern Früchten erfreuen, und noch den alten Kot aufrühren, den Barbarei und Dummheit hervorbrachten? Ach und die Ziererei der Kunst, uns Deutsche mit dem französischen

*) Schlegel wurden die Distichen zur Durchsicht gesandt mit der Bemerkung: „sie sollten eigentlich zahlreicher sein, damit selbst die Masse verwirrt mache. Aber der gute Humor, der zu solchen Thorheiten gehört, ist leider nicht immer bei der Hand.“ Komisch ist es wie die Ausleger, weil sie hie und da einen überraschenden Einfall sehen, auch allem übrigen tiefen Sinn unterzulegen bemüht sind. An Zelter (Nr. 577) stellt er die Weissagungen mit dem Hexeneinmaleins auf gleiche Stufe.

Kothurn zu beſchenken, weil es der Herr von Haaren durch den Herzog ſo beſtellt hat!“ Aus den Klagen und der Empörung der Frau hört man das Urteil des Gemahls, des „Alten auf dem Topfberge“, heraus, und ſo komiſch es auch klingt, Goethe ins äſthetiſche und moraliſche Gewißen zu ſchieben, daß er den „Weimaranern“ einen franzöſiſchen Dramatiker einmal wieder vorführte, der doch vielleicht in ſeinem Lande und ſeiner Zeit allenfalls ſo viel wert geweſen war, wie der ohne Anſtoß hingenommne Kotzebue zu der ſeinigen; ſo iſt doch die Klage, daß der Herzog auf die Wahl franzöſiſcher Stücke Einfluß gehabt als vollgültiges hiſtoriſches Zeugnis zu beachten. Karl Auguſt hatte trotz aller Pflege, die er deutſcher Dichtung und deutſchen Dichtern angedeihen ließ, ſeine Vorliebe für franzöſiſche Literatur daneben; er trieb Schiller zur Ueberſetzung franzöſiſcher Luſtſpiele und wirkte in dieſer Weiſe den Beſtrebungen ſeiner Schützlinge nicht vorteilhaft entgegen. Was Schiller durch Krankheit gehindert vor der Aufführung des Mahomet nicht hatte thun können (den Anfang hatte er am 6. Jan. 1800 gemacht), holte er bald nach in den Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.“ Der darin berührte Plan muß in Schillers Lebensgeſchichte nachgeſucht werden. — Goethe blieb bei dem „einen voltairiſchen Stücke“ nicht ſtehen. Am 25. Juli 1800 ſchrieb er, als ob er ein Teſtament zu ſchreiben habe, aus Jena: „In Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens und in Ermangelung des Gefühls einer Production, habe ich mich gleich Dienstag Abends (22. Juli), als ich ankam, in die büttner'ſche Bibliothek verfügt, einen Voltaire heraufgeholt und den Tancred zu überſetzen angefangen.“ Gegen Weihnachten wurde er damit fertig, hauptſächlich weil ihn Iffland drängte, der das Stück in Berlin zum Krönungsfeſte (18. Jan. 1801) aufzuführen beabſichtigte. In Weimar fand die erſte Vorſtellung am 3. März ſtatt. — Als Tieck und Frau ihn im Sommer 1800 beſuchten, kam Tiecks Plan zur Sprache, nach dem Muſter der Gartenwochen des Cervantes eine Reihe von Novellen durch Zwiſchengeſpräche

in Verbindung zu ſetzen, eine Form, die Goethe nach demſelben Muſter ſchon in den Unterhaltungen der deutſchen Ausgewanderten genutzt hatte. Jetzt ergriff er die Form raſch wieder und brachte für das cottaiſche Damentaſchenbuch die guten Frauen zu Stande. — Zum Geburtstag der Herzogin Amalie, 24. Oct. 1800, hatte er ſchon im Juni ein kleines ſymboliſches Maskenſpiel, Paläophron und Neoterpe gedichtet; den erſten Entwurf machte er in einer heitern Geſellſchaft bei der Göchhauſen, der er auf- und abwandelnd dictierte. Dieſer erſte Entwurf ſchien ihm für den Zweck „beinahe ſchon gut genug", und es mag wenig daran geändert ſein, da nicht einmal die mangelhaften Verſe (Trimeter, in die ſich bald fünf-, bald ſiebenfüßige Jamben eingeſchwärzt haben) berichtigt wurden. Die gewählte antike Form entſprach den damaligen Stimmungen Goethes, nach denen alles was er ſelbſtſtändig hervorbrachte, das Gewand der Griechen tragen muſte. Ueberraſchend war die Milde, mit der Goethe darin die Möglichkeit eines verträglichen, ja einträchtigen Zuſammenwirkens alter und neuer Denkweiſe empfal. „Gelbſchnabel ſoll dem Griesgram, wie der Naſeweis dem Haberecht beſtändig aus dem Wege gehn, So wird es Friede bleiben in der edlen Stadt." Das kleine Spiel ſchließt mit einer ſchmeichelnden Wendung an die Herzogin, die ſchon längſt den Bund der Eintracht zwiſchen Paläophron und Neoterpe durch ihr edles Beiſpiel begründet habe. Unter den Hofdichtungen Goethes mit directen Beziehungen iſt dieſe kleine die bedeutendſte und ihr dichteriſcher Wert hebt ſich erſt recht heraus, wenn ſie mit der herderſchen Säcularallegorie Aeon und Aeonis verglichen wird, die zuerſt in der Adraſtea 1801 erſchien. — Aus dieſen claſſiſchen Zeiten gieng denn auch die Helena zum Fauſt hervor, die, nach dem Volksbuche durch Fauſts Zauberkunſt beſchworen wird. Schon in Frankfurt lag bei der erſten Conception des Fauſt dieſe Epiſode im Plane des epiſchen Dramas, hatte aber ohne Frage eine der damaligen Form untergeordnete Bedeutung. Was davon fertig war hatte Goethe ſchon im März 1780 der Herzogin Amalie vorgeleſen, bei der Ab-

faßung der Hexenküche in Rom ſcheint er den Uebergang zu der Epiſode durch den Schlußvers geſucht zu haben. Als er nun im Sept. 1800 die Helena wie ſie entworfen war mit dem Fauſt in engere Verbindung ſetzen wollte, fiel es ſeinem claſſiſch-äſthetiſchen Menſchen ſchwer aufs Herz, den ſchönen Stoff in die Dunſt- und Nebelregion des mittelalterlichen Stückes verweben zu ſollen. „Das Schöne in der Lage meiner Heldin zieht mich ſo ſehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächſt in eine Fratze verwandeln ſoll.“ Schiller riet ihm ſehr richtig, ſich ja nicht durch den Gedanken ſtören zu laßen, daß es Schade ſei, die ſchönen Geſtalten und Situationen zu „verbarbariſieren.“ Der hier gemeinte Barbarismus entſpricht dem, was die Griechen unter den Begriff faßten: alles außerhalb des Hellenentums Liegende. Schillers Rat war alſo der, die Unterordnung des fremden aus dem helleniſchen Altertume eindringenden Stoffes unter die allgemeinere deutſche Form nicht zu ſcheuen. „Das Barbariſche der Behandlung, das Ihnen durch den Geiſt des Ganzen aufgelegt wird, kann den höheren Gehalt nicht zerſtören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders ſpecificieren und für ein andres Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena iſt in dieſem Stück ein Symbol für alle die ſchönen Geſtalten, die ſich hinein verirren werden. Es iſt ein ſehr bedeutender Vorteil, von dem Reinen mit Bewuſtſein ins Unreine zu gehen, anſtatt einen Aufſchwung von dem Unreinen zum Reinen zu ſuchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall iſt.“ Dieſe Beiſtimmung, wie Goethe es nannte, hatte die Folge, daß Helena, die in der alten Fauſtſage nur ein Phantom, ein Geſpenſt der Schönheit war, eine ganz andre Bedeutung erhielt und dem Metaphyſiſchen des Ganzen nicht untergeordnet, ſondern als Höhepunkt aufgeſtellt wurde, wodurch denn die alte Fauſtfabel und Goethes alte Auffaßung derſelben eine weſentlich andre werden muſte. Die reine griechiſche Tragödie, die ſich ablöſen wollte, ſollte auch in der disparaten Geſtalt an den alten Faden gereiht werden und ſo wurde

eine „classisch-romantische Phantasmagorie" daraus, die wol eine eingehende Betrachtung mit stetem genauen Bezug auf den Aufruhr verdiente, den der damalige Conflict des Classischen und des Romantischen in Goethe hervorbrachte. Es müsste daraus hervorgehen, wie der ganze classische Idealismus Goethes selbst bei ihm nur ein fremdes Kleid war, das ihn bei jeder lebhaften Bewegung seiner Natur beengte. Wie wichtig auch die Verfolgung dieser Gesichtspunkte bis ins Einzelne der damaligen Bestrebungen Goethes gerade für unsere Auffaßung der Geschichte der Dichtung wäre, und wie viel Aufschluß über den Grund der damaligen poetischen Inproductivität Goethes daraus zu gewinnen sein würde; so ist das Material und die Verwendung desselben für die gegenwärtige Skizze doch allzu weitläufig. Goethes weitere Thätigkeit gibt selbst die vollgültigsten Belege für die ausgesprochene Ansicht, da er das Classische fortan (und auch früher schon) nur als eine verwendbare Form handhabt, keineswegs als die einzig zuläßige oder seiner künstlerischen Individualität am entschiedensten entsprechende.

Im April 1800 war Goethe während der Messe in Leipzig und blieb bis zum 16. Mai. „So eine Messe ist wirklich die Welt in einer Nuß, wo man das Gewerb der Menschen, das auf lauter mechanischen Fertigkeiten ruht, recht klar anschaut, im Ganzen ist übrigens so wenig was man Geist nennen möchte, daß alles vielmehr einem thierischen Kunsttrieb ähnlich sieht." Auch in dem, was eigentlich Kunst sein sollte, fand er keine. Vom Theater bemerkt er, der Naturalismus und ein loses unüberdachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, könne nicht weiter gehen. Die Schauspieler thaten auch nicht im geringsten, als wenn Zuschauer gegenwärtig wären. Das Publicum war „unverdorben, aber auch ungebildet, wie es eine Messe zusammenkehrt."

Im Dec. 1800 gieng Goethe, um den Tancred zu Ende zu bringen, nach Jena. Der Vorsatz wurde ausgeführt. Bei der Arbeit zog er sich im kalten feuchten Jenaer Schloße eine heftige

Digitized by Google

Erkältung zu, die durch einen jungen Arzt aus der Schule der Brownianer zurückgeworfen, aber so gewaltsam und ungeschickt zurückgeworfen wurde, daß Goethen bald nach seiner Rückkunft in Weimar am 3. Jan. 1801 eine „ungeheure Krankheit" befiel. Er schwankte lange zwischen Leben und Tod; einige Tage war die Besinnung verloren; die allgemeinste Bestürzung herschte; die Seinigen waren ratlos; der Sohn August nahm seine Zuflucht zu Frau v. Stein, deren lange verhaltne Teilnahme plötzlich wieder hervorbrach. „Ich wuste nicht, schrieb sie am 12. Jan. an ihren Sohn, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß seine schwere Krankheit mich so innig ergreifen würde. Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose; er kann in kein Bett und muß in einer immer stehenden Stellung erhalten werden, sonst will er ersticken. Der Hals ist verschwollen sowie das Gesicht, und voller Blasen inwendig, sein linkes Auge ist ihm wie eine große Nuß herausgetreten und läuft Blut und Materie heraus, oft phantasiert er; man fürchtete vor eine Entzündung im Gehirn, ließ ihm stark zur Ader, gab ihm Senffußbäder, darauf bekam er geschwollne Füße und schien etwas beßer, doch ist diese Nacht der Krampfhusten wieder gekommen. Entweder meldet dir mein Brief seine Beßerung oder seinen Tod. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergoßen." Am 14. fährt die alte Freundin fort: „Es geht beßer; mit dem Auge soll es auch beßer gehen, nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben, besonders weint er, wenn er den August sieht. Der arme Junge dauert mich, er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagnerwein getrunken, und ich hatte alle Mühe ihn bei mir vom Wein abzuhalten." Am 15. hielten die Aerzte den Kranken außer Gefahr, die Genesung werde aber langsam gehen. Er schickte zu

Digitized by Google

der Stein und ließ für ihre Teilnahme danken. Ganz unmittelbar war die Stein über die Krankheit nicht unterrichtet; Schiller, der ihn auch in der böſeſten Zeit beſucht haben muß, meldet am 13. Körner nach Dresden mit einem Gruße Goethes, daß ſeit drei Tagen alles wieder auf gutem Wege ſei. Am 29. Jan. ſchreibt Goethe ſelbſt, es gehe ihm leidlich, er habe eine Rolle (aus Tancred) mit der Caspers durchgenommen. Die einſamen Abende verbrachte mit ihm meiſtens Schiller, der (am 9. Febr.) ſelbſt Gefahr lief krank zu werden; am 11. machte Starke eine etwas ſchmerzliche, wie Goethe hoffen durfte, die letzte Operation am Auge; am 20. hielt Goethe Probe des Tancred und war wieder hergeſtellt. Es war ſeit der Leipziger Zeit die erſte ſchwere Krankheit, aus der er körperlich gewiſſermaßen neu verjüngt hervorgieng, nach der er auch den Menſchen in reinerer Herzensteilnahme wieder näher trat. Um ſeine Geſundheit zu kräftigen, war ihm der Beſuch des Pyrmonter Bades vorgeſchrieben. Auf der Hin- und Rückreiſe, auf der ihn ſein Sohn Auguſt begleitete, verweilte er längere Zeit in Göttingen und benutzte hauptſächlich die Bibliothek für ſeine naturwißenſchaftlichen Liebhabereien. Nach ſeiner Rückkehr begann er, unter Theaterſtudien praktiſcher Art, die Ausarbeitung ſeines Trauerſpiels die natürliche Tochter, zu der er den Stoff ſchon im Nov. 1799 in ſich aufgenommen hatte. Das Buch dazu erhielt er von Schiller. Im J. 1801 wurde noch der erſte Act fertig, im folgenden Jahre in aller Stille das Ganze und am 2. April 1803 fand die erſte Vorſtellung des Stückes in Weimar ſtatt. Um hier gleich zuſammen zu halten was ſich darauf bezieht, mögen die Berichte vorweg genommen werden. Einige Tage vor der Aufführung ſchreibt Schillers Frau, die Darſtellung werde am nächſten Sonnabend erfolgen: „Es iſt ein Geheimnis, der Name iſt Eugenie. Auch Schiller hat es nicht gewuſt, daß Goethe, der ſich beinahe 3 Monate ganz verſchloßen hatte und auch nicht an den Hof gieng, mit einer ſolchen Arbeit beſchäftigt war.

Mich freut es nur, daß ich ihn thätig weiß, denn wenn ein Mann von ſolchen Kräften feiert, ſo ſchmerzt einen jeder Zeitverluſt.“ Schiller ſelbſt vertraut dem Dresdner Freunde einige Tage vorher das Geheimnis und fügt hinzu: „Der Stoff iſt aus der abenteuerlichen Geſchichte einer natürlichen Tochter des Prinzen Conti genommen, welche vor einigen Jahren in Frankreich herausgekommen und unterhaltend, obgleich bloß ein Märchen iſt.“ Der Herder, die ſich einſt ſo empört über Mahomet geäußert, machte das Stück „eine reine hohe lange nicht genoßene Freude. Das Thema des Stücks hat eine große Anlage, menſchlich und politiſch, nämlich den ewigen Kampf der menſchlichen Verhältniſſe mit den politiſchen. Der Keim und der Gang des Schickſals wird vor uns entwickelt, wie eine Blume entfaltet ſich eine Folge aus der andern, Handlungen und Empfindungen ſind Eins, in vortreflichen daraus entſpringenden Geſinnungen, Gedanken, ausgeſprochen in einer ſchönen claſſiſchen Sprache, in den ſchönſten Jamben. Er hat eine neue Manier gewählt, er läßt die Stände ohne Namen handeln, der König, der Herzog, der Graf, der Secretär, der Weltgeiſtliche ꝛc. Zwiſchen dieſen kommt nun die natürliche Tochter des Herzogs ins Gedränge, oder vielmehr das Schickſal bringt ſie hinein. Das Verhältnis eines verſtändigen zärtlichen Vaters zu ſeiner geliebten Tochter iſt unvergleichlich dargeſtellt, ſeine Liebe und ſein Schmerz als er ſie verloren hatte, ſo rührend wahr. Die Schuldloſe wird vom Bruder verfolgt, ſie wird von ihrem liebenden Vater, der ſie todt glaubt, entfernt; ſie ſoll übers Meer. Hier zeigt ſich nun in den verſchiedenen Situationen, wo ſie um Hülfe fleht, daß ſie nur Stände, nicht Menſchen antrifft. Die menſchlichen Verhältniſſe treten mit den politiſchen in Colliſion. Nur Einer unter den vielen Ständen hat ein mitempfindendes Herz, er will ſie retten, ſie heiraten. Eugenia ſchlägt die Hand zuerſt aus, aber nach langem Schwanken, nach großem Kampf ſagt ſie ihre Hand dem menſchlichen Manne zu. So fällt der Vorhang . . Es iſt ein

wahrhaft hohes classisches Stück, Goethes ganz würdig, nach diesem Anfang zu urteilen ist es das Höchste, Schönste, was er je gemacht hat. Es ist ein Licht der Kunst, bei dem das schillersche Irrlicht verschwindet." Die gute Frau las als das Stück gedruckt erschienen war in einem Briefe Knebels mit schmerzlichem Staunen, daß sie sich geirrt haben könne, als sie bei der Darstellung annahm, der Dichter habe die Stände, denen er alles gräßlich Herzlose gegeben, in ihrer Verworfenheit darstellen wollen. „Wenn man seine Grundsätze kennt, so ist's nur allzuwahr, daß er das Stück zu Gunsten der Stände auflösen wird. Welch eine Hölle haben Sie mir hinter meinem gutmütigen Wahn geöffnet! Herder gibt Ihrer Ansicht und Ihrem Gefühl Recht. Aber wenn es uns allein wol wird, da wir die Eugenia in menschlichen Armen in Schutz sehen, so hat der Dichter wider Willen das Wort für die Menschlichkeit reden müßen, wenn er auch das Ganze zu Gunsten der Stände angelegt hat. Entwickelt er das Ganze für diese, so ist er freilich ein Teufel und sein Talent mag in die Hölle fahren." Herder hatte anfangs wie seine Frau geurteilt und die Eugenie (wenn Falks unzuverläßigen Berichten zu trauen ist) die köstlichste gereifteste Frucht eines tiefen nachdenkenden Geistes genannt, der die ungeheuren Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höheren Ansichten entwickelt habe, zu deren Aufnahme die Menge gegenwärtig freilich kaum befähigt erscheine. Anders äußerte er sich Goethe gegenüber, mit dem er zufällig im Jenaer Schloße wohnte und anständige Besuche wechselte. Eines Abends entwickelte er die Vorzüge des Stücks rein und ruhig, schloß jedoch mit einem „zwar heiter ausgesprochnen, aber höchst widerwärtigen Trumpf," der das Ganze wenigstens für den Augenblick vor dem Verstande vernichtete. Goethe sah ihn schweigend an und die vielen Jahre ihres Zusammenseins erschreckten ihn auf das Fürchterlichste. An eine Ausgleichung, die sich bei der Confirmation von Goethes natürlichem Sohne durch Herder (13. Juni

1802) zu zeigen schien, war nicht mehr zu denken. Am 18. Dec 1803 löste Herders Tod das peinlich nahe und doch weltenweit ferne Zusammenleben in der kleinen zwischen Hof und Dorf schwankenden Stadt. — In Schillers Briefen an Goethe findet sich keine Aeußerung über die Eugenie. An Humboldt schreibt er am 18. Aug. 1803: „Goethes Natürliche Tochter wird Sie sehr erfreuen, und wenn Sie dieses Stück mit seinen andern, den früheren und mittleren, vergleichen, zu interessanten Betrachtungen führen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswert. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit.. Auch mir hatte er, wie der ganzen Welt, ein Geheimnis aus der Arbeit gemacht.“ Gerade bei diesem Stücke mochte er das für nötiger halten, als bei andern; es hatte tiefe menschliche Wurzel in seinem innersten Leben und wagte sich nur scheu und deshalb nur in der allgemeinen Symbolik der Standesstufen ans Licht. Wer die Meinung hegen konnte, Goethe werde diese gesellschaftlichen Härten, die sich nicht wegleugnen ließen, durch seine Dichtung apologisieren, der hatte die Thränen um den eignen Sohn nicht fließen sehen, als er fürchten muste, ihn in der Welt allein zu laßen. Von dieser Stimmung aus trat er an die ungeheure Bewegung der Zeit heran und machte das Schicksal der Unglücklichen, deren Schuld für sie keine Schuld war, zum Angel der Handlung. Nicht der ungeheure Stoff, dessen er mächtig war, nicht das vorzeitige Hervortreten mit dem ersten Teile der Trilogie, sondern die innere pathologische Befangenheit, die schon wie eine Sourdine auf die Schwingungen der angeschlagenen Saiten drückte, war der Ausführung der späteren Teile hinderlich.

Goethe trat mit dem ersten Teile der Eugenie so bald hervor, weil er bestrebt war, dem von ihm geleiteten weimarischen Theater Gehalt zu geben und den Reiz der Neuheit zu erhalten.

Schiller, der ſich ganz der Bühne gewidmet und weitſchichtige dramaturgiſche Pläne entworfen, aber nicht ausgeführt hatte, da ihn eigne Arbeiten unausgeſetzt beſchäftigten, gab faſt alle ſeine Trauerſpiele zuerſt der weimarſchen Bühne. Goethe kannte keine Rivalität im kleinlichen Sinne, aber er wollte und konnte ſich nicht ganz verdunkeln laßen und griff deshalb, da ihm außer den Ueberſetzungen nach Voltaire nichts gelingen wollte, auf ſeine älteren Arbeiten zurück, vor der Eugenie auf die Iphigenie und ſpäter auf Götz und Stella. An der Iphigenie, die im Januar 1802 hervorgezogen wurde, ſchienen ihm einige Veränderungen notwendig. Auf ſeinen Wunſch entſchloß ſich Schiller zur Vornahme derſelben. Er wunderte ſich, daß ſie auf ihn den günſtigen Eindruck nicht mehr machte wie ſonſt, ob es gleich immer ein ſeelenvolles Product bleibe. „Sie iſt aber ſo erſtaunlich modern und ungriechiſch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, ſie jemals einem griechiſchen Stück zu vergleichen. Sie iſt ganz nur ſittlich, aber die ſinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles was ein Werk zu einem ächten dramatiſchen ſpecificiert, geht ihr ſehr ab. Goethe ſelbſt hat mir ſchon längſt zweideutig davon geſprochen, aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Anſehen aber hat es ſich mir auch ſo bewährt. Indeſſen iſt dieſes Product in dem Zeitmoment, wo es entſtand, ein wahres Meteor geweſen. Auch wird es durch die allgemeinen hohen poetiſchen Eigenſchaften, die ihm ohne Rückſicht auf ſeine dramatiſche Form zukommen, bloß als ein poetiſches Geiſteswerk betrachtet, in allen Zeiten unſchätzbar bleiben.“ Die Ausſtellungen bezogen ſich alſo auf den ungriechiſchen Charakter und den Mangel theatraliſcher Eigenſchaften, zwei Dinge, die ein fremdes Maß für das unabhängige Werk waren. Mit dem griechiſchen Luſtſpiele des Euripides, denn eine Tragödie kann man ſein rohes Product nicht nennen, verglich Schiller die goetheſche Iphigenie nicht; er hätte erkennen müßen, daß auch das Griechiſche nicht immer poetiſch war, und daß das, was er ganz nur ſittlich nannte, gerade das poetiſche Supplement bildete. Wären die bei-

den Freunde damals theoretiſch nicht ſo tief in das Hellenentum als maßgebend für alle Zeiten und Völker man darf wol ſagen verrannt geweſen, ſo würden ſie, wie ſie praktiſch immer über das Hellenentum hinausgiengen, auch theoretiſch auf andre Geſichtspunkte haben kommen müßen. Den Mangel theatraliſcher Eigenſchaften ſetzte Schiller beſtimmter auseinander. Er fand die Haltung des Ganzen für die dramatiſchen Forderungen zu reflectierend. Als er aber daran gieng, Aenderungen vorzunehmen, ſchien es ihm nicht wol thunlich, Partien, die ihn undramatiſch gedeucht, auszuſchließen, weil er in ihnen notwendige Bindungsglieder erkannte, für die ſich kein Erſatz gewinnen ließ, ohne den ganzen Gang der Scene zu ändern. Die ſittlichen Sprüche und dergleichen Wechſelreden etwas einzuſchränken, hielt er für wolgethan, da überhaupt in der Handlung ſelbſt zu viel moraliſche Caſuiſtik herſche. Das Hiſtoriſche und Mythiſche wagte er nicht anzutaſten, weil es ein unentbehrliches Gegengewicht des Moraliſchen ſei, zur Phantaſie ſpreche und deshalb eine Verminderung nicht zulaße Oreſt ſelbſt ſei das Bedenklichſte im Ganzen; ohne Furien ſei kein Oreſt, und jetzt, da die Urſache ſeines Zuſtandes nicht in die Sinne falle, da ſie bloß im Gemüt ſei, ſo ſei ſein Zuſtand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenſtand. Bei der jetzigen Oekonomie des Stücks ſchien es ihm kaum möglich, dieſem Mangel zu begegnen, denn was ohne Götter und Geiſter daraus zu machen geweſen, ſei ſchon geſchehen. Zur Belebung des dramatiſchen Intereſſes ſchien es ihm ratſam, ſich des Thoas und ſeiner Taurier, die ſich zwei ganze Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern und beide Actionen, davon die eine jetzt zu lange ruhe, in gleichem Feuer zu erhalten. Man höre zwar im zweiten und dritten Act von der Gefahr des Oreſt und Pylades, aber man ſehe nichts davon; es ſei nichts Sinnliches vorhanden, wodurch die drangvolle Situation zur Erſcheinung käme. In den zwei Acten, die ſich jetzt nur mit Iphigenien und dem Bruder beſchäftigen, müße noch ein Motiv ad extra eingemiſcht werden, damit auch die äußere Handlung ſtetig

bleibe und die nachherige Erſcheinung des Arkas mehr vorbereitet werde; denn ſo wie er jetzt komme, habe man ihn faſt ganz aus den Gedanken verloren. Es gehöre freilich zu dem eigenen Charakter dieſes Stücks, daß dasjenige, was man eigentlich Handlung nenne, hinter den Couliſſen vorgehe, und das Sittliche, was im Herzen vorgehe, die Geſinnung, darin zur Handlung gemacht ſei und gleichſam vor die Augen gebracht werde. Dieſer Geiſt des Stücks müße erhalten werden und das Sinnliche müße immer dem Sittlichen nachſtehen; er verlange auch nur ſo viel von jenem als nötig ſei, um dieſes ganz darzuſtellen.“ Die ganzen Bedenklichkeiten Schillers, von denen am Ende nicht mehr übrig bleibt, als daß Thoas und die Taurier einmal wieder in die Handlung eingemiſcht werden ſollen, waren ohne Erfolg. Mitte März war die Iphigenie noch wie ſie geweſen und Goethe fiel es unmöglich, etwas damit anzufangen. Alle Wünſche und Bedenken Schillers ſcheinen mündlich beſeitigt zu ſein und nur „ein paar zweideutige Verſe“ wurden für beßrungsbedürftig gehalten. Goethe bat den Freund, ſie zu corrigieren; dieſer gelobte das Mögliche, um das Werk zur theatraliſchen Erſcheinung zu bringen und begann mit den Schauſpielern die Einſtudierung. Es freute ihn dabei, daß die eigentlich ſchönen Stellen, und die lyriſchen beſonders, auf die Schauſpieler immer die höchſte Wirkung machten. „Die Erzählung von den thyeſtiſchen Greueln und nachher der Monolog des Oreſt, wo er dieſelben Figuren wieder friedlich in Elyſium zuſammenſieht, müßen als zwei ſich aufeinander beziehende Stücke und als eine aufgelöste Diſſonanz vorzüglich herausgehoben werden.“ Im Ganzen und Einzelnen blieb das Stück unverändert, vielleicht wurden die zweideutigen Verſe, wahrſcheinlich wegen ihres ſententiöſen Gehalts ſo genannt, getilgt; der feſten Compoſition des Ganzen ließ ſich, weil es ein Werk der vollendeten Kunſt war, nichts anhaben. Die Darſtellung geſchah Sonnabend 15. Mai 1802. Ueber die Aufnahme iſt kein Bericht in den Briefwechſeln aufbehalten.

Der Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen unterzog Goethe sich selbst im Juni und Juli 1803, wurde aber, da es hier viel zu beschränken und zu erweitern gab, erst im Sommer des folgenden Jahres damit fertig. Ueber die Einzelnheiten der Bühnenbearbeitung kann hier auf die genauen Ausführungen Oskar Schades im weimarschen Jahrbuch (5, 443) verwiesen werden. Die neu eingefügten Partien stechen von dem Alten so auffallend ab, daß man deutlich daran erkennt, wie unmöglich es Goethe geworden war, sich in den Ton und Stil einer seiner früheren Epochen zurückzuleben, eine Warnehmung, die beim Faust freilich noch charakteristischer sich aufdringt.

Auch Stella unterwarf er (1805) einer neuen Redaction in Absicht für die Bühne. Mit geänderter Katastrophe wurde das Stück am 13. Jan. 1805 aufgeführt. „Goethe," schreibt Frau v. Stein ihrem Sohne, „hat aus dem Drama, seiner alten Stella, eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erschießt sich, und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Beßer wäre es gewesen, er hätte Stella sterben laßen; doch nahm er mirs sehr übel, als ich dies tadelte." Dem unglücklichen Product war in keiner Weise aufzuhelfen; Schiller würde wol abgeraten haben, die Kraft daran zu verschwenden; als Goethe damit begann, hatte er den Freund schon verloren.

Die junge Schule der Romantiker versuchte sich auch im dramatischen Fach. Was ohne die Beimischung der Ironie, die ihre meisten Arbeiten für die Bühne unbrauchbar machte, zur Darstellung einigermaßen geeignet erschien, versuchte Goethe zur Aufführung zu bringen. A. W. Schlegel hatte sich das Verdienst erworben, Stücke von Shakespeare zum erstenmale in der Form des Originales zu übertragen, und Goethe führte Shakespeare nach dieser Uebersetzung zum erstenmale würdig auf die Bühne. Er wählte den Julius Cäsar. In England war das Stück nie unverkürzt und seit fünfzig Jahren gar nicht mehr gegeben worden,

weil Garrik ſelbſt einmal daran geſcheitert war. Dalberg hatte früher in Mannheim großen Aufwand für das Stück (nach Wielands Ueberſetzung) gemacht, und es nicht beleben oder lebendig erhalten können. Am 1. Oct. 1803 gab Goethe den Cäſar unverkürzt, mit aller Würde und Pracht, die das gewaltige Werk forderte und verdiente. Er hatte für die Schauſpieler didaskaliſche Stunden eingerichtet, die für die harmoniſche Ausbildung der älteren und für die raſche Einübung der jüngern Schauſpieler von großem Gewinn waren; mit Hülfe derſelben hatte er junge Leute, die nie oder kaum auf dem Theater geweſen waren, wie Grüner, P. A. Wolf u. a. dergeſtalt zugerichtet, daß ſie im Cäſar einklingend auftreten konnten. Ohne dieſe Vorbereitung wäre die Vorſtellung unmöglich geweſen. Er verſchmähte aber auch keinen Kunſtgriff, um die Sinne zu reizen und zu beſchäftigen; er dehnte den Leichenzug weiter aus, als das Stück ihn forderte, und ſchmückte ihn nach den Ueberlieferungen aus dem Altertum mit blaſenden Inſtrumenten, Lictoren, Fahnenträgern, mit verſchiedenen Feretris, welche Burgen, Städte, Flüße, Bilder der Vorfahren zum Schauen brachten, mit Freigelaßnen, Klageweibern, Verwandten und dergleichen aus, ſo daß er hoffte, dadurch auch die rohere Maße heranzuziehen, bei Halbgebildeten dem Gehalt des Stücks mehr Eingang zu verſchaffen und Gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen. Schiller bekannte, daß er einen großen Eindruck mitgenommen, der für ſeinen Tell ihm von unſchätzbarem Werte ſei und daß ſein Schifflein dadurch gehoben werde. Goethe freute ſich des gelungenen Werks, der Teilnahme des Freundes und geſtand gern, daß er die Aufführung auch in dem Sinne unternommen habe, um des Freundes wichtige Arbeit zu fördern. — Von den ſelbſtſtändigen Arbeiten der jungen Schule bot ſich zunächſt der Jon von A. W. Schlegel dar, von dem Schiller anerkannte, daß er „wirklich manches Geiſtreiche und ſchön Geſagte“ enthalte, ein Lob, das für ein Drama ſchon dürftig genug war, aber noch mehr

beschränkt wurde durch den Zusatz, die schlegelsche Natur schimmere dann wieder sehr zum Nachteil hindurch. Der Jon selbst habe gegen den euripideischen verloren, die Mutter hingegen hie und da gewonnen. Diese habe auch auf der Bühne das Stück getragen. Der Beifall war ein mäßiger und konnte allenfalls ermutigen, auch mit andern Stücken der jungen Herren vor das Publikum zu treten. Der Alarcos von Fr. Schlegel wurde dazu ausersehen. Das Stück hatte Goethe „in seiner Gedrängtheit viel Vergnügen gemacht." Schiller meint, „die Intention des Stücks wäre wirklich zu loben, wenn die Manier in der Ausführung nicht so widerwärtig wäre." Goethe, dessen „Krankheit es war, sich der Schlegel anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpfte und schmälte," hatte den Freund vermocht, die Proben zu leiten, denen Schiller sich im Mai 1802 widmete. „Wir wollen unser Möglichstes thun, schrieb er, aber bei einer neuen Durchsicht des Stücks sind mir bedenkliche Sorgen aufgestiegen. Leider ist es ein so seltsames Amalgam des Antiken und Neuestmodernen, daß es weder die Gunst, noch den Respect wird erlangen können. Ich will zufrieden sein, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich fast fürchte." Goethe war über das Stück „völlig Schillers Meinung;" allein ihn deuchte, man müße alles wagen, weil am Gelingen oder Nichtgelingen nach außen gar nichts liege. „Was wir aber dabei gewinnen, scheint mir hauptsächlich das zu sein, daß wir diese äußerst obligaten Sylbenmaße sprechen laßen und sprechen hören." Uebrigens könne man auf das stoffartige Interesse doch auch etwas rechnen. Schillers Befürchtung erfüllte sich; Alarcos „wurde völlig ohne allen Beifall gegeben" (29. Mai 1802). Herders Frau, die der Aufführung nicht beiwohnte, nannte es das neueste, armseligste Product der dramatischen Kunst und stichelte auf das „monarchische Scepter," unter dem es aufgeführt worden. Das Publicum habe sich auf der einen Hälfte recht brav betragen; jedes monarchische Beifallklatschen des Unsinns sei mit

einem Lachen des Publicums beehrt worden. Nach dem Stücke ſei Fr. Schlegel mit ſeiner Lucinde, der Madame Veit, nach Paris gereist. Schiller bekannte, Goethe habe ſich mit dem Alarcos compromittiert. Knebel fand eine ſolche innere Verwirrung in dem Stücke, die dem Wahnwitze nahe komme und ſich überall ſelbſt parodiere. Das Urteil war bald das allgemeine. Dennoch hatte Goethe recht gethan, dies mit dem Anſpruch auf die Bühne hervorgetretene Stück wirklich zur Aufführung zu bringen, da erſt auf dem Theater die wahrhafte Probe des dramatiſchen Vermögens oder Unvermögens möglich wird und ohne dieſelbe die jungen Autoren ſich immer auf einen Wert berufen, der nur wegen der Neider, Unachtſamkeit und ähnlicher Untugenden nicht zur Geltung gebracht werden könne. Die Romantiker wandten ſich dann auch von der Bühne und trieben mit Ausnahme Werners ihre dramatiſche Kunſt auf ihre Weiſe in gedruckten Werken, die mit der Bühne und dem Publikum wie mit der gebornen Philiſterei umſprangen.

Im März 1802 ſchwammen Bretter und Balken die Saale hinunter zum neuen Muſentempel in Lauchſtedt. Im Mai gieng der Theaterbau recht gut von Statten. Schon am 26. Juni wurde das Theater durch die weimariſchen Schauſpieler mit Goethes Vorſpiel „Was wir bringen“ eröfnet. Es war nicht in der beſten Stimmung geſchrieben. Der Schluß, meinte Goethe, ſei ihm, ob er gleich beßer ſein könnte, doch verhältnismäßig zu dem Drang der Umſtände, der fertig zu werden genötigt habe, leidlich gelungen. „Hätte ich alles vorausſehen können, ſchrieb er an Schiller, ſo hätte ich Ihnen keine Ruhe gelaßen, bis Sie mir das letzte Motiv ausgearbeitet hätten.“ Er meinte das Auftreten der Tragödie in der vorletzten Scene als Pathos, das durch Schiller allerdings pathetiſcher, alſo angemeßner ausgeführt wäre. Auch hier wurde, ungeachtet Vater Märten als Repräſentant des bürgerlichen Schauſpiels an der Allegorie Teil nimmt, griechiſcher Aufputz verſucht

und Phone muſte die Oper repräſentieren, Merkur leitete das Ganze, eine Bauernſtube wurde in einen prächtigen Saal verwandelt als Symbol der aus der Beſchränktheit zur glanzvollen Heiterkeit gehobnen Kunſt und dergleichen. Schiller überſandte das gedruckte Stück an Körner mit der Bemerkung, es habe trefliche Stellen, die aber auf einen platten Dialog wie Sterne auf einen Bettlermantel geſtickt ſeien. In der theatraliſchen Vorſtellung nehme es ſich ganz gut aus bis auf die allegoriſchen Knoten, die ein unglücklicher Einfall ſeien. Goethe ſelbſt, obwol er es an Cotta zum Druck ſandte, damit es nun auch in der weiten Welt graſſieren möge, war wenig davon befriedigt und ſuchte, als bald darauf in Weimar ein theatraliſches Vorſpiel nötig wurde, ſich um die Arbeit wegzumachen, die dann Schiller zufiel.

Die ſtrengere Abſperrung ſeiner Exiſtenz, die Goethe im Jahr 1799 einmal angedroht hatte, war durch ſeine Krankheit gemildert worden. Dann und wann gab er Concerte, Soupers, wo die Frauen zu ihm kamen, aber öffentlich wollte er (März 1803) nicht mehr erſcheinen. Er hatte im Winter nach ſeiner Krankheit eine Anzahl harmonierender Freunde zu einem Club oder Kränzchen vereinigt, das alle vierzehn Tage (Mittwochs) zuſammenkam und ſoupierte. Es gieng dabei, wie Schiller berichtet, recht vergnügt zu, obgleich die Gäſte zum Teil ſehr heterogen waren; der Herzog ſelbſt und die fürſtlichen Kinder wurden auch eingeladen; man ließ ſich nicht ſtören; es wurde fleißig geſungen und poculiert. Es wurden dabei allerlei „lyriſche Kleinigkeiten“ erzeugt. „Goethe ließ, nach Schillers Bemerkung (18. Febr. 1802), einige platte Sachen bei dieſer Gelegenheit ausgehen, wiewol auch einige ſehr glückliche Liedchen mit unterliefen, die aus ſeiner beſten Zeit ſind.“ Es waren die der Geſelligkeit gewidmeten Lieder, die in Goethes und Wielands Taſchenbuch für 1804 (ſchon im Oct. 1803) erſchienen, doch mit einigen ältern untermiſcht. Das was Schiller platt nannte, mochte er z. B. in dem Frühlingsorakel

finden, deſſen Coucou ihm allerdings leer und fade vorkommen muſte; andre, die uns jetzt leer erſcheinen, wie das Stiftungslied, die glücklichen Gatten, Wandrer und Pächterin, hatten genaueren Bezug auf die Verhältniſſe der Geſellſchaft, das letztere ſchwerlich einen Zuſammenhang mit dem zweiten Teile der natürlichen Tochter. Das Kränzchen, das den Winter über beſtand und Einſiedels, Meyer, Schiller, Wolzogen, die Frauen, die Imhof und andre vereinigte, wurde durch die Machinationen Kotzebues, deſſen Andringen Goethe abwies, geſprengt, ohne daß der Zweck Kotzebues, dem es nichts half ſich an dem weltlichen Hofe von Japan aufgenommen zu ſehen, da ihn der geiſtliche abgewieſen, erreicht und Schiller mit Goethe verfeindet wäre. Die einzige böſe Folge, die Goethe davon empfunden haben will, die, daß ihm nie wieder „Geſänge jener Art" gelungen ſeien, fand in Wahrheit nicht ſtatt, da die Lieder: Ich habe geliebt, nun lieb ich erſt recht; Ich hab mein Sach auf nichts geſtellt; Friſch der Wein ſoll reichlich fließen; Ergo bibamus; Donnerstag nach Belvedere und andre geſellige Lieder in die folgenden Jahre fielen.

Goethes Studien (der comparativen Anatomie, der Numismatik der Farbenlehre und Mineralogie, der Kunſt und Literatur) giengen neben all ſeinem übrigen Weſen fort und wurden durch Zureiſende wie Chladni, Himly, Blumenbach, Runge, Wolf u. andere gefördert oder angeregt. Mit Wolf hatte ihn ſchon das Intereſſe an Homer zuſammengeführt, und die bei der Wiedergeneſung im Vorjahre 1801 vorgenommene Ueberſetzung des Büchleins von Theophraſt über die Farben beſchäftigte beide, wenn Goethe den philologiſchen Disputax in Halle beſuchte. Dazwiſchen lieſen die Händel wegen der Allgemeinen Literaturzeitung, die von der ſeit Fichtes Streitigkeiten und durch den Weggang vieler tüchtiger Profeſſoren in Verfall geratenden Jenaer Univerſität nach Halle verpflanzt wurde und durch die neubegründete Jenaiſche

Allgemeine Literaturzeitung erſetzt werden ſollte. Nach außen hin werden Goethes Beſtrebungen mannigfach anerkannt; am 25. Sept. 1804 wurde er Präſident der naturforſchenden, am 22. Oct. Präſident der mineralogiſchen Geſellſchaft in Jena. Andre Aufmerkſamkeiten der Londoner Societät, der Leipziger mineralogiſchen Geſellſchaft und was ſich der Art von außen bot, mochte er mit noch mehr Befriedigung aufnehmen. — Die Bewegung, welche die neuen Halbchriſten und Renegaten, die Bekenntniſſe eines Kloſterbruders und Sternbalds Wanderungen, die Nazarener und das ganze Wiedererwecken des mittelalterlichen Weſens auf dem Gebiete des Lebens, der Literatur und Kunſt hervorbrachte, muſte den „Altheidniſchgeſinnten" erſchrecken und anwidern. Sein und ſeiner Freunde Beſtreben ſchien einem Schlage ins Waßer gleich; die Flut ſchlug über ihnen zuſammen. Unter dieſen Umſtänden konnte es ihm nur willkommen ſein, daß Voß, den er immer geſchätzt hatte, kränklichkeitswegen ſeinen Eutiner Winkel verließ und ſich in Jena anſiedelte. Mit ſeiner liebenswürdigſten Art ſuchte Goethe die Zugewanderten zu verbinden. Nur Ein Zug! Er fand Voßens Frau einmal im Garten knieend, um die Einfaßung auszubeßern, unterſuchte teilnehmend ihr Geſchäft und riet, Sachen zu wählen, die nicht ſo leicht vom Zufall geſtört würden. Ihre Antwort war, ſie wäre noch zu unkundig in Jena, um die Plätze zu wißen, wo man ſich dergleichen verſchaffe. Sie arbeitete fort, während Goethe und Voß auf und ab giengen. Als ſie einige Tage ſpäter Abends aus einer Geſellſchaft heimkehrte, fand ſie alles gar zierlich und hübſch eingefaßt und überall Sommerblumen hingepflanzt und darunter viel altes Bekanntes. Goethe wollte den Dank dafür nicht annehmen, wurde aber beim nächſten Beſuch ſehr heiter geſtimmt durch die Freude des Ehepaares. Goethe gab ſeinen Sohn Auguſt bei Voß zum Unterricht und verſchaffte Voß' Sohn Heinrich eine Anſtellung am Weimarer Gymnaſium; er recenſierte Voß' Gedichtſammlung in der Jenaer Literaturzeitung ſo

überaus beifällig, daß die jungen Spötter das Ganze für Ironie erklärten. Alles ſchlug bei Voß nicht an, der in ſeiner trocknen harten Natur nichts empfand, was für Goethe hätte anklingen können und Beifall und Tadel in gleich unerfreulicher Art anbrachte.

Vor dem Beſuch der Staël wäre Goethe gern bis ans Ende der Welt geflohen. Er war gerade in Jena, als die Reiſende im Dec. 1803 in Weimar eintraf, und weigerte ſich, obwohl ihm der Herzog einen Expreſſen ſchickte, in Weimar zu erſcheinen; er ſchützte die Vorarbeiten zur Jenaer Literaturzeitung vor. Die Staël hielt aber länger aus, als vermutet war, und Goethe mußte endlich an den Platz. Es muß eine wunderliche Erſcheinung in der weimariſchen Welt geweſen ſein, dieſe Frau „allerwegens rund von Fleiſch, aber ſo geſchäftigen Geiſtes, daß ſie von all ihren körperlichen Bewegungen nichts zu wißen ſchien; ſie ſprach erſtaunlich ſchnell und drückte ſich ſchön aus.“ „Sie geriert ſich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reiſende zu den Hyperboräern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eiſen und Bernſtein ſich noch ſo ganz wol in Nutz und Putz verwandeln ließen; indeſſen nötigt ſie einen doch, die alten Teppiche als Gaſtgeſchenk und die verroſteten Waffen zur Verteidigung hervorzuholen.“ „Man begeht doch eigentlich eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, wenn man ihr auch nur im mindeſten nach dem Maul redt.“ „Wäre ſie bei Jean Paul in die Schule gegangen, ſo hielte ſie ſich nicht ſo lange in Weimar auf.“ Ihre Begleiter mit denen ſie nach Weimar kam, giengen früher wieder fort; Benjamin Conſtant, einer derſelben, zertrat ſeine Uhr, weil ſie ihm die Stunde zeigte, in der er ſie verlaſſen muſte. Die Weimarer waren froh, als ſie endlich Anfang März nach Berlin gieng. Goethe gab ihr auf ihren Wunſch einige empfehlende Zeilen an A. W. Schlegel mit; aus der Bekanntſchaft wurde eine langdauernde, für Schlegel und die Staël gleich wichtige Verbindung. Ende April kam ſie mit dieſem Freunde von Berlin wieder durch Weimar. Ihr Vater, Necker, war ge-

ſtorben. „Sie iſt im eigentlichen Sinne des Worts zum Raſendwerden traurig, hat Krämpfe, ſchreit unter Thränen. Am 30. April 1804 gieng ſie nach Coppet.“ — Eine Folge des Beſuchs der Staël bei Goethe meinte Frau v. Stein darin zu erkennen, daß ſie ihm das Bedürfnis beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei ſich zu ſehen, als es bisher ſeine Umgebung geweſen; die alte Freundin beſuchte ihn jeden Donnerstag von 11 bis 1, um ſeine Kunſtſammlungen zu ſehen: „ich nehme mir immer noch eine Dame mit, und da lerne ich allerhand, denn man muß immer lernen.“ Goethe ſelbſt hatte auch gelernt. Seine Aufmerkſamkeit war auf die franzöſiſche Literatur gelenkt. Er überſetzte ein ungedrucktes Werk Diderots, das ihm ein Zufall in die Hände brachte und begleitete es mit Anmerkungen, Rameaus Neffe, ein Geſpräch, welches der fingierte Neffe des Muſicus Rameau mit Diderot führt. „Dieſer Neffe, berichtet Schiller, iſt das Ideal eines Schmarotzers, aber eines Heroen unter dieſer Claſſe, und indem er ſchildert macht er zugleich die Satire der Societät und der Welt, in der er lebt und gedeiht. Diderot hat darin auf eine recht leichtfertige Art die Feinde der Encyclopädiſten durchgehechelt, beſonders Paliſſot und alle gute Schriftſteller ſeiner Zeit an dem Geſindel der Winkelkritiker gerächt. Dabei trägt er über den großen Streit der Muſiker zu ſeiner Zeit ſeine Herzensmeinung vor und ſagt ſehr viel Vortreffliches darüber. Diderots Geiſt lebt ganz darin und auch Goethe hat den ſeinigen darin abgedruckt.“ Die Ueberſetzung iſt getreu und mildert oder umgeht mitunter nur die Cynismen des Originals. Was Diderot zur Charakteriſtik der Vorjahre der franzöſiſchen Revolution liefert, intereſſierte Goethen nur in literariſcher Beziehung. In den extemporiſierten Anmerkungen ließ er ſich bequem gehen, um ſo mehr als der Text von der Art war, „daß die Anmerkungen auch wol gewürzt ſein durften. Es läßt ſich, ſchrieb er an Schiller, bei dieſer Gelegenheit manches frei über die franzöſiſche Literatur ſagen, die wir meiſtens

zu ſteif, entweder als Muſter oder als Widerſacher, behandelt haben. Auch weil überall in der Welt daſſelbe Märchen geſpielt wird, findet ſich bei recht treuer Darſtellung jener Erſcheinungen gerade das was wir jetzt auch erleben." Schiller las die Anmerkungen und fand ſie vortrefflich, „auch unabhängig von dem Texte, auf den ſie übrigens ein helles Licht verbreiten. Was über franzöſiſchen Geſchmack, über Autoren und Publicum überhaupt und mit einem Seitenblick auf unſer Deutſchland geſagt wird, iſt eben ſo glücklich und treffend, als die Artikel von Muſik und Muſikern, von Paliſſot und andern für das commentierte Werk paſſend und unterrichtend ſind. Auch Voltaires Brief an Paliſſot und Rouſſeaus Stelle über Rameau machen eine gute Figur."

Außer dieſer Arbeit ließ Goethe auch Briefe Winkelmanns drucken, die an deſſen Freund Berendis gerichtet waren. Berendis war weimariſcher Kammerrat und Chatoullverwalter der Herzogin Amalie geweſen, von der Goethe nach Berendis Tode (1783) die Papiere erhalten hatte. Nach einer vorläufigen Mitteilung im Intelligenzblatte der Jenaer Literaturzeitung (1804. N. 26) erſchien zur Oſtermeſſe des nächſten Jahres das umfaßendere Werk Winkelmann und ſein Jahrhundert. In den begleitenden Aufſätzen faßte Goethe noch einmal mit Vorliebe alles zuſammen, was er mit Moritz in Italien, mit Meyer und auch mit Schiller über Antikes und Heidniſches und Schönheit durchgeſprochen und durchgearbeitet hatte. Als er ſich mit der Ausarbeitung beſchäftigte, war er wieder „ſehr krank." Er litt an einer Nierenkolik mit heftigen Krämpfen, erholte ſich aber leidlich und konnte wieder ausgehen. Am 25. April 1805 beſuchte er Schiller und ſprach von einer Reiſe nach Dresden, die er im Sommer zu machen gedenke. Am 29. April fand Goethe den Freund eben im Begriff, ins Theater zu gehen. Vor Schillers Hausthür ſchieden ſie. Sie ſahen ſich nicht wieder. Schiller brachte aus dem Theater eine Erkältung zurück, an deren Folgen er am 9. Mai ſtarb. Als die Todeskunde in Goethes Haus kam, war Meyer bei

ihm und wurde herausgerufen; er kehrte nicht zurück. Goethe bemerkte an seinen Hausgenoßen Unruhe. „Ich merke es, sagte er, Schiller muß sehr krank sein.“ Er erhielt keine Auskunft. Am andern Morgen sagte er zu seiner Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?“ Sie brach in Weinen aus. „Er ist todt?“ fragte Goethe. „Sie haben es selbst ausgesprochen“, antwortete sie. „Er ist todt,“ wiederholte Goethe und barg das Gesicht in den Händen. An dem Leichenbegängnis nahm er keinen Teil; für die Familie des Verstorbenen hatte er keine Sorge; die laut verlangte Todtenfeier auf der Bühne erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spas herauszubilden. Aber die Forderungen waren zu laut, zu wolbegründet, als daß sie ganz hätten abgewiesen werden dürfen. Freilich nicht in Weimar, aber doch auf der (weimarschen) Bühne in Lauchstedt fand am 10. Aug. 1805 die Todtenfeier statt. Schillers Glocke wurde dramatisch und mit theatralischem Pomp aufgeführt und mit Goethes Epilog geschloßen, allerdings dem vollkommensten dichterischen Denkmal, das dem Abgeschiedenen bereitet worden. — Nach Schillers Tode stand Goethe vereinsamt. Sein treuer Meyer war keine productiv anregende Natur und für die Literatur nur auf dem Umwege durch die Kunst empfänglich. Von Jena wanderten immer mehr aus und die Universität verödete mehr noch an Namen, als an Lehrern. Goethe, der dort Monate zuzubringen pflegte, hatte sein Augenmerk schon lange auf Voß gerichtet und den Wunsch geäußert, er möge eine Pension vom Herzoge annehmen; als dies ausgeschlagen wurde, hieß es, Kleinigkeiten für die Wirtschaft dürfe er doch nicht ablehnen, Brotkorn, Brennholz, ein paar Hasen und Rehe in die Küche, für welche Gegenstände dann auch bald die nötige Anweisung erfolgte. Voß wollte an die Universität Würzburg; als sich die Angelegenheit zerschlug, empfieng Goethe die Nachricht mit herzlicher Freude. Von neuem suchte er die Bedenken wegen einer Pension zu heben und brachte mancherlei Pläne zur Sprache, die Voßens Zukunft erheitern sollten. Die Jenaische Li-

teraturzeitung ſollte auch Voß beſchäftigen. Von Weimar aus erfolgten Vorſchläge, Voßens feuchtbefundene Wohnung in Jena mit einer andern zu vertauſchen oder auf einem zu ſchenkenden Platze ein neues Haus hinzuſtellen, wofür kräftige Unterſtützung zugeſichert wurde. Es muſte Goethen tief verſtimmen, als er ſah, daß Voß fortdauernd nach außen umherblickte. Als er einen Ruf nach Heidelberg (mit 500 Gulden Penſion) erhielt, war er nicht geneigt, Jena aufzugeben; als der Ruf wiederholt und das Gebot verdoppelt wurde, „wer war nun froher als wir!“ ruft ſeine Frau aus. Einige Zeit nach Schillers Tode gieng Goethe, von einem Anfall ſeiner Krankheit geneſen, im Park ſpazieren. Der junge Voß begleitete ihn, der an jenem Tage durch Riemer erfahren, daß Voß nach Heidelberg gehen werde. „Goethe, erzählt der junge Voß, fieng mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entſetzen erſtarrte. Schillers Verluſt, ſagte er unter anderm, und dies mit einer Donnerſtimme, muſte ich ertragen, denn das Schickſal hat ihn mir gebracht; aber die Verſetzung nach Heidelberg — das fällt dem Schickſal nicht zur Laſt, das haben Menſchen vollbracht. — Wir giengen ſtumm nebeneinander. Ich vermochte in dem größten Jammer, den ich je gefühlt, nicht ihm zu antworten. Endlich ergriff er meine Hand und ſchüttelte ſie mit einer Heftigkeit, wie er nie gethan. Ich ſah ihm ins Geſicht, ich fand ſo viel Güte in ſeinen Augen, ſo viel Wolwollen auf ſeiner Stirn, ſo viel menſchlich Erquickendes. Dies war zu viel für mich; ich that mir Gewalt an und verließ ihn.“ Voß gieng im Juli nach Heidelberg und ſchrieb am 12. Aug. an ſeinen alten Göttinger Freund Miller nach Ulm: „Was ich von Heidelberg bis jetzt kennen gelernt, iſt ſchon hinreichend, jede Sehnſucht nach Jena oder Eutin zu verſcheuchen.“

Goethe ſtand einſamer als jemals in Weimar. Große Weltereigniſſe drängten ihn faſt auf ſich zurück und in ſeiner Iſolierung nahm er die univerſelle Bildung ſeiner Zeit in ſich auf. Ihn in der ganzen Breite ſeiner annehmenden und ausgebenden Exiſtenz zu ſchildern und ge-

wiſſermaßen zum Mittelpunkte des geiſtigen Lebens der beiden thätigen Menſchenalter, die er noch erlebte, zu machen, würde, wenn auch nicht Befähigung, doch Neigung anraten; die Notwendigkeit aber, den Stoff auf die engſte Form einzuſchränken, damit die Skizze nicht zerfließe, gebot einſtweilen die Wahl des kürzeren Weges. Es ſollen nun die bloßen Grundzüge, im innern Zuſammenhange gezeichnet werden. Das Ende des Weltkrieges ſcheidet Goethes letzte Lebensjahre in zwei größere Gruppen, in die des ſtummen Zuſchauens zu der Weltbewegung und in die des ausgeſprochnen kosmopolitiſchen Univerſalismus. Während der erſten waren ſeine Kräfte zu ſchwach, um wirkſam in die Geſchicke des Vaterlandes einzugreifen, und in der zweiten verſagte er mit Ueberzeugung die kräftige Teilnahme, die er von dem feſten Punkte ſeiner Heimat aus den vorwärtsdrängenden Beſtrebungen des Vaterlandes hätte zuwenden können. Für ſeine univerſale Natur gab es kein enges Intereſſe und was ihn dahinein ziehen wollte, wies er mit kalter Feſtigkeit von ſich oder that als wär' es nicht vorhanden.

Die politiſchen Dinge in ihrer Vorbereitung und Entfaltung gelten der mithandelnden und mitleidenden Menſchheit faſt nur unter den voreingenommenen Geſichtspunkten des Widrigen oder Erwünſchten; das Urteil über das Geſchehene bedingt der Erfolg. Die kälteſte Strenge der Beweisführung, die auf jedem andern Gebiete, das kirchlich-religiöſe ausgenommen, unausbleiblich zur Ueberzeugung führen könnte, trifft im Politiſchen auf einen Bodenſatz von Widerſpruch, der durch nichts aufzulöſen iſt. Der klarſte und ſchärfſte Verſtand iſt nicht ſicher vor der Verwechslung des Willkürlichen mit dem Notwendigen, der Urſache mit der Wirkung; die reinſte und billigſte Denkart nicht ſicher vor der blinden und eigenſinnigen Verſtockung in der Partei. Naturen, die in allem Weſentlichen mit Ueberzeugung übereinſtimmend neben einander zu gehen glaubten, entdecken beim erſten Flintenſchuß politiſcher Kriſis eine Grundverſchiedenheit ihres Weſens, die zur herben Trennung, zum leidenſchaftlichen Kampfe auf

Leben und Tod führt. Wer iſt der Kranke, wer der Geſunde, wo die Zeit im Krampfe, die Welt im Kampfe der ſchonungsloſen Vernichtung liegt.

Goethe und Schiller hatten ſich gefunden als die Scheidung der politiſchen Parteien geſchehen war. Sie waren grundverſchiedene Naturen, aber ihre Differenzen traten nicht erſt während ihres Zuſammenlebens an den Außendingen hervor. Jeder behielt ſein Glaubensbekenntnis für ſich und begegnete dem andern auf dem Gebiete, das beiden gehörte. Als Schiller ſein franzöſiſches Bürgerdiplom durch Campe erhielt und er Goethe davon Nachricht gab, antwortete dieſer mit einer ingrimmigen Bitterkeit über die gefährlichſte aller Tollheiten, an der Campe, ſo wie noch mancher gute Deutſche krank zu liegen ſcheine und gegen die leider ſo wenig wie gegen eine andre Peſt zu thun oder zu ſagen ſei. So lange die Zuckungen der franzöſiſchen Revolution noch fern im Weſten ausliefen und ſich im Lagerleben die Farbenlehre ſtudieren ließ, war auch noch ein Abkommen durch Epigramme, polemiſche Theaterſtücke und allegoriſche Märchen möglich; als aber die franzöſiſchen Truppen hinter dem Thüringer Walde plänkelten, wurde die Sorge um das eigne perſönliche Geſchick dringender, ſo daß die äſthetiſchen Briefe der beiden Freunde ſich plötzlich in einen ängſtlichen Nachrichtentauſch vom Kriegsſchauplatze verwandeln. Das Wetter gieng damals noch gnädig genug vorüber. Anders im Jahr 1806. Nach den Unglückstagen von Jena und Auerſtedt entlud ſich das Schickſal auch über Weimar. Eine dreitägige Plünderung mit Mord und Brand brach über die Stadt herein, aus der die entſchloßne Herzogin Louiſe nicht gewichen war. Goethe ſelbſt, der durch die Einquartierung des Marſchalls Ney oder, nach Düntzer, Augereau geſichert zu ſein ſchien, geriet vor der Ankunft des Marſchalls durch ein paar Pariſer Gamins, die als Tirailleurs ſich gewaltſam bei ihm einquartiert hatten und ſich an ſeinem Weine berauſchten, in Lebensgefahr, aus der ihn das entſchloßne Auftreten der

Christiane Vulpius errettete. Als die Gefahr vorüber war, ließ sich Goethe am 19. Oct. mit der Freundin, in Gegenwart seines Sohnes und des Dr. Fr. Wilh. Riemer, dessen er sich als Secretairs bediente, in der Sacristei der Schloßkirche trauen. Die Geschicke, welche die Ordnung der Welt umkehrten, brachten ihn zur bürgerlichen Ordnung zurück. Er hatte eine Familie und ein Hauswesen. Im fortdauernden Wogen der Ereignisse gieng das Gerede der Welt unter; jeder hatte genug mit sich zu thun, und die Fremden, die bei Goethe giengen und kamen, nahmen keine neue Ordnung wahr, weil sie keine ältere gekannt. Am Tage der Trauung war der Maler Denon bei Goethe einquartiert. Die Bekanntschaft zwischen beiden war schon vor 16 Jahren in Venedig gemacht. Denon hatte in der Zwischenzeit an der Expedition nach Egypten Teil genommen und war zum Director aller kaiserlichen Museen vorgerückt. Es läßt sich denken, wie sehr Goethe durch den Verkehr mit diesem Künstler und Kenner angeregt werden und wie groß Genuß und Förderung sein mußten, die er von ihm empfieng. — Im März 1807 besuchte Goethe mit Frau und Sohn seine Mutter in Frankfurt zum letztenmale und machte im Sommer die fortan fast jährlich wiederholte Badereise nach Karlsbad. Nach der Heimkehr besuchte ihn die Enkelin der la Roche, die Tochter der Maximiliane Brentano, Bettina, die eine leidenschaftliche Neigung zu Goethe faßte, ohne daß er dieselbe erwiedert hätte, schon deshalb, weil er damals sich leidenschaftlich zu der Tochter des Buchhändlers Frommann in Jena, Minna Herzlieb, hingezogen fühlte, die er als Ottilie in den Wahlverwandtschaften feierte und an die er seine Sonette mit deutlicher Bezeichnung ihres Namens richtete. Aus diesen Sonetten machte Bettina nach Goethes Tode ihren romanhaften Briefwechsel Goethes mit einem Kinde, der so sorglos leichtfertig hingeworfen wurde, daß bei der Auflösung der goetheschen Sonette in Prosa sogar die Reime stehen blieben und bei dem entscheidenden Verse des zehnten Sonettes, der die Auflösung der

ſpäteren Charade enthält, keine Ahnung des Wortes Herzlieb aufkam.*)

Als die Zuſammenkunft des Kaiſers Napoleon mit dem Kaiſer Alexander im Sept. 1808 das Parterre von Königen und Fürſten in Erfurt verſammelte, wo die Geſchicke der Welt entſchieden werden ſollten, war auch der Herzog von Weimar dort ſeines und des Schickſals ſeiner Länder gewärtig, das günſtig genug ausfiel. Goethe wurde vom Herzoge dorthin beſchieden. Er beſuchte das Theater, wo Talma ſpielte, und hatte nach den Vorſtellungen Abends im Geſpräch mit dem Herzog kaum einen andern Gedanken als den der enthuſiaſtiſchen Bewunderung für das Spiel dieſes tragiſchen

*) Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Weſen! — Goethe verſteckte darin: Mein artig Kind Herzlieb! — Wie Bettina die Sonette verarbeitete zeigt der Brief, aus dem das achte gemacht ſein ſoll: „Ein Blick von deinen Augen in die Meinen, ein Kuß von dir auf meinen Mund, belehrt mich über alles; was könnte dem auch wol noch erfreulich ſcheinen zu lernen, der wie ich hievon Erfahrung hat? Ich bin entfernt von dir, die Meinen ſind mir fremd geworden, da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunde zurückkehren, wo du mich in den ſanften Schlingen deiner Arme hielteſt; da fang ich an zu weinen, aber die Thränen trocknen mir unverſehens wieder: Er liebt ja herüber in dieſe verborgne Stille, denke ich, und ſollte ich in meinem ewigen ungeſtillten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? Ach vernimm es doch, was dir mein Herz zu ſagen hat, es fließt über von leiſen Seufzern, alle flüſtern dir zu: mein einzig Glück auf Erden ſei dein freundlicher Wille zu mir. O lieber Freund, gib mir doch ein Zeichen, du ſeiſt meiner gewärtig!“ — Bezeichnend iſt dabei noch, daß Bettina genau wie Goethe die Liebende ſich männlich ausdrücken läßt: „was könnte dem wol erfreulich erſcheinen, der wie ich u. ſ. w. eine Verwechslung der Perſonen, die ganz natürlich iſt, wo die Gedanken eines weiblichen Weſens von den Lippen eines Mannes laut werden; durchaus naturwidrig, wo ein Mädchen unmittelbar ſpricht. — Wie dieſe Probe Bettinens Verfahren würden die übrigen Sonette ein gleiches zeigen, und dieſer Erweis der Erdichtung von innen heraus iſt ſichrer als die äußere Beweisführung durch Zeugniſſe, an denen es übrigens auch nicht fehlt. Lächerlich war es zu ſehen, wie die Scholiaſten dieſe Zeugniſſe zu entkräften ſuchten und gar nicht finden konnten, daß Bettina ſo ſehr mit Goethes Sonetten coincidiere, um eine Entlehnung auf Seiten des Kindes glaubhaft zu nennen, während ſie doch in demſelben Athemzuge geſtanden, daß Goethe aus Bettinens Briefen geſchöpft haben müße — etwa wie Camoens aus den Liederſeelen der Novelle Tiecks ſeine Gedichte ſchöpfte. — Eine Gegenſchrift von H. Siegfried für die Authentie des Briefwechſels iſt ohne alle Bedeutung. Bettina ſtarb am 20. Jan. 1859 zu Berlin im vierundſiebenzigſten Jahre.

Heros. In dem Geſellſchaftszirkel der Frau v. d. Recke lernte er den franzöſiſchen Miniſter Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte und der davon dem Kaiſer erzählte, worauf Napoleon ihn am 2. Oct. zu ſich befal. Die Audienz dauerte faſt eine Stunde. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren dabei zugegen. Gleich nach Goethes Eintritt in das Cabinet, wo Napoleon beim Frühſtück ſaß, kam auch der Generaladjutant Daru dazu, mit dem ſich der Kaiſer über die preußiſchen Contributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen und fragte, nachdem er ihn aufmerkſam betrachtet hatte, nach ſeinem Alter. Als er erfuhr, daß er im 60. Jahre ſtehe, äußerte er ſeine Verwunderung über ſein friſches Ausſehen und gieng bald zu der Frage nach Goethes Trauerſpielen über, wobei Daru ſich näher über dieſelben ausließ, ſeine dichteriſchen Werke rühmte und namentlich ſeine Ueberſetzung des Mahomet von Voltaire. „Das iſt kein gutes Stück," ſagte der Kaiſer und ſetzte auseinander, wie unſchicklich es ſei, den Weltüberwinder von ſich ſelbſt eine ſo ungünſtige Schilderung machen zu laßen. Werthers Leiden verſicherte er, ſiebenmal geleſen zu haben und analyſierte zum Beweiſe deſſen den Roman, wobei er die Vermiſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes und der leidenſchaftlichen Liebe nicht naturgemäß nannte: „Das ſchwächt beim Leſer die Vorſtellung von dem übermächtigen Einfluße, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?" Goethe meinte, der Vorwurf, den ihm noch niemand gemacht, ſei richtig, allein es dürfte dem Dichter zu verzeihen ſein, wenn er ſich mitunter eines gewiſſen Kunſtgriffes bediene, um gewiſſe Wirkungen hervorzubringen, die er auf dem einfachen Wege nicht glaube erreichen zu können. Napoleon äußerte ſich über die Bühne und war mit der franzöſiſchen nicht ſehr zufrieden, deren Unnatur und Unwahrheit er getadelt haben ſoll. Die Schickſalsſtücke misbilligte er: „ſie haben einer dunkeln Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schickſal!

Die Politik ist das Schicksal!“ Soult trat herein und scherzte mit dem Kaiser über einige unangenehme Ereignisse in Polen. Goethe hatte sich in ein Fenster zurückgezogen. Napoleon stand auf, gieng auf ihn zu und fragte nach seiner Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiednere Urteile. Bald kam er wieder auf das Trauerspiel: „Es sollte die Lehrschule der Könige und Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine würdige Weise, großartiger als Voltaire schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müste der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wenn man ihm Zeit gelaßen, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“ Jedesmal, wenn er sich über etwas ausgesprochen, fragte er: qu'en dit Monsieur Goet? Goethe trat wieder zurück und fragte den Kammerherrn durch eine Geberde, ob er sich entfernen dürfe, und als dies gestattet war empfal er sich. Napoleon sagte zu Berthier und Daru: voilà un homme! eine bei ihm übliche Phrase, wenn er jemand an sich ziehen wollte. Goethe war anfangs sehr schweigsam über die Audienz und wich selbst den Fragen des Herzogs aus. Die Einladung nach Paris beschäftigte ihn noch geraume Zeit. Er war aber besonnen genug, sich nicht auf die fremde Bahn locken zu laßen. Am 12. Oct. erhielt er den Orden der Ehrenlegion und vom Kaiser Alexander den Annenorden. Dem Kanzler Müller erzählte er in der Folge die Einzelnheiten der Audienz nach und nach. — Mehre Jahre waren die großen Weltbegebenheiten wieder für ihn wie nicht vorhanden. Er spann sich in die Stille seines Hauses ein, machte jeden Sommer seine Karlsbader Reise und trieb seine alten Studien der Mineralogie und Geologie, der Chro-

Digitized by Google

matik, deren Druck schon 1805 nach Schillers Tode begonnen hatte und bis ins Jahr 1810 fortgieng. Er setzte seine morphologischen Studien fort und fand in der Münzkunde eine neue Quelle seiner Kunstbetrachtungen. Für die Damen in Weimar hielt er naturwißenschaftliche Vortäge, bei denen er lernte, was er besaß und was ihm fehlte. Auch sein Hausleben wurde geselliger. Er richtete Musikabende ein, die von Frauen und Männern besucht wurden und sich bis ins J. 1811 erhielten. Die Hauptunterstützung gieng von Zelter in Berlin aus, an dem Goethe einen Freund gefunden, der sich treflich neben Meyer stellte und in gewisser Weise die durch Schillers Tod entstandene Lücke ausfüllte. Zelter war Baumeister in Berlin, mehr Handwerker in seinem Fache als Künstler. Sein eigenstes Gebiet war die Tonkunst. Er setzte Goethes Lieder (auch schillersche) in Musik und leitete die Liedertafel in Berlin, deren schwaches geselliges Abbild Goethes Musikabende waren. Was Goethe, der ihn schon zu Schillers Lebzeiten kennen und schätzen gelernt, außer der Musik an ihm anzog, war die treue unbefangne ofne Natur des Mannes, der gerade und ehrlich auf die Dinge losgieng, überall mit reinem Blick sah und ohne viel Federlesens seine Meinung heraussagte. Es war eine Natur wie sie Goethes Mutter zeigte, nur ins Männliche übertragen; Goethe selbst in den meisten Zügen ähnlich und doch wieder unterschieden genug, um die Reibung, so weit die vorgerückten Jahre sie zuließen und ertrugen, möglich zu machen, ohne die ein dauerndes Verhältnis nicht gedeiht. Als Zelters Stiefsohn sich in der Nacht vom 13. auf den 14. Nov. 1812 erschoßen hatte und Zelter es dem Freunde in einem fast spartanischen Briefe mitteilte, ohne Klage und doch voll des tiefsten Schmerzes, als er die lächelnde Miene der schönen Leiche zeigte und um ein heilendes Wort bat, sich dann aber am zweiten Bande von Goethes Leben aufrichtete und Goethes Vater darin auszeichnete; antwortet Goethe dem Freunde, den er bis dahin mit Sie angeredet, mit dem brüderlichen Du und bekennt,

daß er ſich von dem Druck, den der Brief auf ihn geübt, nur an dem Freunde ſelbſt wieder aufgerichtet habe. Im übrigen iſt dieſer Brief Goethes das ächte Muſter ſeines geſuchten und geſpreizten Altersſtils, dem vor lauter erzwungenen Betrachtungen der reine menſchliche Herzenston nicht mehr gelingen will. Der Briefwechſel wurde von jetzt an lebendiger und Goethe ſchrieb mit dem klaren Bewuſtſein und feſten Willen, daß die Briefe veröffentlicht werden ſollten. Alles was von ihm darin erſcheint, iſt aus dieſem berechneten Geſichtspunkte zu faßen, während die zelterſchen Briefe unbefangne Ergüße blieben. — Ein zweiter Briefwechſel, der neben den zelterſchen Briefen herlief, war der mit dem Grafen Reinhard, einem ſchwäbiſchen Predigerſohn, der in Frankreich zu Anſehen und Macht gelangte und Miniſter wurde. Im Ganzen iſt dieſer Briefwechſel inhaltsärmer, diplomatiſcher, doch nicht politiſch. — Auch mit ſeinem Hausgenoßen Riemer wechſelte Goethe Briefe, die freilich nur für Feſtſtellung äußrer Data Wert haben; von der einen Seite ſind ſie wie die freundlichen Befehle eines Brotherrn an ſeinen Hausofficianten (wie ſelbſtſtändig derſelbe auch geworden ſein mag), von Riemers Seite wie die in allerſubmiſſeſter Devotion gewagten Schäkereien eines um das beifällige Lächeln Seiner des Geheimbdenrats Excellenz buhlenden Kammerdieners. Mit ſolchen Menſchen umgab ſich Goethe, um nur ja der Welt und ihrer Aufregung recht fern zu bleiben. Seinen Sohn, dem Riemer Unterricht gegeben, ſandte er Oſtern 1808 nach Heidelberg. Auf der Reiſe dahin beſuchte August v. Goethe ſeine Großmutter, die Frau Rat, in Frankfurt und wurde mit ihr beim Fürſten Primas, dem früheren Statthalter, dann Coadjutor Dalberg zu Tiſche geladen. Bei Voß in Heidelberg fand der junge Mann (er war 19 Jahr alt) wolwollende Aufnahme, blieb aber nur bis zum Sommer 1809 auf der Univerſität und kehrte dann ins elterliche Haus zurück, um in weimariſche Dienſte einzurücken. — Mit dem alten römiſch-deutſchen Freunde Meyer war ſchon

1806 nach Krauſens Tode eine Veränderung vorgegangen; er wurde bei der Zeichenſchule angeſtellt und beſchäftigte ſich nun ſorgenfreier mit wißenſchaftlichen Arbeiten. Goethe nennt zum J. 1807 ſeine Geſchichte des Colorits. Im folgenden Jahre begann er die Mitherausgabe von Winkelmanns Werken, die durch Goethes Schrift über Winkelmann angeregt, aber für die Samlung des Materials, namentlich der zerſtreuten Aufſätze Winkelmanns, nicht gerade ſorgſam war. — Goethe ſelbſt begann im J. 1807 die biographiſche Skizze des Malers Philipp Hackert, deſſen Landſchaften er zuerſt in Gotha kennen gelernt und deſſen perſönliche Bekanntſchaft er dann in Rom gemacht hatte.

In der Stille und Abgeſchiedenheit ſeiner Exiſtenz wurde Goethe geſtört und gefördert durch das weimarſche Theater; geſtört durch die unvermeidliche Unruhe, die der geſchäftliche Verkehr mit einer Theatergeſellſchaft mit ſich bringt und dort um ſo mehr mit ſich führte, weil die Jagemann-Heigendorf, die erklärte Geliebte des Herzogs, ihre Verbindung nicht ſelten benutzte, um Goethes Anordnungen wieder aufzuheben oder zu umgehen. Es kam ſo weit, daß im J. 1813 der Obermarſchall Graf Edeling Mitglied der Intendanz wurde, „um Goethen in den Geſchäften zu unterſtützen," ohne daß Goethe Unterſtützung begehrt oder bedurft hätte. Er nahm keine Notiz davon; in den Sitzungen that er, als ob der Obermarſchal nicht zugegen ſei, und ſetzte denſelben in die äußerſte Verlegenheit, ſich auch nur einen Anteil an den Geſchäften zu verſchaffen. Die Schauſpieler waren ihm auch nicht zu Dank. Er muſte ſich Avanien von Leuten gefallen laßen, die, wenn ſie zum einen Thor von Weimar herein kamen, ſich ſchon wieder nach dem andern umſahen, zu dem ſie hinaus wollten. Dafür war er nun vierzig Jahre ein beliebter Schriftſteller der Nation geweſen, hatte faſt ebenſo lange zu Weimar als Geheimrat Sitz und Stimme gehabt, um ſich am Ende ſolche Geſellen über den Kopf wachſen zu laßen. Aber er wollte das Theaterweſen, wenn es auch

Dreck ſei, nicht aufgeben, wie ein General eine Schanze, die auch nur Dreck ſei, nicht ſchimpflich verlaße, ohne daß die Ehre in den Dreck getreten werde. Aber auch gefördert wurde Goethe durch das Theater in ſeinen zurückgezognen Studien. Die große Idee Schillers, aus der dramatiſchen Weltliteratur ein großes Repertoir der weimarſchen Bühne zu bilden, wirkte bei Goethe noch immer fort, der zu dieſem Zwecke die in Ueberſetzungen zugänglichen und brauchbaren wirklich bedeutenden Bühnenſtücke des Auslandes ſtudierte und dabei in die fremde Literatur immer tiefer hineingeführt wurde, ohne die heimiſche ganz zu überſehen. Den erſten Verſuch (nach Schillers Tode) wollte er mit Hakon Jarl von Oehlenſchläger, der ihn im Juni 1806 beſuchte, anſtellen; er hielt es aber für angemeßen, in einer Zeit, die mit den Kronen der Welt ſpielte, dies Spiel nicht auf der Bühne zu wiederholen, vielmehr die begonnenen Verſuche gerieten durch die Ereigniſſe des Herbſtes 1806, die Plünderung Weimars und was folgte, ins Stocken; an deutſches Schauſpiel dachte niemand, als der allerhöchſte Wille und das Begehren des armſeligſten Perrückenmachers nur franzöſiſch ausgedrückt wurde. Die Bühne blieb bis 26. Dec. geſchloßen; im folgenden Jahre fiel der Tod der Herzogin Mutter (10. April 1807) ein, der längere Landestrauer veranlaßte.*) Am 19. Sept. wurde zur Wiederkunft des Herzoges ein von Goethe gedichtetes Vorſpiel gegeben.

Im Dec. 1807 verkehrte Goethe in Jena mit Zacharias Werner. „Es iſt ein ſehr genialiſcher Mann, der einem Neigung abgewinnt, wodurch man in ſeine Productionen, die uns andern erſt einigermaßen widerſtehen, nach und nach eingeleitet wird.“

*) Die Perſonalien, die von den Kanzeln im Lande, laut landesherrlichen Erlaßes vom 13. April, nach der Gedächtnispredigt abgeleſen wurden, hatte Goethe im Auftrage des Herzogs aufgeſetzt. Nach dem urſprünglichen Einzeldruck wurden ſie im Morgenblatt (29. April 1807) wiederholt und dann in Goethes Werke aufgenommen.

Werner begleitete ihn nach Weimar, wo am 30. Jan. 1808, am Geburtstage der Herzogin, seine Wanda aufgeführt wurde. Vorher betete Werner und nachher ließ er sich von den Mädchen bekränzen. Es kam dem alten Heiden Goethe ganz wunderbar vor, das Kreuz auf seinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es ihm gerade zuwider war. Auf die Dauer war freilich kein Behagen möglich, obwol sich Werner bis zum April hielt. Im Herbste heißt es dann: „Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treibens immer fort; aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die einzige und höchste Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Specification, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu laßen; etwas muß immer daraus entstehen." Später machte er dann noch einmal mit Werners vierundzwanzigstem Februar den Versuch auf der Bühne (1810), während ihm die Aufführung von Stücken Brentanos, Tiecks, Fouqués und Arnims unmöglich erschien. Dagegen waren die Schauspiele des jüngern Körner (Zriny, Rosemunde, Toni) ihm im J. 1812 eine willkommne Bühnenerscheinung, weil das Publikum Gefallen daran fand. Man wollte Schillers Schule darin erkennen, wie sie denn in Wahrheit auch nur aus thätiger Begeisterung für Schiller hervorgegangen waren. Goethes eigne Stücke kehrten zum Teil auf der Bühne wieder; die Stella mit veränderter Katastrophe ist schon genannt. Die Bearbeitung, die Schiller mit dem Egmont vorgenommen, wurde neu durchgearbeitet, die von Schiller eingelegten Scenen getilgt und die ausgewiesne Statthalterin wieder eingeführt. Auch mit Faust wünschten Goethes Freunde auf die Bühne zu treten und das Wagestück wurde wirklich ins Werk gerichtet, ein Unglück für alle Schauspieler, von de-

nen keiner den Mephistopheles, wie ihn Goethe gezeichnet hat, darstellen kann, weil zwischen der Idee des Dichters und seiner Ausführung ein undramatisches Misverhältnis liegt, das jedem begabten Schauspieler bis zur Verzweiflung drückend wird, wenn er die Spottgeburt von Dreck und Feuer mit seinen menschlichen, undämonischen Mitteln vor Augen führen und festhalten soll. Mit Faust ist die Sache leichter, obwol die Helden und Liebhaber der Bretter selten eine Ahnung dessen haben, was Faust in der Osternacht den Becher an die Lippen führte und ihn denselben doch nicht trinken ließ. Ohne den Prolog im Himmel bleibt das Fragment, über das die Bühne nicht hinaus kann, unvollkommen, und was im 16. Jahrh. bei einem glaubenskräftigen Geschlechte nicht den entferntesten Anstoß erregte, die Person Gottes auf der Bühne zu sehen, erregt bei dem glaubenlosen Geschlecht der Gegenwart Entsetzen, wie ein Verstoß gegen die heilige Decenz. Diese Erscheinung allein würde genügen, um an ihr zu entwickeln, wie sehr unsre Kunst, bei aller innern Steigerung, ihrer Art nach darauf Verzicht geleistet hat, eine allgemeine zu sein, allgemein in Bezug auf den Stoff, der behandelt wird, und allgemein in Bezug auf das Volk, für das man ihn gestaltet. — Goethe suchte aus der französischen Literatur die voltairesche Zaire, die Peucer übersetzt hatte, hervor und führte sie auf die Bühne (1810). Der standhafte Prinz von Calderon nach A. W. Schlegels Uebersetzung wurde eingerichtet (1811) und mit Riemer und Wolf Shakespeares Romeo und Julie verunstaltet (1811). Diese Studien führten weiter und weiter in die Literaturen hinein. Das damals wiedererwachende Studium der deutschen Dichtung des Mittelalters, das auch Goethe nahe trat, fand wenig Anklang bei ihm. Die Nibelungen vermochten ihn an keiner Seite zu faßen; der arme Heinrich Hartmanns von Aue erregte ihm, was bei der lazarethartigen Beschaffenheit des Gegenstandes erklärlich ist, physisch-ästhetischen Schmerz; er flüchtete sich lieber zu den fremden Dichtern

wie Lafontaine oder den Satiren und Komödien des Arioſt, die ihm Heiterkeit gaben und Spas machten. Ja er hatte, anſtatt an den Nibelungen ſeine epiſche Theorie zu probieren, Geſchmack an Monti's Ueberſetzung der Ilias, was freilich kaum zu verwundern war, da er ſelbſt die Homunculusſchöpfung der Achilleis auf dem Gewißen hatte, ohne ſich dadurch beſchwert zu fühlen. Neugriechiſche Lieder lernte er durch Haxthauſen und Natzmer kennen, und um alle Welt zu überſchauen, ſo weit ſie in der warmen Sonne lag, flüchtete er zum himliſchen Reiche der Mitte und begann (1813) das chineſiſche Reich zu ſtudieren, was denn freilich nicht ſehr ernſthaft zu nehmen und allenfalls auf die Durchſicht von ein paar alten Jeſuitenrelationen zu beziehen iſt, die er ſchon in früheren Jahren als curioſe Erſcheinungen durchgeblättert hatte. Er fand wenigſtens nichts was ihn als dichteriſche Geſtaltung hätte feßeln können. Wichtiger wurden für ihn und entſcheidend für ſeine Dichtung die Ueberſetzungen, die der frühere preußiſche Geſandte in Konſtantinopel, v. Diez, der öſterreichiſche Hofdolmetſch Joſeph v. Hammer, und der Orientaliſt Hartmann von arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Dichtern geliefert hatten. Er nahm die ſinnlich-beſchauliche Dichtung mit großem Eifer auf und ſuchte in ſeiner Weiſe in möglichſt kurzer Zeit und mit unzulangenden Mitteln ſich in der fremden Welt zu finden, die er hier wie etwa vor Jahren den Shakeſpeare in Wielands Ueberſetzung kennen lernte. Hammers raſch hingeworfne Dolmetſchung des Hafis und was er in den Fundgruben gab, reichte noch nicht einmal an die Höhe jenes wielandſchen Shakeſpeare, da ganz ſinnloſe Ueberſetzungen mit unterliefen und die Form der orientaliſchen Gedichte durch den allerübelſten Erſatz, durch beliebige horaziſche und andre alte Versmaße, zerſtört war. Es war als wollte man ein lutheriſches Kirchenlied in Hexameter oder Goethes Lieder an Friederike in voßiſche Joniker, Horaz in Sonetten und Petrarka in Choriamben

umſchreiben, und kürzen oder zuſetzen, wo ſich das Original dem folternden Prokruſtesbett nicht fügen mochte. Diez und Hartmann waren treuer, gaben aber die Form auch nicht wieder. — Auch dem übrigen Orient hatte Goethe Studien gewidmet. Die Sakontala war ihm ſchon durch Forſters Ueberſetzung bekannt geworden und mit Gita Govinda vermittelte Dalbergs Ueberſetzung (noch zu Schillers Zeit) die Bekanntſchaft, die Goethe dann in Dalbergs Quelle, der aus dem Indiſchen geſchöpften Ueberſetzung Jones, genauer fortzuſetzen ſuchte. — So lag die Dichtung von Spanien bis China vor ihm; vieles konnte er aus den Originalen kennen, das Meiſte muſten ihm Ueberſetzungen nahe bringen. Nur der Norden und die ſlaviſchen Dichtungen waren ihm noch fremd, vom älteren Deutſchen hatte er ſich abſichtlich abgekehrt. Was damals von Poeſie als bedeutend galt, konnte er überblicken. In der Enge hatte ſich ſein Geſichtskreiß durch erhöhten Standpunkt erweitert. Er war der Repräſentant der Zeit auch hierin, deren Streben, wie die romantiſche Periode zeigt, auf die Univerſalität der Literatur gieng und darin ihr eigentliches Element hatte. War bei Goethe der Blick in die fernſten Weiten mit dem Willen, die Reiche der Welt zu erobern, ein greiſenhafter, der immer weitſichtig zu werden pflegt, ſo war er es auch bei den Zeitgenoßen, und die Jugend, die beide zu fühlen meinten, war wenigſtens keine Jugend der Dichtung. Dieſe Jugend ſtürmte in ganz andern Gefühlen als den an fremder Glut geſchürten. Und auch dieſe Empfindungen meinte der alte kretiſche Philoſoph, als er vom langen Schlafe erwachte, in ſich warzunehmen.

Nach Schillers Tode hatte Goethe, ſeiner Erzählung zufolge, die Abſicht, Schillers Demetrius zu vollenden, um, dem Tode zum Trutz, die Unterhaltungen mit dem Freunde fortzuſetzen, ſeine Gedanken, Anſichten und Abſichten bis ins Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zuſammenarbeiten bei Redaction eigner und fremder Stücke hier zum letztenmale auf dem höchſten Gipfel

zu zeigen. Es kann kaum mehr als ein vorübergehender Einfall gewesen sein, der glücklicherweise ohne Folgen blieb. Weder Schillers noch Goethes Stil hätte dabei getroffen werden können. Die schwungvolle rednerische Fülle Schillers war niemals Goethes Sache und Goethes Darstellungsweise, wie sie aus der natürlichen Tochter, den faustischen Scenen jener Zeit und den späteren Dichtungen bekannt ist, würde sich für Schillers Pläne sehr übel geschickt haben. In Andrer Tonarten sich zu versetzen vermochte Goethe überhaupt nicht und jetzt am wenigsten; hatte er doch nicht einmal seinen eignen Götz in gleichem Stile zu überarbeiten vermocht. — Als die Plünderung Weimars im Oct. 1806 jedes Eigentum bedrohte und Goethen mit der peinlichen Sorge um den Verlust seiner Papiere erfüllte, gab er, um zu retten was zu retten war, alles in die Druckerei, was nur irgend eine darstellbare Form hatte. So berichtet er. Erschienen ist davon so viel wie nichts. Die neue bei Cotta seit 1806 begonnene Ausgabe seiner Werke enthält in den ersten Bänden außer Elpenor nichts Ungedrucktes und was die spätern Bände neues darbieten, wurde erst redigiert, als die Ruhe wiedergekehrt war. Die Farbenlehre war schon 1805 im Druck angefangen, der 9. bis 19. Bogen war 1806 vor den Octoberereignissen ganz ausgearbeitet und nur darauf mag sich jenes eilige Fortschicken in die Druckerei beziehen. Einige Aufsätze, die das Morgenblatt 1807 brachte, waren Früchte desselben Jahres. Die Samlung seiner Werke begann er mit den Gedichten; die auf Schlegels Vorschlag vorgenommenen Aenderungen in den metrischen Gedichten wurden meistens beseitigt; ob aus eignem oder fremdem Antriebe, ist ungewis; jedenfalls that Goethe recht, die bloß äußerlichen Aenderungen der fremden Hand zu verwerfen.

Goethes Arbeiten während der Kriegsjahre beschränken sich, von den wißenschaftlichen abgesehen, die allmählich zum Druck reiften, auf die Romane Wilhelm Meisters Wanderjahre, die Wahl-

verwandtſchaften, auf ſeine Selbſtbiographie und einige Gelegenheitsdichtungen; der Divan wurde vorbereitet, aber nicht eigentlich ausgearbeitet. Sein Lebenswerk, Fauſt, ſchritt auch in dieſem Zeitraume vor und trat als erſter Teil durch Einſchiebſel aufgeſchwellt und durch Lückenergänzungen abgerundet als ſelbſtſtändigere Erſcheinung vor die Welt.

Die Wanderjahre ſind aus einer Anhäufung kleiner zum Teil entlehnter Novellen entſtanden, mit denen ſich Goethe ſchon ſeit Jahren trug und bei guter Laune die Geſellſchaft zu unterhalten pflegte, um die Intereſſen von der Betrachtung der Zeitbegebenheiten abzulenken. Den eigentlichen Anſtoß zu dieſer Art von Unterhaltung, die ihm freilich von Jugend auf nicht fremd geweſen, hatten ihm die Romantiker, beſonders Tieck gegeben, der durch ſeine Gartenwochen in der Art des Cervantes die bequeme Verwendung kleiner faſt anektodenartiger Stoffe deutlich gemacht und Goethes Wetteifer angeregt hatte. Daß Goethe die zum Teil einzeln erſchienenen Novellen, die nicht zu Einem Stücke werden konnten, in den Zuſammenhang Eines Sinnes zu ſetzen bemüht war, hängt bei ihm, der ſonſt aus dem Ganzen ins Einzelne zu geben pflegte, mit der überhaupt geänderten Anſchauungsweiſe, die ſich nun vom Einzelnen zum Ganzen zu erheben ſuchte, zuſammen, und da er ausdrücklich die Einheit des Sinnes für dieſe Productionen in Anſpruch nimmt, iſt es nicht zu verwundern, daß die Ausleger auch darin gefunden, was er hineingelegt wißen wollte. Wie äußerlich jedoch die ganze Arbeit war, geht daraus hervor, daß, als der Verleger meldete, der veranſchlagte Raum werde durch das überſandte Manuſcript nicht ausgefüllt, in aller Eile noch allerlei „im Sinne der Wandrer" vom Amanuenſis hinzurebigiert werden muſte, um nur zu füllen.

Die Einheit des Sinnes iſt dagegen bei der letzten großen Schöpfung Goethes, den Wahlverwandtſchaften, die urſprünglich auch für die Wandrer beſtimmt waren, ſich aber zu einem

selbstständigen Organismus herausbildeten, unverkennbar. Es ist die Idee der Freiheit und der Gebundenheit in der Liebe, die, wenn sie zu rechter Zeit ihre rechte Bahn findet, beglückend — wenn sie aber aus Leichtsinn oder Selbsteuschung sich festen Banden unterworfen hat und dann die rechten Wege, die nun nicht mehr die rechten sind, aufsucht, zerstörend wirkt. Daß Goethe die aus der Gebundenheit der Ehe zur Freiheit strebende Liebe, die nun Verbrechen wird, in die Lichthöhe des Romans hob und die aus der Freiheit zur Gebundenheit strebende Neigung fast ganz im Schatten ließ, hat dem Romane den Vorwurf der Unsittlichkeit zugezogen, von andrer Seite aber um so entschiednere Verteidiger der tiefsittlichen Tendenz oder Grundstimmung oder wie man den Character des Kunstwerkes sonst bezeichnete, aufgerufen. Sie haben nicht leugnen wollen, daß der verarbeitete Stoff unsittlich sei, aber um so kräftiger betont, daß der Dichter selbst durchaus keine Partei für diesen Stoff nehme. Mit voller künstlerischer Unbefangenheit habe er die Wirklichkeit aufgegriffen und sie mit strengem Ernste behandelt. Der Schuld der Menschen sei die Unschuld der Natur, in der sie leben, beruhigend zum Hintergrund gegeben, die Natur, die sie zu beugen und lieblich zu gestalten wißen, während sie die eigne innere Natur nicht zu lenken vermögen. Goethe selbst hat geäußert, jeder Zug in dem Romane sei erlebt, nur stehe kein Zug da, wie er erlebt sei. Es sei ein Seitenstück zum Werther, der auch aus reinem Erlebnis hervorgieng, ohne daß von dem was darin steht viel in der gegebnen Verbindung wirklich war. Ueber Werther liegen keine Schleier mehr, die urkundliche Wirklichkeit läßt sich mit der Dichtung vergleichen, und die Zeit, deren Farbe er trägt, ist in hundertfältiger Beleuchtung helle. Ueber den Wahlverwandtschaften liegt noch ein Dunkel. Die Fäden, die aus dem Romane in die Wirklichkeit und in die engere Erfahrung des Dichters verlaufen, laßen sich nicht mit voller Sicherheit verfolgen. Um über den innern Anteil des Dichters ins Klare zu kommen,

könnte man versucht sein, chronologische Daten reden zu laßen, und sich erinnern, daß Goethe im October 1806 eine Heirath schloß, daß er 1807 sich zu der Herrin seiner Sonette, die wie bezeugt wird viele wesentliche Züge für die Gestalt Ottiliens in den Wahlverwandtschaften dargereicht hat, in leidenschaftlicher Neigung hingezogen fühlte, endlich daß der Roman im J. 1808 geschrieben wurde. Allein das wäre nur Ein Faden des kunstreichen Gewebes und ein so bunt verlaufender, daß er nicht weit führt. Dagegen sind die Fäden, die allgemeiner in die Zeit verlaufen, deutlich genug zu erkennen, in jene Zeit, die in paradox-naturalistischen Philosophemen die Ehe nur als Versuch der wahren Ehe aufstellte, wie es in den Tischgesprächen des Romans geschieht, und deren periclitierender Vor- und Aberwitz eignes und fremdes Unheil genug mit sich führte. Das große Thema der Romane in zweiter, dritter und tieferer Linie war in jenen Jahren der allgemeinen Auflösung der Bruch der Ehe, der moralische und der physische, mit Unglück oder Glück im Gefolge. Wer den breiten Schmutz der Zeit, über den Goethes Darstellung mit sorgsam getragnem Gewande hinschreiten muste, in den Romanen eines Julius v. Voß gesehen hat, wird in den Wahlverwandtschaften das Bild der Zeit unter der Hand des Künstlers verwandelt wiedererkennen, über die Wirklichkeit zur Möglichkeit emporgehoben, freilich nicht bis zur Notwendigkeit. Dazu hätte Goethe den Rahmen erweitern und die äußere Auflösung der sittlichen Verhältnisse der Gesellschaft auch nach ihren allgemeineren Gründen behandeln müßen, die auf den innern individuellen Verfall, der im Romane allein behandelt ist, von ungeheurem Einfluß war. Aber die Vertiefung in die Zeit nach diesen Richtungen lag ihm widrig fern; er hob nur das Phänomen heraus und suchte mit demselben als solchem fertig zu werden, daher nur innere Bedingnisse, keine von außen wirkende zur Darstellung gelangen und der eigentliche Contrast ganz ausgeschloßen bleiben muste. Als künstlerisches Abbild aus der Zeit sind

die Wahlverwandtschaften, da die Abschriften der gemeinen Wirklichkeit mit dieser untergiengen, von historischer Bedeutung und deshalb bleibend. Der allerdings erklärliche Wunsch, daß auch die andre Seite der Zeit, die bei dem Sittengesetz treu und fest aushielt, in dem Romane zur Darstellung gelangt sein möchte, ist müßig und eitel. Goethe hat seine Schöpfungen immer nur als Bruchstücke einer großen umfaßenden Thätigkeit betrachtet wißen wollen; die eine gilt nicht ohne die andre. Neben die Wahlverwandtschaften möge, wer darin den Frieden mit dem Sittengesetz vermisst, Hermann und Dorothea rücken und vor der Verurteilung des Künstlers, der den Roman schrieb, erwägen, daß derselbe Künstler auch die idyllische Epopöe schuf. Auch die geschichtliche Auffaßung, die nur den werdenden und sich fortentwickelnden Dichter kennt, kann nicht vergeßen, daß der Friede, den Goethe in dem Idyll mit der Sitte schloß, durch die Wahlverwandtschaften nicht aufgehoben wurde, da kein Hauch darin verrät, daß was hier der Sitte widerstreitet, das Beßre, wol gar das Gute sei. Nur wenn der Dichter Eduards und Charlottens moralischen Ehebruch hätte beschönigen wollen (er läßt den Tag auf ein Verbrechen leuchten), dürfte man daran denken, der Friedensschluß in Hermann und Dorothea sei entkräftet worden.

Goethe hat selten oder nie die Empfindung gehabt, als ob er die Welt und ihr forschendes Auge zu scheuen habe. Wer wie er durch alle Läuterfeuer gegangen war und mit seiner Existenz so weit um sich Wurzel gefaßt hatte, muste wißen, daß die kommenden Geschlechter seinem Leben bis ins Kleine und Bedeutungslose nachspüren würden; hunderte von Briefen konnten reden, wenn der Mund der Mitlebenden verstummt war; in zahllosen Büchern war Einzelnes über ihn ausgesprochen; in weitverzweigten Briefschaften, die von bedeutenden und unbedeutenden Menschen neben ihm ausgiengen, wurde seiner gedacht. Das doppelte Bedürfnis, dem fremdentworfnen Bilde vorzubauen, so wie aus seinem Standpunkte über

den Gang ſeines äußern und innern Lebens ſich und uns Rechenſchaft zu geben, vermochte ihn zum Gedanken einer Autobiographie. Als er der Welt abgeſchieden, lebte er das eigene Leben wieder durch. Aber der raſche Ueberblick muſte ihm ſchon ſagen, daß vieles, was in äußrer Erinnerung haften geblieben, innerlich nicht wieder wie es einſt geweſen aufleben konnte. Nur die Kunſt des Dichters war im Stande, ein inneres Leben durchzuführen. Er entſchloß ſich aus ſeinem Leben Dichtung und Wahrheit zu geben; erſt ſpäter wurde die Wahrheit der Dichtung voraufgeſtellt, als ſich gefunden, daß die eine kaum von der andern zu ſcheiden war und beide, wenn auch nicht immer die Wirklichkeit, doch immer die Wahrheit gaben. Im Einzelnen ſind zahlloſe Irrtümer, und Hyſteronproteron wechſelt mit abſichtlicher Bemäntelung oder unbewuſter Selbſttäuſchung; Menſchen und Verhältniſſe, die in der Jugend ganz andere Beleuchtung hatten, wurden mit den Farben, die ſie dem Rückblickenden im Moment des Rückblicks zeigten oder fortan zeigen ſollten, zurückgeſchoben. Klinger und Lenz tauſchten die Rollen; Lili wurde was ſie nie geweſen; der vollreiſe Mann erlebte in den Kinderjahren, woran der Knabe wohl nie gedacht; künſtliche Anachronismen verſteckten verſchobene Verhältniſſe; ganz getrennte Dinge wurden in Cauſalverbindung geſetzt; Unmögliches wurde wie wirklich Geſchehenes erzählt. Wer aus Dichtung und Wahrheit Goethes Lebensbeſchreibung ausziehen wollte, würde ſich nur allzuhäufig in unentwirrbare Verwicklungen verſtricken und den Faden in der Hand reißen ſehen; aber wer den ſtrengen Faden nicht ſucht und aus der Durcharbeitung des von außen gebotnen Materials, der gleichzeitigen Literatur, der Briefe, der Denkwürdigkeiten, der Biographien an die drei erſten Bände von Dichtung und Wahrheit tritt, muß der alles überflügelnden Vollendung dieſes lebendig gewordnen Lebens den Preis abtreten und mit Jacobi geſtehen, daß die Wahrheit dieſer Dichtung oft wahrhafter iſt, als die Wahrheit ſelbſt.

Unter den Gelegenheitsgedichten, die Goethe in diesen Jahren verfaßte, sind einige hier zu erwähnen. Nach der glücklichen Wiederversammlung der herzoglichen Familie (die Herzogin Mutter war gestorben) begrüßte Goethe dieselbe am 19. Sept. 1807 im Theater mit einem Vorspiel, einer ganz einfachen Allegorie: Die Kriegsgöttin tobt und verheert, die beschwichtigende Majestät tritt auf und führt den Frieden mit sich, der die Feier des Tages verkündigt. Die Form des griechischen Trimeters, die Goethe damals liebte, klingt in ihrer ungelenken Künstlichkeit wie eine Zwangsaufgabe aus Wolfs, oder vielmehr aus Riemers Schule. Nicht fügsamer erwies sich diese Form in der im J. 1807 gedichteten Pandora, einem unvollendet gebliebenen Versuch, den Prometheusmythus wieder aufzunehmen. Goethe äußerte, das schmerzliche Gefühl der Entsagung spreche sich darin wie in den Arbeiten jener Zeit überhaupt aus. Der rückschauende Epimetheus, der auf Pandorens Wiederkehr hofft, trägt allerdings elegischen Charakter, aber Prometheus, der als des ächten Mannes wahre Feier die That nennt und sich in diesem Sinne zeigt, läßt diese Stimmung, die überdies durch den für die plastische Darstellung berechneten kalt äußerlich ergriffnen Eifersuchtszwist zwischen Phileros und Epimeleia zurückgedrängt wird, nicht zur herschenden werden. — Glücklicher war die Cantate Johanne Sebus, die in einfach großem Wachsen der naturgewaltigen Gefahr die kindlich treue Liebe und Todesmutigkeit des Mädchens vor Augen stellt. Die für den Prinzen Friedrich v. Gotha, der seine Tenorstimme zu producieren wünschte, geschriebene Cantate Rinaldo hat die Absicht der Tonmalerei; befriedigte den Prinzen und erfüllte ihren Zweck; größere Ansprüche machte sie nicht. Eine Oper, der Löwenstuhl, geriet ins Stocken, weil ein tüchtiger Componist in der Nähe fehlte. Einige Romanzen (der Todtenkranz, der getreue Eckardt, die wandelnde Glocke) waren Nachklänge romantischer Einwirkungen; das finnische Lied (nach dem Französischen), das sicilianische und das Schweizerlied giengen aus der Lust

am Volksliede, das letzte aus dem Eindruck hervor, den Goethe durch Hebels alemanniſche Gedichte empfangen hatte; ſie wurden Zelter friſch mitgeteilt, um durch ihn in Tönen belebt zu werden. — Dem Andenken Wielands, der am 20. Jan. 1813 geſtorben war, widmete Goethe, als am 18. Febr. in Gegenwart des Hofes eine Trauerloge gehalten wurde, eine Rede, die auf das reiche Leben des reizbaren und beweglichen Mannes, der gern mit ſeinen Meinungen, nie mit ſeinen Geſinnungen ſpielte, mild und voll freudiger Anerkennung ſeines Charakters und ſeiner Verdienſte um die Literatur zurückblickte. Er muſte immer mehr auf Vorangegangene zurückſchauen; zu Reils Andenken beabſichtigte er eine Dichtung, deren Ausführung er jedoch Riemer überlaßen muſte, mit dem er Schillers und Ifflands Andenken feierte. — Die Freunde, das Theater — weiter gieng ſein Blick in die Nähe damals kaum. An dem Tage, als die Völkerſchlacht bei Leipzig geſchlagen wurde, 18. Oct. 1813, vollendete er den Epilog zu dem Trauerſpiele Eſſex. Die ungeheure Bewegung, die der Schlacht vorhergegangen, hatte ihn kaum berührt; der begeiſterten Aufregung, die dem Siege folgte, wollte er ſich nicht verſchließen. Von Berlin ergieng die Aufforderung an ihn zu einem Feſtſpiele. Er nahm den Antrag gern an und legte ſich damit „eine ungeheure Laſt“ auf, die wenigſtens nicht ſehr lange drückte, da die im Mai 1814 begonnene Arbeit ſchon am 9. Juni ſo gut wie fertig war. Es war des Epimenides Erwachen, das am 30. März 1815 in Berlin zur Aufführung gelangte und nach Zelters enthuſiaſtiſchem Berichte enthuſiaſtiſch aufgenommen wurde. Goethe ſelbſt war wie vom Schlaf erwacht und griff die Schlagwörter der Zeit auf, um ſie allegoriſch zu geſtalten. Epimenides hat keine andre Bedeutung erlangt, als die, daß er den Rahmen hergibt. Während er ſchläft, geht das Reich durch Ränke zu Grunde; ein Despot weiß, nachdem er alles unterdrückt, auch die Genien des Glaubens und der Liebe durch Schmeichelei zu feßeln, die von der Hofnung getröſtet

werden. Epimenides erwacht und die Völker brechen vom Jugendfürsten mit dem Rufe Vorwärts von Osten nach Westen auf, um die Tyrannei zu stürzen. Die Befreiung gelingt, die Deutschen werden gepriesen und zur Einigkeit ermahnt. — Zur Feier des aus dem Felde heimkehrenden Herzogs Karl August war eine Gedichtsammlung veranstaltet, die Goethe redigierte und als Willkommen darbrachte.

Goethes letzte Epoche läßt sich sehr kurz faßen. Er ruhte aus. Alles Neue, was noch in seinen Kreiß trat, selbst wo es ihn „mit jugendlicher Glut" erfaßte, war nur relativ zu seinem Alter mächtig wirksam. Der Siebenzigjährige faßte noch einmal (zu einem Fräulein von Lewetzow) eine leidenschaftliche Neigung, die ihn bis zur Krankheit aufgeregt haben soll. Greisen pflegt dergleichen noch zu begegnen; glücklicherweise sind sie der jüngsten Jugend darin ähnlich, daß die Glut so rasch schwindet, wie sie kam. Goethe hat von dieser Liebe in der Trilogie der Leidenschaft Zeugnis abgelegt und die Ausleger haben dann Wunder was aus dem „Phänomen" gemacht. Wer nicht die ehrwürdige Vergangenheit gegen solchen senilen Liebesdrang in die Wage zu legen hat, pflegt in gleichen Jahren und gleicher Regung der Welt ganz anders als staunenswürdig zu erscheinen. Die große Vergangenheit, ein Leben voll Ruhm und glänzenden Gelingens, waren die Güter, von denen Goethes Alter seinen schönen Gewinn zog. Selbst die Gegner brachten ihm widerwillige Anerkennung; sie schienen von Goethes vorgerückten Jahren gar keine Kunde genommen zu haben und traten mit den Zumutungen an ihn heran, als sei er noch eine erste Jugend, ein Mensch der nie altre. Er sollte sein wie vor vierzig fünfzig Jahren; noch mit dem Feuer des Jünglings sich in die Bewegung der Zeit stürzen; was er jung nicht gethan, nun noch als Greis thun und die politischen Kämpfe mit durchfechten; er sollte ein andrer sein, als er war und geworden war. Deutschlands ersten Dichter wollte die Leidenschaft als Deutschlands — man weiß nicht ob ersten, oder letzten Staatsmann untergehen sehen.

Digitized by Google

Die Leidenschaft des Verlangens hatte vielleicht die entgegengesetzte Wirkung. Goethe gab sich der politischen Bewegung nicht nur nicht hin, sondern steifte sich mit einer Art von Halsstarrigkeit dagegen. Die Fürsten, die zur Zeit der Not ihren Völkern freie Verfaßungen versprochen und in der Bundesacte nochmals landständische Verfaßungen gelobt und freie Presse in Aussicht gestellt hatten, hielten als die Gefahr vorüber, die Sicherheit ihrer Gewalt wiedergekehrt schien, die Erfüllung ihrer Verheißungen zum Teil noch nicht an der Zeit. Nicht so Karl August, dessen grader, biedrer Sinn nicht deuteln und mäkeln mochte. Weimar erhielt eine Verfaßung und darin die Gewährleistung der Pressfreiheit. Als sich Okens Isis dieses verfaßungsmäßigen Rechtes bediente, um die Verfaßung selbst in sehr mäßiger Weise einer Kritik zu unterziehen und die Neuheit dieses Verfahrens Bedenklichkeiten erregte, bei denen Goethe zu Rate gezogen wurde, war er unerachtet der gewährleistenden Verfaßung schnell mit dem Rate zur Hand, das vorwitzige Blatt kurzweg zu unterdrücken. Karl August dachte freier; er folgte Goethes Rat nicht und ließ das Blatt bestehen, bis die ganze Pressfreiheit dem Bundestag zum Opfer fallen muste. Goethe scheint dadurch eben nicht an Neigung für die freien Tendenzen der Zeit gewonnen zu haben. Er spottet, als er von dem Griechen Papodopulos spricht, daß er, nach dem Sinne der als herzerhebend gerühmten Worte seiner Jenaer Lehrer „Freiheit, Vaterland" gefragt, nur habe antworten können, es klinge doch so schön. Goethe war für diese Worte keine tönende Brust mehr, er dachte sich dabei nicht mehr was er einst dabei gefühlt hatte, eine frisch aufgehende Nachwelt auf gesichertem Boden, ihm waren sie Erinnerungen an die Finsternis, die eben überwunden schien. Das unschuldige Spiel des Wartburgfestes, dem bald die Unthat eines vereinzelten Wahnwitzigen folgte, ohne damit im Zusammenhange zu stehen, die Ermordung Kotzebues durch Georg Sand, schreckte die ganze sich in künstlicher Ruhe lagernde Welt und füllte Goethe mit solchem Entsetzen vor dem Geist der Zeit, daß er seinen Collegen Voigt, der einige Tage vor der

Kunde dieſer Blutthat geſtorben war, glücklich pries, weil er dieſe Greuel nicht mehr erlebt habe. Von da an war keine Begebenheit der Welt mehr für ihn vorhanden. Die franzöſiſche Julirevolution vergaß er zu beachten, weil der Streit einiger Gelehrten über ein naturwißenſchaftliches Thema ihn weit mehr intereſſierte. Er war damals faſt 81 Jahre alt. Was gieng ihn die Bewegung an, deren Wellenſchlag nicht mehr zu ihm reichen konnte. Das große Ganze konnte ihn nicht mehr faßen. Aber nahe Leiden und Freuden rührten ſeine Menſchlichkeit doch an. Am 6. Juni 1816 ſtarb ſeine Frau. Das einſamere Hausweſen wurde durch die Heirat ſeines einzigen Sohnes mit Ottilie von Pogwitſch bald wieder lebhaft und heiter. Enkel kamen und wuchſen zur Luſt des Alten heran und muſten die Hofnungen des Großvaters in die Nachwelt tragen, als ſein Sohn im Nov. 1830 in Neapel ſtarb und in Rom an der Pyramide des Ceſtius beigeſetzt ward, wo Goethe einſt in ſchwermütiger Anwandlung das eigne Grab meinte finden zu können.

Aller Ruhe, aller Anfeindungen ungeachtet war Goethe dennoch der Stolz des deutſchen Volkes. Zu ihm wanderten Fürſten, Künſtler, Dichter, Gelehrte, die Jugend, aus der Nähe, aus der Ferne. Der Großfürſt Nicolaus, der Kronprinz von Preußen beſuchten ihn; die Jenaer und Haller Studenten trachteten, wenn ſie nicht den Mut hatten, zu ihm ins Haus zu dringen, von der Straße nach ſeinem Anblick am Fenſter, und die freundliche Schwiegertochter führte den lächelnden Greis gern ans Fenſter, wenn ſie unten die harrenden Muſenſöhne warnahm. — Am Jubelfeſte des Großherzogs, 4. Sept. 1825, war Goethe der Erſte geweſen, der den Fürſten begrüßte; er überreichte dabei eine Medaille, die er zur Feier des Tages hatte prägen laßen. Mit einer gleichen Gabe beſchenkte das fürſtliche Paar den Dichter, als am 7. Nov. 1825 Goethes goldner Jubeltag erſchien, der von nah und fern mit Geſchenken und Gaben allerlei Art bedacht und in Weimar mit großem Glanze gefeiert wurde. Unter allem, was dem Dichter Ueberraſchung und Freude bereiten ſollte, finden wir kein rührenderes

Zeichen der Liebe, als das Handschreiben seines ältesten Freundes in Weimar, des Großherzogs Karl August, das den Fürsten, wie den Dichter ehrt. Es lautet: „Gewiss betrachte ich mit vollem Recht den Tag, wo Sie, meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bis hieher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rat, dessen lebendiger Teilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlaßung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte ich der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten. Weimar, 7. Nov. 1825. Karl August." — Es war Goethe nicht beschieden, diesen treuesten Freund bis an sein Ende unter den Lebenden zu wißen. Der Großherzog starb im Juni 1828 auf einer Reise; die Großherzogin Louise folgte ihm am 14. Febr. 1830. Der Sohn und Nachfolger Karl Augusts, der Großherzog Karl Friedrich, gewährte seinem alten Einsiedler freundliches Wolwollen und ehrte das Andenken des Vaters in der Achtung vor dem überlebenden Freunde. Aber das unbefangne herzliche Verhältnis war nicht zu erneuen. Goethe brachte dem Großherzog seinen Glückwunsch zum Geburtstage dar; eins dieser Blätter, das in Privatbesitz gelangte, gibt Ton und Weise des Verhältnisses; es heißt darin: „und wage zugleich die angelegentlichste Bitte, die mir bisher verliehene Gunst und Gnade möge meinen übrigen Lebenstagen, zur Erheiterung und Erquickung derselben, unwandelbar zugesichert bleiben. Unter den aufrichtigst An-

gehörigen nicht der Letzte. Verehrend und Vertrauend. Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster treugehorsamster Diener J. W. v. Goethe." — Der ehrenvollste Besuch, der Goethes späte Tage erheiterte, war der des Königs von Baiern. König Ludwig war 1827 allein deshalb nach Weimar gekommen, um den Dichtergreis zu seinem Geburtstage am 28. Aug. durch seinen Glückwunsch zu erfreuen und ihm persönlich das Großkreuz der baierischen Krone zu überreichen, eine Aufmerksamkeit, wie sie bis dahin kein Fürst erzeigt, kein Dichter erfahren hatte.

Aber alle Verehrung der Nation vermochte Goethe doch nicht vor bittern Erfahrungen zu schützen, die um so peinlicher wirkten, da sie aus einer Region kamen, an der Goethe seinen besten Fleiß, sein eifrigstes Streben verschwendet hatte. Der verbitterten Theaterverhältnisse ist schon einmal gedacht worden. Die Misstimmung nahm zu. Mit dem Abgange des Schauspielers P. Alex. Wolf und seiner Frau nach Berlin im J. 1816 verlor Goethe, da Grüner schon vorher nach Darmstadt gegangen, die letzten lebendigen Vertreter seines Geistes; seine Direction wurde zum Schatten ihrer selbst. Eine längst angelegte Intrigue entfernte ihn bald gänzlich von der Direction. Der Schauspieler Karsten hatte seinen gelehrigen Pudel für das Melodrama „der Hund des Aubry" abgerichtet und lockte damit überall die Menschen haufenweis in die Theater. Goethe äußerte sich mit gerechter Entrüstung über diesen Unfug, und als einflußreiche Personen am Hofe es dahin brachten, daß ihm die Aufführung jenes thierischen Dramas zugemutet wurde, antwortete er lakonisch, schon in den Theatergesetzen stehe, daß kein Hund auf die Bühne kommen dürfe. Die Intendanz war indes vielköpfig genug, um auch ohne Goethe im April 1817 Karsten mit seinem Pudel von Leipzig zu verschreiben. Die Vorstellung wurde angesetzt. Am Tage der ersten Theaterprobe erklärte Goethe, er könne mit einem Theater, auf dem ein Hund spiele, nichts mehr zu thun haben, und fuhr ohne Weiteres nach Jena, um mit dem Neubau der Bibliothek zu beginnen. Dort erhielt er ein Schreiben des Großherzogs vom 13. April: „Aus den mir zugegangenen Aeußerungen

habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geh. R. von Goethe wünscht, seiner Function als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige." Auch dieser Vorgang in Goethes Leben war gleichsam typisch. Daß es gerade Karl August sein muste, der dem Dichter in dieser Weise wehe that, gehörte dazu. In deutschen Theaterangelegenheiten scheint einmal Regel zu sein, daß nichts voraus zu berechnen ist und daß von zwei Fällen, die möglicherweise eintreten können, immer der unwahrscheinlichste wirklich wird. Langjähriges Verdienst auf der einen Seite, und leichtfertigste Anmaßung der Verdienstlosigkeit auf der andern — das erste wird dem andern sicher zum Opfer gebracht. Das Theaterwesen ist das Feld der sonst überall fast unmöglich gemachten Günstlingsschaft geworden. So war auch in Weimar das unmöglich Erscheinende wirklich geworden; die Wiege des idealen Dramas, die Kunststätte, welche das Schauspiel zum edelsten Geschmack, zum höchsten Gedankenleben erheben sollte, war zur Linie hündischer Künste gesunken, Goethes ernstes Streben der schaulustigen, öden Neugier zum Opfer gebracht. Goethe setzte keinen Fuß wieder in das Theater, das unter seiner Leitung entstanden war und 1825 abbrannte. Mit seiner thätigen Teilnahme für die Bühne erloschen auch seine Teilnahme an der dramatischen Literatur.

Im westöstlichen Divan, den Goethe-Hatem gründete, um der neu andringenden fremdartigen Erscheinung gegenüber, die ihn Calderons blumige Beschaulichkeit verstehen lehrte, sich durch Production aufrecht zu erhalten, verarbeitete er den in Hammers, Diezens und Andrer Uebersetzungen überlieferten Stoff in seiner Weise. Der Grundzug ist im Buche Suleika kenntlich geworden, einer Samlung von Liedern die durch einige äußere Operationen dem Colorit des Orients näher gebracht wurden, ursprünglich deutsch empfunden, deutsch ausgeführt waren. Da wo Goethe nicht unmittelbar entlehnte, ist es auch in den übrigen Teilen des Divans wie mit dem Buche Suleika gegangen; es wurden Liedchen und Sprüche, die ohne Zwang unter den zahmen

Xenien oder den Liedern der geſammelten Gedichte ſtehen konnten, durch einige orientaliſche Wörter oder Anſpielungen, oft nur durch die Miſchung ſolcher Stücke unter das Entlehnte, orientaliſiert. Dazu reichte die Erwähnung des Euphrat, Hafis, Mahmuds, eines Mufti oder Fetwa, der Houris oder Beſſire aus; die Nachtigall brauchte nur Bulbul, der Katzenjammer nur Bidamagbuden genannt zu werden. Das Ganze war ein lange fortgeſetztes Maskenſpiel; keine Verwandlung, nur eine Verkleidung. Cupido, Mavors, Phoebus und Helios werden ebenſo gut verbraucht, wie Medſchnun und Leila, Ferhad und Schirin; ſelbſt Ulrich Huttens wird gedacht. Die Hegire beſtand im Vorſatz, kam aber nicht bis Mekka. Die Form der durchreimenden Diſtichen ſcheint Goethe kaum gekannt zu haben; jedenfalls hielt er ihre Bedeutung nicht hoch, da er im andern Falle wol wenigſtens *verſucht* hätte, dieſes Einheitsband der bunteſten Fülle, den Faden der Perlenſchnüre, den leuchtenden Mittelpunkt des Stralenkreißes, das Feſte im Spielenden, durch Nachbildung ſich ſinnlich warnehmbar zu machen. Ohne dieſen notwendigen Reim, der große Gedichte hindurch derſelbe bleibt (wie die Aſſonanz), bleiben die orientaliſchen Gedichte ein Räthſel, dem man das Moment der möglichen Auflöſung genommen hat. Wenn der perſiſche Dichter ein Lied ſingt, in deſſen Reimformel durch alle Diſtichen Gott, Roſe, Licht, Wein, Liebe ſich wiederholt, ſo ſchauen die vielfältig von Himmel und Erde, Vergänglichem und Unvergänglichem geſammelten Bilder in dieſen Einen Spiegel; alles wird auf dies Eine bezogen. Der Reim des Orientalen iſt eine wahre Notwendigkeit, während er in unſern abendländiſchen Sprachen nur eine liebliche Schönheit bildet. Daß Goethe niemand darüber aufklärte, iſt begreiflich, da die Kenner der morgenländiſchen Dichtung wol ſelbſt keine Vorſtellung davon hatten; auffallender iſt, daß Goethe mit ſeinem dichteriſchen Feingefühl nicht von ſelbſt darauf kam. Seine Formen, die gut abendländiſch, gut deutſch ſind, hat man als Beweis anführen wollen, daß bei deut-

Digitized by Google

ſchen Dichtern, ſelbſt wo ſie orientaliſieren, die Form doch immer eine heimiſche bleiben müße. Es iſt gewis eine Teuſchung, aus Goethes ahnungsloſem Verfahren ein Geſetz der Notwendigkeit bilden zu wollen. An ihm lag es nicht, wenn er den Orient nicht bis ins Kleinſte nachbildete. Er, der arabiſche Buchſtaben zierlich nachmalte und orientaliſche Wörter hieroglyphiſch aufnahm, die Gedichte zierlich umränderte und die Bücher mit leeren Namen betitelte, hätte ſicher den Reiz des orientaliſchen Reimes nicht geopfert, wenn er ihn gekannt hätte. Seine zu geheimnisvollen, myſtiſch-ſymboliſchen Andeutungen aufgelegte Natur würde hier gerade ein bequemes Mittel gefunden haben, Rätſel auszuſtreuen, an denen die Ausleger ſich dann weidlicher hätten üben können, als an den ſchlichten, dürftigen Reimen des jetzigen Divans. Allein wie wenig derſelbe auch (unbeſchadet des rückertſchen Lobes) reinen Oſten zu koſten gab: er war für unſre Literatur von unermeßnem Einfluß. Goethe hatte in dem poetiſchen Teile des Divans den Orient aus der Enge der Wißenſchaft und der dilettantiſchen Liebhaberei in die Dichtung geführt. Erſt nach ſeinem Divan wurde es Rückert möglich mit ſeinen treueren Nachbildungen des Orients hervorzutreten und einzudringen; mit dem Divan nahm auch das Studium einen neuen Aufſchwung und führte die Sprachvergleichung in den weiteren Oſten nach Indien, um auf dieſer Wanderung für Geſchichte und Altertum der Menſchheit neue früher ungekannte Wege zu finden. Ob unſrer Dichtung Heil damit widerfahren, mag unentſchieden bleiben; da ſie vom Weſten bis Norden und Süden alle Formen aufgenommen oder durchgemacht hatte, konnte auch der Durchgang durch den Orient nicht viel Schaden ſtiften. Den Vorteil hat die deutſche Literatur wenigſtens gehabt, daß wer die Dichtung der ganzen Welt, der alten und der neuen, des Abend- wie des Morgenlandes mit einem Male kennen lernen will, nur deutſch zu lernen hat; alle Dichter reden ihm in dieſer Einen Sprache faſt wie in ihrer heimatlichen. In dieſem Sinne dachte

ſich Goethe freilich ſeine Weltliteratur nicht, die darin beſtehen ſollte, daß das Beſte, was eine Sprache der Erde ſchaffe, von den Beſten der Erde gewürdigt werde. Aber auch in dieſem Sinne verwirklicht ſich Goethes Vorſtellung ſchrittweis, wenn auch langſam. Der Wert, der Ruhm iſt nicht mehr von den Grenzen des Sprachgebiets abhängig, und auch der ephemere Ruhm der Heimat hat ſein Correctiv im Auslande.

Goethe that fleißig das Seinige, um eine Weltliteratur in ſeinem Sinne mit begründen zu helfen. Seine Schriften waren lange ſchon ins Ausland gedrungen; er ſuchte nun ausländiſche Schriften in Deutſchland einzuführen oder ſich mit ihnen in ein Verhältnis zu ſetzen. Byron, deſſen Dichtungen damals ganz Deutſchland erfüllten, beſchäftigte ihn ſehr viel, namentlich Manfred (in Dörings Ueberſetzung!), den er zu ſeinem Fauſt in Beziehung ſetzte. Eine mit Byron angeknüpfte Verbindung, die der britiſche Dichter, der wol nie etwas von Goethe geleſen hatte, artig auffaßte, gab dem greiſen Dichter angenehme Illuſionen. — Das meiſte, was Goethen von fremder Literatur anzog, war Mittelgut, wenn nicht noch niedriger; Ausnahme bildete etwa die Frithiofsſage von Tegner, mit der nordiſche Dichtung zum erſten Male näher an ihn herantrat. Das Studium des Orients erweiterte ſich für ihn durch neu bearbeitete indiſche Dichtungen, wie Megaduhta, den er durch Roſegarten ſchon vor Abſchluß des Divans hatte kennen lernen; es folgte ſpäter Camarupa, Nalas und Damajanti, Bagavat-ghita und anderes, womit die Sanskritgelehrten Humboldt, Schlegel, Laſſen, Bopp u. ſ. w. bekannt machten. — Noch einmal zog das griechiſche Altertum wieder gewaltig an; Goethe verſuchte die Fragmente der euripideiſchen Tragödie Phaethon zu ergänzen und ſchloß ſein claſſiſch-ideales Streben mit dem Euripides, wie er es im Wetteifer mit dieſem Dichter begonnen hatte. — Was er von einheimiſcher Dichtung kennen lernte war meiſtens elend und wertlos. Er ſelbſt bekennt, daß

er ſich ſeit 1820 alles Neueren enthalten habe; Olfried und Liſena von A. Hagen war die letzte erfreuliche Erſcheinung für ihn, während Werners Maccabäer und Houwalds Jammerſpiel „das Bild“ jenen Entſchluß in ihm hervorbrachten. Die deutſche nannte er eine Lazarethpoeſie, die franzöſiſche eine Literatur der Verzweiflung; er hätte gleich die engliſche in dieſe Bezeichnung einſchließen und die übrige von ihm protegierte Literatur des Auslandes eine des Unvermögens nennen können; denn was er noch beachtete oder empfal, war nur für ihn intereſſant; alles Bedeutendere überſah er mit Abſichtlichkeit oder belegte es mit ſeinem heftigſten Tadel. Von Goethe gelobt zu werden war damals faſt ein ebenſo großes Ungemach, wie ſein Tadel empfelend. Er wollte ausruhen und muſte alles billigen, was ihn nicht ſtörte; es ſtörte ihn alles, was ſich jung und jugendlich kräftig erwies. Viel trug ſeine nähere Umgebung bei, um ihn von der vorwärts ſtrebenden Welt abzuſchließen. Sie waren mit ängſtlicher Sorgfalt bemüht, alles fern zu halten, was die beſchauliche Ruhe beeinträchtigen und den Glauben an die allgemeinſte Verehrung der Nation ſchwächen konnte. Goethe wollte und ertrug nur Beiſtimmung; Ausdruck entgegengeſetzter Meinungen verſtimmte ihn; er war zu alt, um ſich auf neue Bahnen zu wagen, und mochte Dinge, die er ſein Leben hindurch mit Eifer getrieben, nicht als Irrtum anſehen. Pfaff hatte ihm einen wißenſchaftlichen Widerſpruch geſandt; Goethe ſtrafte dies „unartig zudringliche Verfahren der Deutſchen“ wie eine allgemeine Unart — Seine wißenſchaftlichen Arbeiten giengen fort und manches, was er zuerſt gefunden, wie die Lehre von der Entwicklung der Pflanze aus dem Blatt, oder was er ſich ſtill von andern angeeignet, wie die Lehre von den Schädelknochen aus Okens Programm (von 1807), gieng in die Wißenſchaft über, während ſeine Farbentheorie, die ihm eine wahre Herzensangelegenheit, ja Herzensqual geworden war, ſelbſt durch die

Bemühungen der hegelschen Philosophen zu keinem Ansehen gelangen wollte.

Seit 1821 hatte er Eckermann aus dem Hannöverschen als literarischen Gehülfen angenommen, ohne auf Riemers Teilnahme zu verzichten. Mit beiden begann er die Redaction seiner Werke in der Ausgabe letzter Hand. Schon bei der Ausgabe seiner Werke im J. 1816 hatte man ihn zu vermögen gesucht, die Anordnung derselben in chronologischer Folge vorzunehmen, wie sie Körner bei der Herausgabe der Werke Schillers zweckmäßig gewählt hatte. Goethe wies das Ansinnen entschieden zurück. Er wollte nicht in seiner Entwicklung sondern als Einheit und Ganzes erscheinen; das Letzte sollte neben dem Ersten gelten, als ob alles nur Aeußerung einer großen einheitlichen Entfaltung sei, ohne Geschichte. In dieser Weise haben ihn die unbedingten Verehrer immer aufzufaßen und darzustellen versucht, da doch jeder Schritt zum Verständnis des Einzelnen auf die historische Betrachtung führen muste. Goethe selbst konnte dem Verlangen, ihm in seinem Werden zu folgen, die Berechtigung nicht absprechen; er schrieb sein Leben, seine Tag- und Jahreshefte, und seine Familiares sahen sich genötigt, der Ausgabe seiner Werke in späterer Zeit (1840) eine chronologisch geordnete Uebersicht derselben beizugeben, die nicht überall ausreicht und mitunter um ein oder einige Jahre irrt, aber bei einer endlichen Ausgabe als Grundlage benutzt werden müste. Goethe selbst hat auch durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller und die Anordnung der Veröffentlichung seiner Correspondenz mit Zelter die historische Erkenntnis seiner Werke erleichtert, da ihn beide von 1794 bis an sein Ende begleiten und über das meiste was in ihm wirkte und um ihn lebte Auskunft geben. Die Veröffentlichung seiner Tagebücher, aus denen Riemer Mitteilungen machen konnte, scheint noch lange ein frommer Wunsch zu bleiben, doch wird es auch dazu kommen.

Am 16. März 1832 erkrankte Goethe. Er stand im 83. Le-

Digitized by Google

bensjahre. Die Natur vermochte den heftigen Anfall nicht zu überwinden. Nach furchtbaren Krämpfen, die in der Nacht vom 19. auf den 20. eintraten, folgten einige Tage der Beruhigung, Ermattung, Erschöpfung. Seine letzten Worte am 22. März waren: Mehr Licht! Gegen Mittag drückte er sich in die Ecke seines Schlafstuhls und entschlief. Er wachte nicht wieder auf. Eckermann sah ihn auf dem Todtenlager; der Diener schlug das Laken auseinander: „Die Brust, berichtet Eckermann, überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommner Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergeßen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlaßen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wandte mich ab, um meinen verhaltnen Thränen freien Lauf zu laßen.“ Am 26. März wurde die Leiche mit unermeßlichem Trauergefolge nach der großherzoglichen Todtenkapelle auf dem neuen Friedhofe geführt und in der fürstlichen Gruft beigesetzt.

Auch nach dem Tode lebt er fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Friedrich von Schiller.

Digitized by Google

Schiller war der einzige Sohn und das zweite Kind bürgerlicher Eltern in Würtemberg, geboren zu Marbach am Sonnabend 10.*) Nov. 1759 und getauft am folgenden Tage. Taufzeugen waren der General von Gabelenz, der Bürgermeister Hartmann in Marbach und der Bürgermeister Hübler in Vaihingen, ferner ein Verwandter der Familie, Johann Friedrich Schiller; nachher gab sich noch dazu an der Obrist von Rieger, außerdem noch eine Frau Ehrenmännin, eine Jungfer Sommerin und Bilfingerin in Vaihingen, eine Jungfer Wernerin und eine Jungfer Wolfingin in Marbach. Der Täufling erhielt die Namen Johann Christoph Friedrich. Schillers Vater Johann Kaspar hatte, als sein von Bittenfeld gebürtiger Vater gestorben war, das Badergewerbe erlernt und war

*) Der 10 November war vom Vater als Geburtstag in ein Familienbuch eingetragen (Weimarisches Jahrb. 6, 221) und wurde von Schiller und den Freunden gefeiert (Körner trinkt Sonnabend 10 Nov. 1787 Schillers Gesundheit zu dessen Geburtstage beim Grafen Brühl; Schiller nennt gegen Körner den 10. Nov. 1789 seinen Geburtstag, gegen Göschen ebenso Mittwoch 10. Nov. 1790 (Weim. Jahrb. 6, 231); Goethe gratuliert zum 10. Nov. 1801. Erst als der Taufschein, der irrig sagt: „geb. 11. Nov. und getauft eodem" bekannt wurde (vom J 1769 und 1773), der dem akademischen Abgangszeugnis zu Grunde gelegt war, änderte die Familie den Tag; Louise Schiller nennt brieflich den 11. Nov. und Körner feierte 1803 den 11. November. Die Verlegung beruhte auf einem Irrtum und die Entdeckung G. Schwabs aus dem Marbacher Kirchenbuche war weder neu noch beweiskräftig.

Digitized by Google

1745 als Feldſcher bei einem baieriſchen Huſarenregiment eingetreten, bei dem er zugleich den Dienſt eines Unterofficiers verſah. Nach dem Frieden von Aachen hatte er ſich 1749 mit Eliſabeth Dorothea Kodweiß, einer Tochter des Gaſtwirts zum Löwen in Marbach verheiratet. Das erſte am Leben gebliebne Kind war eine Tochter Chriſtophine (1757), die ſich ſpäter mit dem Bibliothekar Reinwald in Gotha verheiratete. Dann folgte Friedrich Schiller, auf ihn nach ſechs Jahren eine Schweſter, Louiſe, und wieder nach elf Jahren eine andere Schweſter Nanette. Ueber die früheſten Jugendjahre Schillers fehlen alle Nachrichten und über die folgenden liegen nur ſehr dürftige vor. Der Vater, der inzwiſchen den Rang eines Hauptmanns erreicht hatte, kam 1765 als Werbeofficier nach Lorch an der Rems, wo ſein Sohn bei dem Prediger Mag. Phil. Ulr. Moſer zugleich mit deſſen Sohne Chriſtoph Ferdinand Unterricht erhielt und mit dem um einige Jahre jüngeren Knaben C. Phil. Conz, der ſpäter ſich als Dichter bekannt machte, jugendliche Spiele trieb. Im J. 1768 zog die Familie Schiller nach Ludwigsburg, wo der Vater eine Baumſchule gründete, aus der in der Folge die Solitüde hervorgieng. In Ludwigsburg lebte damals der Dichter Schubart als Organiſt, ein wilder wüſter Geiſt, der mit der Familie jedoch kaum in Berührung gekommen zu ſein ſcheint. Einen tüchtigen Jugendfreund fand Schiller an Friedr. Wilh. von Hoven, einem Schulcameraden, dem Sohne eines Officiers, deſſen Familie nach einiger Zeit in daſſelbe Haus zog (in dem ſich auch die Cottaiſche Buchdruckerei befand). Beide Knaben waren für das Studium der Theologie beſtimmt und übten ſich in kindlich-kindiſcher Weiſe mit Predigen auf ihren Beruf ein. Als erſtes Jugendgedicht Schillers wird gewöhnlich ein Neujahrsgruß an die Eltern zum 1. Jan. 1769 genannt, der indeß nur Abſchrift eines damals üblichen allgemein gehaltnen Gedichtchens zu ſein ſcheint. Neuerlich hat man ein anderes Gedichtchen aus der Ludwigsburger Zeit aufgefunden. Schiller richtete es an einen ſeiner Mitſchüler, ſpätern

Artillerie-Hauptmann v. Link, und bat ihn darin, ihm sein Federmeßer zu leihen. — Als Schiller Ostern 1769 zu dem üblichen Landexamen nach Stuttgart gieng, dem sich die auf die Ausbildung im Tübinger Stift hinstrebenden Theologen zu unterwerfen hatten war er ganz wol vorbereitet und erhielt vom Magister Knaus das Zeugnis, daß er gute Hofnungen erwecke und unter die Petenten des Jahres aufgenommen werden könne. Schiller blieb, als sein Vater im J. 1770 auf die Solitüde versetzt wurde, beim Mag. Jahn in Ludwigsburg als Hausgenoß zurück, mit dem er nicht im besten Verhältnis gestanden zu haben scheint, da der Vater noch in späten Jahren einer Collision des Sohnes mit dem Magister gedenkt. Beim Landexamen 1771 wurde dem hofnungsvollen Knaben das Zeugnis zu Teil, daß er nicht ohne Glück auf der Bahn der Wißenschaften fortschreite; im folgenden Jahre lautete das Zeugnis weniger günstig, indem es wol anerkannte, daß er mit seinen Ludwigsburger Mitschülern zwar nicht ohne Erfolg gearbeitet habe, doch wurde hinzugefügt, er habe es ihnen nicht völlig gleichgethan. Als Grund dieses Zurückbleibens wird Kränklichkeit angegeben, die durch schnelles Wachsen veranlaßt war. — Ostern 1772 wurde Schiller confirmiert. Er hatte, wahrscheinlich durch den vorhergehenden Religionsunterricht angeregt, in seinem dreizehnten Jahre, sein erstes Trauerspiel die Christen geschrieben, von dem nichts als diese Erwähnung in einem Briefe des Vaters (1790) übrig geblieben.

Herzog Karl von Würtemberg hatte 1771 auf der Solitüde eine militairische Pflanzschule gegründet, die allmählich ins Große ausgedehnt wurde. Am 6. April 1772 wurde der Grundstein zu einem Akademiegebäude gelegt, dessen Ausführung jedoch unterblieb. Auf den Wunsch des Herzogs wurden Söhne von Officieren der Pflanzschule zur Ausbildung übergeben. Auch an Schillers Vater war eine Aufforderung ergangen. Es wird gesagt, daß der Hauptmann seinen Sohn ungern von der Bestimmung zum

Theologen abgelenkt geſehen habe und der Aufforderung nicht mit ganzem Herzen nachgekommen ſei. Das Dankſchreiben, das er am Tage nach des Sohnes Eintritt in die Pflanzſchule, am 18. Jan. 1773 an den Herzog richtete, bietet dafür keine Beſtätigung, wenn dieſe nicht in der lebhafteſten und ſchwungreichen Dankesäußerung geſucht werden ſoll. Schiller wurde dem juriſtiſchen Studium beſtimmt, das er ſpäter mit dem der Medicin vertauſchte. Er war fleißig und machte raſche Fortſchritte. Neben der Fachbildung, die ihm eine Stellung im Leben geben ſollte, ſuchte er ſich eine allgemeinere Bildung zu verſchaffen und las, ſoweit die militäriſche Einrichtung und Haltung der Schule es geſtattete, alte und neue Dichter, ſo viel er deren habhaft werden konnte. Allzuſtreng konnte die Sperre gegen die Literatur der Zeit nicht ſein, da den Schülern geſtattet, vielleicht angedeutet war, ſich in deutſchen Dichtungen zu verſuchen, wie denn Schiller ſelbſt Verſuche der Art zu Zwecken der Schule gemacht hat. So lange dieſelbe auf der Solitüde war, mochte freilich nicht viel von neuer Dichtung in die Hände der Schüler gelangen, und Schiller zeigt ſich mit der Lectüre des Virgil, der Pſalme, der Oden und des Meſſias von Klopſtock beſchäftigt, in deren ſchwärmeriſcher Verehrung er ſich zu einem Gedichte Moſes angeregt fühlte. Auch davon iſt nichts erhalten. Die Zuflüße des Neueren wurden bald lebhafter. Die Pflanzſchule wurde 1775 von der Solitüde nach Stuttgart verlegt und zur herzoglichen Militairakademie erhoben. Eine Caſerne war raſch für die Aufnahme umgeſchaffen. Am 18. Nov. 1775 zogen die Schüller uniformiert und militairiſch geordnet mit allen Lehrern und Vorgeſetzten von der Solitüde ab und wurden vom Herzoge eine halbe Stunde von Stuttgart eingeholt und in feierlichem Zuge in die Hauptſtadt geführt. Die Ausbildung, die Schiller erhalten hatte, mochte in wißenſchaftlicher Beziehung nicht viel bedeuten, da er noch in reiferen Jahren über einen empfindlichen Mangel an Kenntniſſen klagt, wie ſie in den Schuljahren erworben zu werden

pflegen; in menſchlicher Rückſicht war die Dreſſur der Schule ſchädlich, da ſie die natürliche Auffaßung der ſittlichen Verhältniſſe zu verkehren, ja zu ertödten geeignet war. Nur Ein Zug! In einer der dienſtpflichtlichen Selbſtſchilderungen, wie ſie die Schüler einreichen muſten, konnte der fünfzehnjährige Knabe die Liebe zu den Eltern der Schmeichelei für den Herzog opfern: „Dieſer Fürſt, welcher meine Eltern in den Stand geſetzt hat, mir Gutes zu thun, dieſer Fürſt, durch welchen Gott ſeine Abſicht mit mir erreichen wird, dieſer Vater, welcher mich glücklich machen will, iſt und muß mir viel ſchätzbarer als Eltern ſein, welche unmittelbar von ſeiner Gnade abhangen.“ — In Stuttgart ließ ſich der Verkehr mit der Außenwelt nicht völlig durchführen; es ſcheint nicht, daß irgend etwas von der neueren Dichtung unzugänglich geblieben, wol gar verbannt geweſen wäre. Die ganzen Koryphäen der Genieperiode drangen in die Akademie ungehindert ein: Rouſſeau und Oſſian, Goethes Götz und Werther, Millers Siegwart und Müllers Fauſt. Goethes Clavigo wurde (1780) zum Geburtstag des Herzogs von Akademikern ſogar aufgeführt und Schiller ſpielte die Titelrolle, wie berichtet wird, abſcheulich, kreiſchend, brüllend, ungeberdig bis zum Lachen. Das falſche, hochfliegende Pathos, das er in ſeinen Lieblingsautoren fand oder in ſie hineinlegte, beherrſchte ihn menſchlich und dichteriſch; Verzerrung der Menſchheit galt ihm für Kraft, erzwungner Humor für Gefühl und bombaſtiſche Redensarten für Schwung. Die ſtraff einſchnürende Dreſſur hatte ſeinen Jugendmut zurückhalten ſollen und diente nur dazu, krampfhafte Ausbrüche zu zeitigen. An Shakeſpeare fand er, der anſcheinenden Kälte wegen, kein Behagen; er hatte nichts in dieſe ſtrenge Wahrheit der vollendeten Geſtaltung zu legen. Um ſo leidenſchaftlicher ergriffen ihn die unwahren ſtürmiſch-pathetiſchen Dichtungen Klingers, die in gleichem Widerſpruch des Strebens und der Wirklichkeit aufgewachſen waren wie Schiller; vor allen andern erfüllte ihn der Julius von Tarent Leiſewitzens durch die Vereini-

Digitized by Google

gung ſchwärmeriſcher Empfindung und pathetiſcher Darſtellung mit glühendem Enthuſiasmus Die Lectüre dieſer Dichtungen reizte ſeinen nachahmenden Wetteifer; er trug ſich mit allerlei Plänen zu großen Tragödien, begann einen Studenten von Naſſau, einen Cosmus von Medici, ſchrieb das Gedicht die Gruft der Könige, durch welches wirklich Schubart zu ſeiner weit ſpäter erſchienenen und gedichteten Fürſtengruft angeregt wurde. Aus dem Cosmus, der liegen blieb, nahm Schiller manches in die im J. 1777 begonnenen Räuber auf, die als Abſchluß und höchſte Vertretung der ganzen Genieperiode gelten können. Ein genaues Studium der gleichzeitigen dramatiſchen Literatur zeigt ſo viele Uebereinſtimmung zwiſchen Einzelheiten derſelben und einzelnen Scenen der Räuber, daß eine vertraute Kenntnis Schillers ſelbſt mit den Producten untergeordneten Ranges ſich nicht ableugnen läßt. Anklänge an einzelne Worte im Julius von Tarent ſind ſeit Jördens und ſeinen Vorgängern immer hervorgehoben: daß Schiller in den Räubern die Erſtürmung des Kloſters, die ſpäter wegen ihrer Gräßlichkeit auf eine Erzählung Spiegelbergs eingeſchränkt wurde, nach einer hingeworfnen Andeutung des Julius v. Tarent ausführte, iſt ebenſo wenig wargenommen, wie die Uebereinſtimmung, die Schillers Räuber mit den damals beliebten Theaterſtücken des Schauſpielers Möller (die Zigeuner, Sophie) und andrer aufweiſen. Nicht einmal darauf iſt hingewieſen, daß die Einſperrung des Vaters, die den eigentlichen Kern des überlieferten Stoffes bildete, ſchon von Lenz in dramatiſcher Form verarbeitet vorlag. Die vielfältigen kleineren aus der zeitgleichen Literatur in die Räuber verlaufenden Züge müßen einer Monographie nachzuweiſen vorbehalten bleiben, die, wie viel ſie auch im Einzelnen als fremdher aufgenommenes Gut aufzuzeigen hat, doch der dichteriſchen Selbſtſtändigkeit der Räuber nichts abbrechen kann. Die übrigen hatten einzelne ſittliche und ſociale Mängel angegriffen, an hemmenden Schranken gerüttelt, das Wi-

drige auf den Kopf gestürzt, in verlornen Scenen nebenher Gegenbilder aus einer exaltierten Welt der wirklichen gegenübergestellt, ihre großen und kleinen Helden objectiver und dadurch kälter gehalten; Schiller erklärte der bestehenden Ordnung der Dinge im Ganzen den Krieg und identificierte sich mit seinem Helden. Das Rohe, Grelle, Scheusliche, Fratzenhafte, Freche, Gemeine, Abenteuerliche Ueberschwängliche — alles war jahrelang in der Literatur und auf der Bühne vorbereitet, aber nirgends mit solcher Herzenswärme belebt, nirgends mit so umfaßender Kraft, niemals mit größerem technischen Geschick behandelt worden als in diesem Stücke, das alles stürmisch aufrüttelte, was in der gährenden Jugend der Welt sich regte und eine so ungeheure Wirkung übte, wie kein anderes Stück Schillers oder eines andern Dichters bei der Jugend wieder erlebt hat. Für Schiller selbst waren die Räuber entscheidend, nicht sowol das Ganze, als eine zufällige Einzelnheit darin und erst geraume Zeit nach seinem Abgange von der Akademie.

Die letzten Jahre seines akademischen Aufenthalts bieten wenig äußerlich Hervortretendes dar. An den Namensfesten der Franziska von Hohenheim, der Freundin des Herzogs, stellte sich Schiller wiederholt mit Festreden ein. Die Dame genoß einer schwärmerischen Verehrung bei den jungen Leuten und auch Schiller sah in ihr ein Bild der Anmut, ein Muster der Tugend; bedenklich genug, daß der zwanzigjährige Poet, der sich hatte einreden können, der Herzog müße ihm schätzbarer sein, als seine Eltern, das Ideal der Weiblichkeit in der Maitresse eines Fürsten erblickte. Die Abgeschloßenheit der Schule, in der kein menschlicher Trieb zur reinen Entwicklung kommen sollte, hatte Schiller mehr als er selbst fühlen mochte befangen gemacht. Er verehrte den Herzog mehr als er sich später gestand. Zu dem Geburtstage desselben (11. Febr. 1779) verfertigte er ein Festspiel, wozu ihn kein äußerer Antrieb hatte drängen können; er muste von innen, aus sich selbst dazu getrieben sein. Der Herzog scheint auch nicht ohne wirkliche

Teilnahme für den jungen Mann geblieben zu sein; er meinte es in seinem Sinne recht gut mit ihm, nur war der Sinn selbst nicht gut. Frei sich entwickelnde Menschen waren seiner Begriffswelt fremd; für ihn taugte nur, was sich in die Formen der Verhältnisse, unter die Autorität willig einzuordnen wuste. Als Schiller im Herbste 1779 seine Philosophie der Physiologie, aus der sich ein Bruchstück erhalten hat, einreichte und die beurteilenden Lehrer darin ein anstößiges Beßerwißenwollen in Bezug auf Haller u. a. rügten, verfehlte Schiller den Zweck der Arbeit, der auf eine Entlaßung aus der Akademie gerichtet war. Der Herzog, dem die rügenden Urteile über Schillers stolzen Geist und kecken Auftreten gegen die Lehrsätze berühmter Männer vorgelegt wurden, entschied am 13. Nov., es werde recht gut für ihn sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibe, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden könne. Schiller muste sich fügen. In diesem letzten akademischen Jahre scheinen die Räuber recht ernstlich vorgenommen zu sein; sie gelangten im Sommer 1780 zum Abschluße. In dies letzte Jahr (1779) fällt auch Goethes Besuch in der Akademie, worüber genaueres bereits S. 120 mitgeteilt ist Ohne Nachwirkung scheint dieser Besuch des Dichters auf die Akademie und den fürstlichen Lenker derselben nicht geblieben zu sein, da zum nächsten Geburtstag (11. Febr. 1780) des Herzogs für eine dramatische Darstellung die Wahl auf ein Stück Goethes, den Clavigo fiel. Die Wahl wurde vielleicht durch Schiller bestimmt; der Herzog selbst muste sie gebilligt und beide musten sich bald nach Goethes Besuch (14. Dec.) entschieden haben, da die zwischenliegende Zeit nur eben für das Einstudieren und die Proben zureichte. — Im Sommer 1780 arbeitete Schiller zwei Abhandlungen aus seinem wißenschaftlichen Fache, der Medicin, aus; eine lateinisch und deutsch abgefaßte streng fachwißenschaftliche „Ueber den Unterschied der entzündlichen uud Faulfieber," und eine deutsch geschriebene, freier und allgemeiner gehaltne, einen

„Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen," die als erſtes ſelbſtſtändiges Werk Schillers in der Cottaiſchen Officin gedruckt wurde. Er hatte ſich darin den Scherz gemacht, eine Stelle aus ſeinen Räubern als Stelle einer engliſchen Tragödie von Krake anzuführen, was ihn und ſeine Freunde nicht wenig beluſtigen mochte, da das geheim gehaltene Stück hier als beweiſendes Document angeführt und den beurteilenden Lehrern ganz dreiſt ein engliſcher Autor aufgeheftet wurde, der nicht exiſtierte. — Dieſe Abhandlungen galten als Probeſtücke der Reife des jungen Mediciners, der am 14. Dec. 1780 endlich aus der Akademie entlaßen wurde.

Zunächſt fand Schiller als Medicus ohne Porte-épée beim Grenadierregimente des Generals Augé mit einer Monatsgage von 18 Gulden eine Anſtellung in Stuttgart ſelbſt. Seine ärztliche Praxis war unbedeutend und ließ ihm Zeit genug, ſich ſeinen Lieblingsneigungen hinzugeben. Er redigierte eine kleine politiſche Zeitung, die Mäntlerſchen Nachrichten, von denen wöchentlich zwei Nummern erſchienen, Schillers Hand aber nicht erkennen laßen. Ein Gedicht auf die Rückkehr des Herzogs von einer Reiſe nach Norddeutſchland und Holland, voll enthuſiaſtiſcher Schmeichelei, wird Schiller zugeſchrieben; Peterſens Zeugnis liegt dafür vor. Iſt daſſelbe gültig, ſo hieng Schiller damals noch voll patriotiſcher Verehrung an dem Fürſten, der das Glück ſeiner Kinder begründet habe und den Neid des Auslandes errege. Bald änderte ſich dieſe Geſinnung ſehr entſchieden. Die Räuber, die im Sommer 1781 erſchienen und raſches, großes Aufſehen erregten, wurden von Dalberg in Mannheim auf die Bühne gebracht und verbreiteten ſich von da bald über andere Bühnen. Der Herzog, der vielleicht nicht einmal Kenntnis davon hatte, war wenigſtens nicht dadurch verletzt worden. Erſt ein äußrer zufälliger Anlaß reizte ihn gegen das Stück und den Dichter auf. Eine Stelle, in der Graubünden als die hohe Schule der Spitzbuben bezeichnet war, hatte den

Widerſpruch eines in Graubünden angeſtellt geweſenen Lehrers veranlaßt und dadurch die Stelle ſelbſt in Graubünden bekannt gemacht. Ein Blatt in Chur veröffentlichte einen aufgeregten Artikel gegen den verleumderiſchen Komödienſchreiber, und dieſer Aufſatz wurde Ende April 1782 durch den Garteninſpector Walter in die Hände des Herzogs gebracht. Schiller hatte im Mai ohne Urlaub in Begleitung der Frau v. Wolzogen, der Mutter eines ſeiner akademiſchen Mitſchüler, und einer Hauptmann Viſcher eine Reiſe nach Mannheim gemacht, um einer Wiederholung der Räuber beizuwohnen. Nach ſeiner Rückkehr wurde er für die eigenmächtig genommene Erlaubnis zur Reiſe mit zweiwöchigem Arreſte geſtraft und ihm der Verkehr mit dem Auslande verboten. Dieſem Verbot folgte, durch die Denunciation Walters veranlaßt, ein Verbot des Herzogs, „niemals mehr weder Komödien noch ſonſt ſo was" zu ſchreiben. Schiller ſah damit ſeinen Lebensnerv abgeſchnitten. Er wandte ſich brieflich an den Herzog und ſetzte ihm auseinander, wie er durch ſeine Dichtungen Ruhm und Geld gewonnen und bat um Aufhebung des ergangenen Verbots. Der Herzog verweigerte die Annahme des Briefes und ließ dem Bittſteller verbieten, ſich ferner ſchriftlich an ihn zu wenden. Schiller war in „Ungnade" und von der Ungnade dieſes Fürſten ließ ſich, wenn man auch nur an Schubarts Schickſal dachte, das ſchlimmſte und gewaltthätigſte fürchten. Schiller hatte alle Urſache, auf ſeine Sicherheit bedacht zu ſein, und da ſich kein Weg zeigte, die verlorne Gnade wiederzuerlangen, entſchloß ſich der Dichter zu dem letzten Mittel, zur Flucht. Am 17. Sept. kam er mit Hülfe des treuen A. Streicher glücklich aus dem Thore und war am 19. außer dem unmittelbaren Bereich ſeines ungnädigen Fürſten, in Mannheim.

Wie ſchwer dem Dichter der Entſchluß geworden ſein mochte, in die Welt aufs Ungewiſſe hinauszugehen, wie drückend und ängſtigend die nächſte Zeit auch war, die der heimatloſe, von Mitteln entblößte Flüchtling durchzumachen hatte; das Schickſal, das ihn

traf, war eine Wohlthat für ihn Er wurde aus den beengenden Verhältniſſen, in denen er allmählich vielleicht verſunken wäre, durch einen raſchen Ruck herausgehoben. Der Boden, in dem er gewurzelt hatte, war ihm nicht heilſam geweſen. Der barbariſche akademiſche Ton war auch in das Stuttgarter Leben des Dichters übertragen. Schillers Zuſammenwohnen mit dem leichtſinnigen, auf ſtürmiſchen Lebensgenuß gerichteten Lieutenant Kapff; ſein Verhältnis zu der verwitweten Hauptmann Viſcher, die er als Laura in ſeinen exaltierten Gedichten feierte; vor allem die Lebens- und Gemütsverfaßung, in welche die Gedichte ſeiner Anthologie blicken laßen; alles war für ihn verderblich, weil es ſeine ſittliche Natur untergrub. Auf die Anthologie ſelbſt kann hier genaueres Eingehen nicht ſtattfinden. Das Eigentum der Beitragenden iſt nicht mehr mit völliger Schärfe zu ſondern und manches, das Schiller zugeſchrieben wird, mag andern, manches das andern ſcheint überlaßen werden zu müßen, könnte doch ihm gehören. Wie ſich im Einzelnen die Eigentumsverhältniſſe und die Verantwortung für die Teile auch ſondern möchten, wenn ein urkundlicher Beweis zu erbringen wäre, die Verantwortung für das Ganze bleibt Schiller, der ſich weder etwas aufdringen noch abdingen ließ. Was er aufnahm, hatte ſeine Billigung. Sein poetiſches und ſittliches Gewißen war danach unglaublich weit, wenn bei dieſen zum Teil rohen und gemeinen Ausgeburten erſchreckender Verwilderung von Gewißen überhaupt noch die Rede ſein könnte. Manche Gedichte mochten als Späne und Splitter aus der Werkſtatt des Räuberdichters gelten und nachſichtig ertragen werden, weil ſie nur im Verhältnis zu jener titaniſchen Schöpfung galten. Der Dichter ſelbſt ſteht aber in anderm Verhältnis zu einem wenn auch noch ſo lyriſch gehaltnen Drama, als zu einem wenn auch noch ſo objectiv gehaltnen lyriſchen Gedichte. Dort ſchiebt er zwiſchen ſich und den Zuſchauer oder Leſer Geſtalten, die ein ſelbſtſtändiges Leben haben; hier tritt er ſelbſt und unmittelbar vor uns auf. Und

von dem Schiller, der in der Anthologie vor uns auftritt, wendet man gern den Blick. Sie iſt ſchlimmer als die Gedichte der lüſternen Poeten aus Wielands Schule, als der entarteten Anakreontiker in Grecourts Geſchmack, da dieſe mit der Sittenloſigkeit ein ekelhaftes Spiel treiben, während die Sittenloſigkeit der Anthologie zur wirklichen Natur geworden iſt und kaum eine Ahnung einer reinern Welt übrig gelaßen hat.

Von Mannheim aus wollte ſich Schiller an den Herzog wenden; ein Briefconcept vom 19. Sept. wiederholt im Weſentlichen den Inhalt der Bittſchrift vom 1. Sept. und bricht mit dem Bekenntnis ab, daß er keine Ausſichten mehr habe, wenn der Herzog die höchſte Gnade nicht haben ſollte, ihn zurückkommen zu laßen und ihm zu vergeben. Ob der Brief abgegangen, iſt ungewis. Schiller drückt darin wenigſtens die Mislichkeit ſeiner Lage aus. In Mannheim war wirklich nichts für ihn zu hoffen. Heribert v. Dalberg, dem er ſich ſchon im Juni brieflich in die Arme geworfen und der ſich ſchon ängſtlich zurückgezogen hatte, war viel zu ſehr Hofmann und Diplomat, um ſich eines Geflüchteten, mit dem Zorne ſeines Fürſten Beladenen anzunehmen. Als Schiller in Mannheim eintraf, war Dalberg in Stuttgart. Der Dichter, der den Fiesko mitgebracht und den Mannheimer Schauſpielern vorgelegt hatte, fand es nicht geraten, die Rückkehr Dalbergs ſo nahe bei Stuttgart abzuwarten. Er gieng mit Streicher nach Sachſenhauſen, von wo aus er am 30. Sept. Dalberg von ſeiner Flucht unterrichtete und im Vertrauen auf die Güte ſeines Fiesko um einen Vorſchuß von 300 Gulden bat. Dalberg antwortete nicht. Schiller kehrte nach einem ſiebenwöchigen Aufenthalt in Oggersheim mit Streicher nach Mannheim zurück, fand den Theaterausſchuß für ſeinen Fiesko eingenommen und baute Luftſchlößer für die Zukunft. Seine Mutter und älteſte Schweſter lud er, da er auf immer weggehe, zu einer Abſchiedsunterredung auf den 22. Nov. in das Poſthaus zu Bretten ein und verhieß ihnen dort einen Carolin Reiſegeld zu geben, wahr-

ſcheinlich ſein letztes Geld, das durch das Honorar für Fiesko wieder erſetzt werden ſollte. Aber ſtatt der erwarteten Annahme und Honorierung erhielt Schiller Dalbergs trocknen Entſcheid, daß das Trauerſpiel nicht brauchbar ſei, folglich daſſelbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne. Schiller gab das Trauerſpiel nun dem Buchhändler Schwan für 11 Ld'or in Verlag und verließ allein gegen Ende November Mannheim, um in Bauerbach auf dem Gute der Frau v. Wolzogen ein Aſyl zu finden. Er kam dort Anfangs December wie ein Schiffbrüchiger an, der ſich mühſam aus den Wellen gekämpft hat. Die Aufnahme, die er fand, ſtimmte ihn froh und gab ihm Luſt zu arbeiten. Schon im Januar 1782 konnte er das Trauerſpiel Louiſe Millerin, wie Kabale und Liebe urſprünglich genannt war, als fertig bezeichnen und auf andre Pläne ſinnen.

Fiesko war ganz noch Stuttgarter Erzeugnis, eine Staatsaction aus der idealen Traumwelt des Dichters der Räuber, voll von Verzerrungen widriger Unnatur, aber voll großer Züge. So peinlich Bertha, ſo widerwärtig Fiesko am Putztiſch Juliens, ſo verſchroben und forciert der Mohr; ebenſo plaſtiſch wie ein hartes Steinbild iſt Verrina herausgearbeitet, und ſelbſt die ganze Anlage der berechnenden Intrigue zeugt von der feſten ſichern Hand des Dichters. Großes Glück hat Fiesko indes niemals gemacht. Das große Gemälde des wirkenden und geſtürzten Ehrgeizes, das der Dichter entwerfen wollte, war keiner hinreißenden Teilnahme fähig. Verrina hätte das Gemälde, nicht der Rahmen ſein ſollen. Als Fiesko in Mannheim ſpäter gegeben wurde, ließ er das Publikum kalt. „Man verſtand ihn nicht. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name; in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut. Aber in Berlin wurde er vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und geſpielt. Auch in Frankfurt fand man Geſchmack daran." — Um vieles lebendiger zündete Kabale und Liebe, faſt wieder wie die Räuber. Schiller hatte den Plan dazu während

ſeines Stuttgarter vierzehntägigen Arreſtes entworfen. Auch hier iſt ganz Stuttgarter Luft, aber in anderm Sinne als in den Räubern, gar in der Anthologie. Kabale und Liebe iſt ein wahrhaft hiſtoriſches Drama, das mit dem vollen Seelenpathos des Dichters und der routinierten Technik eines Bühnenkenners die Zerrüttung, die der Despot über ſein Land verbreitete, die aus den höheren Schichten der Geſellſchaft in die niederen getragen wurde, auf die Bühne ſtellte. Zu jedem Zuge ſeiner ſeelenverkäuferiſchen Landesväterlichkeit, ſeiner ſpitzbübiſchen, dummen, mörderiſchen vornehmen Welt, zu dem im Trommelwirbel erſtickten Jammerſchrei des Elends, der teufliſchen Schurkerei dienſtbeflißner Creaturen, zu der Abenteuerlichkeit der Maitreſſenwirtſchaft, zu der Herzloſigkeit der Eltern gegen die Kinder, der Empörung der Kinder gegen die Eltern, der Kuppelluſt der Mütter und der Verzweiflung der Väter; zu allen dieſen wirkſamen Beſtandteilen des Stückes bot die Zeit und die nächſte Nähe des Dichters die Belege. In einem großen Brennſpiegel waren die einzelnen Stralen der Flammen aufgefangen, die an Staat und Geſellſchaft verzehrend fraßen. Auch hier war wieder wie in den Räubern mit großer umfaßender Gewalt in Eins gedrängt, was in den dramatiſchen Producten der Geniezeit einzeln oder minder kräftig verſucht war. Wagners Reue nach der That war ein ſchwacher Vorläufer von Kabale und Liebe, in der Kindermörderin (die Schiller damals las) waren einzelne Züge vorgebildet, Klingers und Lenz' Stücke treffen mit manchem Motive in Schillers Stück zuſammen; faſt alle Romane der Zeit ſind aus ähnlichem Stoff gebildet; die tägliche Unterhaltung war die heilloſe Wirtſchaft der Fürſtenhöfe, das unſägliche Elend, das der Adel in den Bürgerſtand ausgoß. Kein Wunder, daß dies Bild der Zeit, dieſe furchtbare Abrechnung mit Stuttgart, in der gewandten theatraliſchen Behandlung, deren Schiller vollkommen mächtig geworden (ſo daß jede Kürzung, die ſeit Dalberg auf den Bühnen beliebt iſt, als wirkliche Verſtümmelung empfunden wird), hinreißend auf die Zuſchauer wirkte. Als das Stück am 9. März 1784 in Mannheim zum erſten-

male gespielt wurde, erhoben sich am Schluße des zweiten Aufzuges alle Zuschauer von den Sitzen und brachen in stürmischen Beifall aus. Der Dichter war in einer gemieteten Loge anwesend; von dem Beifall überrascht, erhob er sich und dankte dem Publikum. Die unwiderstehlich fortreißende dramatische Gewalt dieses Stückes hat Schiller nie wieder erreichen können; seine Schöpfungen wurden reifer, lauterer, gediegener, aber der stürmische Schritt, mit dem dieses jugendliche Product forteilt, wurde bedächtiger, gemeßner. Kabale und Liebe entschied Schillers Dichterruhm im Volke und war entscheidend für sein persönliches Geschick.

In Bauerbach hatte der Dichter unter dem Namen Ritter zurückgezogen, fast ohne menschliche Gesellschaft, in einsamer grillenhafter Zelle gelebt. Außer mit dem Bibliothekar Reinwald in Gotha verkehrte er nur mit den Leuten auf dem Gute der Frau v. Wolzogen, die im Mai von Stuttgart auf kurze Zeit dorthin kam und eine erweckende Abwechslung in das einförmige Leben brachte. Indes war Schiller nicht müßig gewesen. Kaum hatte er Louise Millerin vollendet, als er sich nach Stoff für neue ausfüllende Thätigkeit umsah. Lange schwankte er zwischen Imhof und Maria Stuart. Um ein Ende zu machen, legte er beide bis auf weitere Ordre zurück und arbeitete (im März 1783) entschloßen auf einen Don Carlos zu. Den ersten Gedanken daran hatte ihm Dalberg im Sommer vorher gegeben. Reinwald muste nun die Quellen herbeischaffen; vorzugsweise wurde die Novelle St. Reals benutzt und die Historiker über Philipp II., zur Erwerbung des Details, wurden durchgesehen. Der Dichter fand, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde habe, als er geglaubt, und daß sie ihm Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden Situationen gebe. „Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist; einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vorteilen ihres Schicksals verunglückt; eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls; eines grausamen und heuchleri-

ſchen Inquiſitors und barbariſchen Herzogs von Alba ſollte mir, dächt' ich, wol nicht mislingen." Augenſcheinlich traten ihm, nach dieſer Stelle eines Briefes an Reinwald, die Perſonen damals nur in ihren gröbſten Umrißen vor Augen; erſt im Laufe der Arbeit, die ihn bis ins J. 1787 beſchäftigte, vertieften ſich die Charaktere und verfeinerten ſich die weſentlichen Züge der Perſonen, ſo daß aus den groben Theaterpuppen Geſchöpfe wurden, die faſt zu Repräſentanten von Gattungen emporſtiegen. Aus dem feurigen, großen und empfindenden Jüngling wurden zwei Träger der Idee. Die Liebe, die der Dichter im Beginn auf den Carlos gehäuft hatte, erkaltete allmählich und gieng auf Poſa über, was der dramatiſchen Anlage nachteilig wurde, ohne dem Geiſt des Ganzen Eintrag zu thun. Das tragiſche Familiengemälde im Königshauſe, wo der Conflict zwiſchen Vater und Sohn und Weib und Geliebte den Grundgedanken bildete, wandelte ſich allmählich zur großen politiſchen Tragödie um, wo die fortſchreitende Idee der Menſchheit mit dem Vorurteil und Despotismus in Sachen des Glaubens und der freien Staatsverfaßung in den Kampf tritt. Don Carlos war wieder das Spiegelbild der Zeit des Dichters. Die Ideen, die er hier verkörperte, waren die bewegenden der Zeit; ob ſie nach Spanien und an den Hof Philipps paſſten, war dem Dichter ſehr gleichgültig, der nur darum bemüht war, in der Zeitgeſchichte ſeines erſten und zweiten Helden die Züge aufzufinden und zu benutzen, die ſeiner aus der Gegenwart ihm zuſtrömenden Begeiſterung den Schein der Möglichkeit für jene ältere Zeit zu geben vermochten. Daß ſein Don Carlos von dem geſchichtlichen keinen Zug hat, iſt ſehr unerheblich für die Dichtung. Der Wert hiſtoriſcher Dramen hängt nicht vom Hiſtoriſchen, ſondern vom Dramatiſchen, nicht von der Wahrheit, ſondern von der Dichtung ab, und der Wert der Dichtung im Verhältnis zum Hiſtoriſchen beſtimmt ſich weſentlich dadurch, daß die Idee, auf welcher die erſtere beruht, nicht unter der hiſtoriſchen Wahrheit bleibt, ſondern über dieſelbe hinaufſteigt. Ein Stoff, ein Held, der ärmer an Ideen, dürftiger an menſchlicher Bedeutung dargeſtellt erſcheint, als der

Name, den er von der Geſchichte borgt, zeugt nicht von der glücklichen Kunſt des ſchöpferiſchen Dichters, ſondern von der mangelhaften Erkenntnis des Hiſtorikers; dieſer drückt die Wirklichkeit zur niedrigeren Stufe hinab, jener hebt ſie zur höheren hinauf. Schiller war ſich deſſen klar bewuſt und ſprach Aehnliches bald nach Vollendung des Don Carlos in der Beurteilung eines hiſtoriſchen Trauerſpieles unbefangen aus, das in einzelnen Teilen die hiſtoriſche Wahrheit zur poetiſchen hinaufgehoben hatte, in andern weſentlichen Teilen darunter hinabgeſtiegen war. Schillers Carlos war ein hiſtoriſches Drama in zwiefacher Hinſicht, ſowol durch die aus dem Stoff heraufgeholte ideelle Möglichkeit, wie auch durch die aus der Gegenwart hineingelegte ideelle Wahrheit. Die Aufnahme auf der Bühne blieb kalt, weil die Stetigkeit des dramatiſchen Intereſſes bei der Teilung zwiſchen Carlos und Poſa gelitten hatte; die Aufnahme im Volke, bei der Jugend, bei der vorwärtsſtrebenden reiferen Maſſe war eine überſchwänglich enthuſiaſtiſche. Der Zuſammenſtoß alter und neuer Zeit hatte hier poetiſchen Leib angenommen; Carlos wurde das Evangelium kosmopolitiſcher Geiſter; die Zukunft freier Völker war ſeine Verkündigung; er machte den Dichter zum Liebling ſeines Volkes. Allen Erfolgen, die er ſpäter errang, hatte dieſer glänzende die Wege gebahnt. Hier wirkte nicht der vulkaniſche Zorn der Räuber, die kalte Berechnung Fieskos, der glühende Haß aus Kabale und Liebe; hier wirkte die begeiſterte Liebe; der Kampf für freie Menſchheit war zur wärmſten Angelegenheit des Herzens gemacht.

Die äußern Lebensſchickſale, denen durch Vorwegnahme des Erfolges des Don Carlos vorausgeeilt wurde, waren einfach, doch nicht ohne inneren Wechſel. Es kommt nicht darauf an, ſie in allen Einzelnheiten zu begleiten. Von Bauerbach aus hatte Schiller ſeine Louiſe Millerin den Freunden am Mannheimer Theater mitgeteilt, und dieſe lagen Dalberg an, ſich die vielverheißende Tragödie nicht entgehen zu laßen. Dalberg war unverlegen. Die Verfolgungen von Würtemberg, die im Herbſte 1782 noch als möglich erſchienen,

waren im Frühjahr 1783 nicht mehr zu befürchten. Die Flucht des Regimentsmedicus war vergeßen; die Bedeutung des dramatiſchen Autors nicht geringer geworden. Selbſt der Fiesko, den Dalberg ſo kalt abgewieſen, hatte ſich auf andern Bühnen zugkräftig bewieſen. An den Schauſpielen Schillers war immerhin eine gewinnbringende Erwerbung zu machen, vielleicht der Dichter ſelbſt vorteilhaft zu benutzen. Als ob nichts vorgefallen ſei, knüpfte Dalberg die Verbindung mit dem mishandelten Dichter wieder an. Die Folge davon war, daß Schiller die Enge des Aufenthalts in Bauerbach fühlbarer wurde und er ſich entſchloß, abermals nach Mannheim zu gehen. Am 21. Juli 1783 verließ er Bauerbach und ſeine mütterliche Freundin; am 23. war er in Frankfurt und am 27. in Mannheim. Dalberg war wieder abweſend; Schillers großer Bewunderer und feſte Stütze, der Schauſpieler Iffland, war in Hanover. Die Anweſenheit des kurfürſtlichen und des Zweibrücker Hofes veranlaßte, daß nur Alltagskomödien, wovon ſie Liebhaber waren, auf die Bühne gebracht wurden. Die erſten Wochen in Mannheim verliefen eintönig und langweilig. Endlich am 11 Aug. kam Dalberg zurück; er that alles, um den Dichter einzunehmen. Fiesko ſollte aufgeführt werden. Schon am 13. wurde Leſeprobe von Louiſe Millerin gehalten; die Räuber ſollten wieder auf die Bühne kommen, große Stücke gegeben werden. Am 24. Aug. hatte der gewandte Mäcen den Dichter ſchon vollkommen in ſeine Gewalt gebracht. Er beredete ihn in Mannheim zu bleiben und ſchloß einen Contract mit ihm, der Schiller bis zum letzten Auguſt des folgenden Jahres band. Es war darin feſtgeſetzt, daß das Theater den Fiesko und die Millerin bekomme und daß Schiller noch ein drittes Stück innerhalb ſeiner Vertragszeit für die Mannheimer Bühne machen ſolle. Dafür wurde dem Dichter eine ärmliche Summe von 300 Gulden gewährt, von denen zwei Drittel gleich ausbezahlt wurden. Außerdem wurde ihm von jedem Stück, das er auf die Bühne bringen werde, die ganze Einnahme der Vor-

ſtellung, die er ſelbſt zu beſtimmen habe, zugeſichert. Man ſieht, Dalberg verſtand ſich ſo gut auf ſeinen Vorteil, wie auf die Benutzung der dürftigen Lage des Dichters, der noch glaubte, Gott danken zu müßen, daß er ihm einen Ausweg eröfnet habe, durch Verbeßrung ſeiner Umſtände ſich aus dem Wirrwar ſeiner Schulden zu reißen und ein ehrlicher Mann zu bleiben. Es wurde ihm nicht einmal ſo wol wie er hoffen durfte. Im October war er noch nicht mit Dalberg in Ordnung. Daß er mit dem Ausbedungenen nicht erreichen konnte, was er wünſchte, muſte ihm bald deutlich geworden ſein; er hatte eine Erhöhung ſeines Fixums auf 500 Gulden erwirkt und auch damit konnte er, da er immer noch die früheren Jahre von der Einnahme der Gegenwart mitbeſtreiten muſte, nicht ausreichen. Anſtatt ſich zu befreien, ſah er ſich tiefer in den Wirrwar verwickelt. Von ſeiner bedrängten Lage zog Vorteil wer konnte und der arme Dichter muſte noch glauben, die Uebervorteilung ſei dienſtbare Freundſchaft. Der Buchhändler Schwan nahm ſeine dramatiſchen Arbeiten gern in Verlag, behandelte ihn aber ſo wucherhaftig, daß er für Fieſko 11 Ld'or, für Kabale und Liebe 10 Carolin bezahlte und Auflage um Auflage veranſtaltete, ohne im mindeſten daran zu denken, daß dem Dichter ein Anteil an dieſem ſtets wiederkehrenden Gewinne gebühre, ja ohne ihm ein Wort zu gönnen, und der unverlegen genug war, dem Dichter, der ihn ſpäter zu einer Vergütung aufforderte, die Verpflichtung dazu in Abrede zu ſtellen und den Anſpruch abzuweiſen. — Auch in andrer Hinſicht war der Mannheimer Aufenthalt dem Dichter nachteilig. Die böſe Rhein- und Sumpfluft der Gegend wurde ihm gefährlich; ein Fieber, das er ſich gleich anfangs zugezogen, wollte nicht weichen, obwol er die gute Pflege zu rühmen hatte, die er während der Krankheit fand. Erſt gegen Ende Novembers wich die Plage. Während dieſelbe ihn an das Zimmer gefeßelt hielt, fehlte es ihm nicht an Beſuchern, teils aus Mannheim, teils von außen. Er ſelbſt machte kleine Ausflüge, unter andern einen

nach Speier zu der Frau Sophie La Roche, in der er fand, „was der Ruf von ihr ausgebreitet, die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau im Alter zwiſchen fünfzig und ſechzig mit dem Herzen eines neunzehnjährigen Mädchens.“ Eine Woche darauf beſuchte er ſie in Begleitung eines Landsmannes aus Ludwigsburg zum zweitenmale, wo er ſie „eine Abendſtunde lang genoß und mit Bezauberung von ihr gieng. Er wuſte und war ſtolz darauf, daß ſie mit ihm zufrieden war.“ Die Bekanntſchaft hatte keine Folgen; als die gealterte Frau ſechzehn Jahr ſpäter nach Weimar kam und Goethe wie ein Ungewitter erſchien, hatte auch Schiller keine Sympathie mehr für ſie und tröſtete ſich damit, daß er durch die Treppen ſeiner Wohnung vor dem Beſuch „der Großmutter“ geſichert ſei. Eine folgenreichere Bekanntſchaft war die mit Frau Charlotte v. Kalb, die auf der Reiſe nach Landau, wo das Regiment ihres Mannes in Garniſon ſtand, mit Briefen Reinwalds und der Frau v. Wolzogen im Juni 1784 in Mannheim eintraf. Sie ſah Schillern mit dem Auge ſchwärmeriſcher Liebe und ſchildert ſich, indem ſie ihn nach dem erſten Begegnen ſchildert: „In der Blüte des Lebens bezeichnete er des Weſens reiche Mannigfalt, ſein Auge glänzend von der Jugend Mut, feierlicher Haltung, gleichſam ſinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutſam war ihm ſo manches, was ich ihm ſagen konnte, und die Beachtung zeigte, wie gern er Geſinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt, — da nahm er den Hut und ſprach: „ich muß eilend in das Schauſpielhaus.“ Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe werde dieſen Abend gegeben, und er habe den Schauſpieler erſucht, ja nicht den Namen Kalb auszuſprechen. Bald kehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit ſprach aus ſeinem Blick. Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenſeitig mit dem Gefühl des Verſtandenſeins das Wort geſprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachſinnen. Wohl die Rede eines Sehers. Im Laufe des Geſprächs raſche Heftigkeit, wechſelnd

mit faſt ſanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnſucht beſeelt." Ende Juli kehrte ſie, da es damals nicht für ſchicklich galt, daß die Frau eines Officiers mit demſelben in der Garniſon lebe, von Landau nach Mannheim zurück und nahm hier ihren bleibenden Wohnſitz. Die unglückliche Frau war durch Intriguen des Kammerpräſidenten v. Kalb, der im Sommer 1782 ſeinen Dienſt hatte aufgeben müßen (Goethes Vorgänger) und ſich die Hand einer Schweſter Charlottens gleichſam erzwungen hatte, mit dem Bruder deſſelben, dem Major Heinrich v. Kalb im Nov. 1783 verheiratet. Liebe wob kein Band zwiſchen ihnen; der Präſident hatte durch die Verbindung nur die Verfügung über das Vermögen ſeiner Frau und Schwägerin erlangen wollen. Wie er ſich als Kammerpräſident ſchlecht und als Menſch abſcheulich benommen hatte, benahm er ſich auch als Chef der Familie, ſo daß Charlotte um die Trümmer des Ihrigen kam und aus glänzenden Verhältniſſen früher Jugend mit den vorrückenden Jahren in immer tieferes Elend verſank, bis ſie, verlaßen, erblindet, durch die Prinzeſſin Marianne von Preußen 1820 gegen den empfindlichſten Mangel geſchützt und mit einer Wohnung im Schloße zu Berlin bedacht wurde. Sie ſtarb im Mai 1813, faſt 82 Jahre alt. — Der trauliche Verkehr, der ſich zwiſchen ihr und Schiller in Mannheim begründete, war vielleicht der einzige Sonnenblick im düſtern Leben der geiſtvoll excentriſchen Frau. Später trafen ſich beide in Weimar wieder und eine Zeitlang wurde ihr ſchwärmeriſches Verhältnis als müße es ſo ſein reſpectiert. Charlotte dachte an eine Scheidung von ihrem Manne und eine Verbindung mit Schiller, dieſer aber band ſich anderweit und äußert einmal auf das Verhältnis mit dieſer Frau zurückblickend, ihr Einfluß auf ihn ſei groß, aber nicht wolthätig geweſen. Seine Briefe hat ſie in einer ſchwermütigen Anwandlung dem Feuer übergeben, aber ihr Verhältnis zu dem Dichter in einer Selbſtbiographie und in der leichten Hülle des Romans Cornelia dargeſtellt. — Neben der Freundſchaft mit

Charlotten beschäftigte Schiller eine keineswegs schwärmerische Neigung zu Margarethe Schwan, der Tochter des Buchhändlers, der ihn so trefflich zu übervorteilen wuste. Als Schiller nach seinem Abgange von Mannheim um die Hand des Mädchens beim Vater anhielt, war dem Hofkammerrat und vermögenden Mann der vermögenlose Dichter als Schwiegersohn nicht annehmlich; er lehnte den Antrag mit der Wendung ab, daß seine Tochter nicht für Schiller passe. Später meint er, den Brief seiner Tochter, die er für Schillers Laura hält, mitgeteilt und Schiller gesagt zu haben, er möge sich gerade an Margarethe wenden. „Warum aus der Sache, fügt er in seltsamer Teuschung hinzu, nichts geworden, ist mir ein Rätsel geblieben.“ *) Die Verbindung mit dem Theater, in die ihn Dalberg hineingelockt hatte, verwickelte ihn in allerlei Zerstreuungen und Händel; Dalberg benutzte seinen Takt für die Bühne, und die Schauspieler zweiten Ranges machten ihm Verdrießlichkeiten. Seine hohen Pläne und Entwürfe zur Hebung der Bühne fanden keinen unterstützenden Nachdruck. Seine Lage nötigte ihn, auf Hülfsquellen bedacht zu sein; er hatte die Medicin als Brotwißenschaft wieder aufzunehmen und ein Jahr darauf verwenden zu können gewünscht. Die erbetene Unterstützung Dalbergs zur Erreichung dieses Zieles wurde nicht erlangt. Der Plan muste aufgegeben werden. Im Herbste 1784 entwarf er einen andern zu einem Journal, vielmehr einer heftweis erscheinenden Monatsschrift, die sich an das Mannheimer Theater anlehnen, aber dem Dichter nach vielen Seiten hin Spielraum gewähren sollte. Es war der Plan zu der Rheinischen Thalia. In der Ankündigung derselben sagte er auf sein Schicksal zurückblickend: „Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Misverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum

*) Vgl. J. W. Schaefer im Bremer Sonntagsblatte 1858. Nr. 46.

Dichter verurteilt. Neigung zur Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plan ſeines Stifters [?]. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel; aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus; aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden; unbekannt mit den Menſchen, denn die vierhundert die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß eines und eben dieſes Modells, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte; unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaßener Weſen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaßenheit der tauſendfach ſpielenden Natnr gieng in dem regelmäßigen Tempo der herſchenden Ordnung verloren; unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte (die Thore dieſes Inſtituts öfnen ſich, wie man wißen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſein); unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal muſte mein Pinſel notwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, muſte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrigen Vermiſchung der Subordination und des Genius entſprang. Ich meine die Räuber. Wenn von allen den unzähligen Klagſchriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe mir nur einer begegnete.“ In dieſer hyperboliſchen Manier, worin die alten Excentricitäten mit neuen nicht beßren verurteilt wurden, erklärte er alle ſeine Verbindungen für aufgelöst. „Das Publikum iſt mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain,

mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor dieſem und keinem andern Tribunal werde ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andere Feßel zu tragen, als den Ausſpruch der Welt; an keinen andern Thron zu appellieren, als an die menſchliche Seele. Den Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt, *der nicht mehr war als ſeine Werke*, und gern geſtehe ich, daß bei Herausgabe dieſer Thalia meine vorzügliche Abſicht war, zwiſchen dem Publikum und mir ein Band der Freundſchaft zu knüpfen." Die hervorgehobene Stelle iſt der einzig wahre Ausſpruch Schillers in den hochtönenden Redensarten. Die rheiniſche Thalia erſchien anfänglich in Mannheim und wurde dann ohne die locale Bezeichnung nach Sachſen geführt, ſpäter mit der Neuen Thalia fortgeſetzt und beſchloßen. — Schiller war bei allen herben Erfahrungen, die er in Mannheim mit ungebeugtem Mute durchmachte, auch nicht ohne auszeichnende Anerkennung. Anfang Januar 1784 hatte ihn die kurfürſtlich-deutſche Geſellſchaft zum Mitgliede aufgenommen. Die Geſellſchaft bedeutete freilich nicht viel und diente im Grunde nur ihrem Präſidenten, dem Herrn A. v. Klein zur Folie; aber für Schiller bedeutete die Aufnahme doch etwas. Er hatte am Neujahrstage die freundliche Bitte ſeiner Schweſter Chriſtophine, beim Herzog Karl um Erlaubnis zur freien Heimkehr anzuhalten, nicht erfüllen können, weil er ſeine Ehre für gefährdet hielt, wenn er ohne Connexionen mit einem Fürſten, ohne Charakter und dauernde Verſorgung nach ſeiner einmal geſchehenen gewaltſamen Entfernung aus Würtemberg ſich wieder da blicken laße; man würde, ſo lange er nicht beweiſen könne, daß er den Herzog nicht mehr brauche, in einer erbettelten Wiederkehr ein Verlangen vermuten, in Würtemberg unterzukommen. Bald nach ſeiner Aufnahme ſchrieb er an ſeinen Stuttgarter Freund Zumſteeg: „Kurpfalz iſt mein Vaterland, und durch meine Aufnahme in die gelehrte Geſellſchaft bin ich nationaliſiret und kurfürſtl. pfalz-

bairiſcher Unterthan." Er ſollte es zu ſeinem Glück nicht lange bleiben. In der Geſellſchaft las er am 26. Juni 1784 einen Aufſatz über die Frage, was eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken könne. Die Geſellſchaft nahm die Abhandlung nicht in ihre Schriften auf, in denen die mit der Geſellſchaft in gar keiner Verbindung ſtehenden Gedichte des Herrn v. Klein einen ganzen Band füllen; Schiller ſelbſt veröffentlichte ſie auszugsweiſe in der rheiniſchen Thalia (Die Schaubühne als moraliſche Anſtalt betrachtet). Er ſtellte die Bühne auf eine ideelle moraliſche Höhe, wo ſie der Religion und den Geſetzen ergänzend die Hand bietet, eine Anſicht, die er ſpäter wol aufgeben muſte und wol nur in Advocatenweiſe mit Berückſichtigung des herſchenden Geiſtes dieſer Geſellſchaft ausführte. Dagegen hielt er einen Gedanken des Aufſatzes der hier nur ſcheinbar als Grundgedanke gelten konnte, feſt, den nämlich, daß die Kunſt in einem harmoniſchen Spiele und mittleren Zuſtande der ſittlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen liege. — Wichtiger für Schiller als die Mitgliedſchaft der kleinſchen Geſellſchaft wurde für ihn ein Zuſammentreffen mit dem Herzog Karl Auguſt von Weimar, der im Dec. 1784 ſeine Verwandten in Darmſtadt beſuchte. Wie Schiller dazu gelangte, dort Zutritt zu ſuchen und zu finden (die Empfehlungsbriefe von Charlotte und Dalberg konnten es nicht thun), iſt nicht ganz klar; genug daß er am Darmſtädter Hofe den erſten Act ſeines Carlos vorlas, Beifall fand und nach einer Unterredung mit Karl Auguſt am 27. Dec. den Titel eines weimariſchen Rats erhielt. Es war ein leerer Schall, aber nach außen gab der Titel dem Dichter bei der Welt doch ein verändertes Anſehen. Schiller ſelbſt war enthuſiaſtiſch erregt; als er ſeinen Don Carlos dem Herzoge widmet, ruft er aus: „Wie theuer iſt mir der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich ſagen darf, daß Karl Auguſt der edelſte von Deutſchlands Fürſten und der gefühlvolle Freund der Muſen, jetzt auch der meinige ſein will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjeni-

gen, den ich lange ſchon als den edelſten Menſchen ſchätzte, als meinen Fürſten jetzt auch lieben darf." Er mochte an den Herzog von Würtemberg, an die Stuttgarter Nachreden, an die getröſteten Eltern denken, als er dieſen Triumph niederſchrieb.

Dieſe Titelverleihung und eine freundliche Neigung, die ſich von Sachſen aus kund gab, entſchieden den Dichter, den wenig zuträglichen Aufenthalt in Mannheim aufzugeben und anderswo eine beßre Exiſtenz zu ſuchen. Chr. Gottfr. Körner, der ſeit 1783 als Conſiſtorialrat in Dresden lebte und 1784 daſelbſt Aſſeſſor der Landesökonomie-, Manufactur- und Commerciendeputation wurde, hatte ſich in Leipzig, wo er am 2. Juli 1756 (drei Jahre früher als Schiller) geboren, ſeit 1778 Privatdocent und ſeit 1781 Conſiſtorialadvocat geweſen war, mit einer Tochter des Kupferſtechers Stock, Minna, verlobt. Eine jüngere Schweſter ſeiner Braut, Dorothea, war mit dem Sohne des durch ſeine Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche bekannten und verdienten Huber ſo gut wie verlobt. Dieſer kleine Kreiß verehrte Schillers Dichtungen und vereinigte ſich, dem Dichter zu danken und zu huldigen. Minna ſtickte eine Brieftaſche, Dora zeichnete ſich und die drei andern, Körner ſetzte ein Lied aus den Räubern in Muſik und er und Huber begleiteten dieſe freundlichen Gaben, die ſie im Juni 1784 nach Mannheim abſandten, mit Briefen voll Wärme, ja voll Leidenſchaft für den Dichter und ſeine Schriften. Körner hatte es wolgethan, zu einer Zeit, da ſich die Kunſt immer mehr zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüſtlinge herabwürdige, einen großen Mann auftreten und zeigen zu ſehen, was der Menſch auch jetzt noch vermöge. „Der beßere Teil der Menſchheit, den ſeines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geſchöpfe nach Größe ſchmachtete, löſcht ſeinen Durſt, fühlt in ſich einen Schwung, der ihn über ſeine Zeitgenoßen erhebt, und Stärkung auf der mühevollſten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern ſeinem Wolthäter die Hand drücken, ihn in ſeinen

Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen laßen, daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenoßen wert wären, daß er für sie arbeitete.“ Seinen Namen wollte Körner erst dann kund geben, wenn er gezeigt haben werde, daß auch er zum Salz der Erde gehöre. Schiller widerfuhr mit der Sendung die herlichste Ueberraschung von der Welt, die um so schätzbarer war, weil freier Wille und eine von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin war; sie war ihm größere Belohnung als der laute Zuruf der Welt; er dachte sich, daß in der Welt vielleicht mehr solcher Zirkel seien, die ihn unbekannt liebten; Bilder der Unsterblichkeit giengen ihm auf, wo vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch sein Staub schon lange verweht sei, man sein Andenken segne und ihm noch im Grabe Thränen und Bewunderung zolle; in diesen Gedanken freute er sich seines Dichterberufes und versöhnte sich mit Gott und seinem oft harten Verhängnisse. — Körners Brief war kein treues Bild des Mannes. Der Anflug geschraubter Ueberspannung, den er trägt, gehörte nicht zu den dauernden Eigenschaften des warmen Freundes, der sich in allen sittlichen Charakterzügen unverändert gleich blieb und in der Freundschaft für Schiller keinen Wandel kannte, dagegen in literarischen Dingen und Angelegenheiten der Kunst bald feurig bald kalt erschien, stets Großes wollte und über der Ausführung gewöhnlich den Mut, wenigstens das Vertrauen zu sich selbst verlor. So lange er im Entwerfen lebte, übersah er seinen Gegenstand mit großem und richtigem Blick; mit dem ersten Schritt in die Stoffe selbst verschoben sich ihm die Verhältnisse und jedes Einzelne löste sich ihm zu einem Ganzen ab; das Detail erdrückte ihn, weil er alles zu fest, sicher, deutlich und selbstbeweisend hinzustellen bestrebt war. Er war eine empirische Natur; die Combination hatte nur wenig Teil an ihm. Er beschäftigte sich viel mit Musik, sang selbst sehr gut, trieb legislatorische Studien, kannte die neuere Geschichte

ganz wol und war der Philoſophie ſehr zugethan. Als ſich die kantiſche ausbreitete, griff er dieſelbe mit Wärme auf und brachte Schiller eine allgemeine Kenntnis derſelben bei, ohne ihn zu tieferem Eingehen zu bewegen. Später als Schiller durch zufälligen Anlaß ſich der kantiſchen Philoſophie mit ganzem Eifer hingab, wollten beide viel zuſammen philoſophieren, ließen es aber bei einzelnen Ausführungen bewenden. Als Fichte ſein Syſtem zu gründen begann, fand Körner darin ſo viel Uebereinſtimmendes mit dem was er ſelbſt ausſpeculiert, daß er meinte, er werde Fichtes Commentator werden. Auch das blieb ein hingeworfner Gedanke. Wahrhafter Gewinn für Schiller waren die Beurteilungen, die Körner über faſt jedes einzelne Erzeugnis Schillers dieſem einſandte, weil Schiller in dieſem reinen Spiegel ſich ſelbſt immer unbefangner kennen und weiterbilden lernte. Kaum eine einzige Idee wird von Körner zu Schiller herübergekommen, kaum irgend ein Zug in einem ſeiner Gedichte Körner zu verdanken ſein, kaum ein Wink Körners zu beßrer oder wirkſamerer Behandlung der ſceniſchen Dispoſition auf ein ſchillerſches Drama Einfluß gehabt haben, und dennoch verdankt Schiller dem Freunde unberechenbar viel, da Körner die gute Art hatte, zuerſt alles, was von Schiller kam, als in ſich berechtigt gelten zu laßen, und deshalb den Gründen für dieſe Berechtigung nachſpürte, wobei ihm dann das vom Ganzen der Dichtung aus richtig oder verfehlt Erſcheinende von ſelbſt ſich ordnete. Körner übte an Schillers Werken eine Kritik aus dem Geiſte der Liebe; wahre und fruchtbare Kritik kann nur von dieſer Art ſein; jede andre ſcheidet nicht, ſondern zerſtört und iſt den Dichtern beſonders deshalb meiſtens ſo empfindlich, weil ſie das Kunſtwerk ſo wenig verſtehen lehrt wie ſie den Künſtler fördert. — Huber, der zur Zeit der Sendung nach Mannheim noch nicht zwanzig Jahr alt war, konnte ſchon der größeren Jugend wegen wenig für Schiller ſein, war auch weder ſo voll Hingebung, noch von gleicher Empfänglichkeit wie Körner. Er widmete ſich der

diplomatiſchen Laufbahn, kam nach Mainz, lernte Forſter und ſeine Frau Thereſe, die Tochter des Göttinger Philologen Heyne, kennen und opferte ſich, als die Mainzer Clubbiſtengeſchichte Forſter ins Verderben führte, für die Familie auf, heiratete Forſters Witwe und ſtarb 1804 in Leipzig. — Das Schreiben der Freunde, deren Namen Schiller trotz des Geheimniſſes dennoch erfahren haben muß, blieb ſieben Monate unbeantwortet. Erſt als Schiller ernſtlich daran dachte, Mannheim zu verlaßen, am 7. Dec. 1784, bat er „die ſchändliche Vergeßenheit ab, die er auf keine Weiſe aus ſeinem Herzen ſich erklären konnte.“ Aus der Antwort Körners entwickelte ſich ein Briefwechſel, der die Hauptquelle für Schillers zwanzig letzte Lebensjahre bildet. Nach dem Beginne des Briefwechſels mit Goethe werden die Briefe ſparſamer und kürzer, bleiben aber neben jenem bedeutend und aufſchlußreich über innere und äußere Verhältniſſe, viel bedeutender als der kurze Briefwechſel mit Humboldt. In Körners Vertrauen legt Schiller alles was ihn bewegt; alle Lebensbeſchreibungen Schillers, die vor die Veröffentlichung der Briefe an Körner (1847) fallen, ſind, namentlich die der Frau v. Wolzogen nicht ausgenommen, in den Thatſachen lückenhaft und von Irrtümern nicht frei, und die Analyſen des dichteriſchen Charakters und der Geiſtesentwicklung Schillers finden in dieſem Briefwechſel mannigfache Berichtigung und Vertiefung. Auf dieſen Briefwechſel muß wie auf einen weſentlichen Teil der ſchillerſchen Schriften verwieſen werden, wie denn Körner ſeine Lebensſkizze Schillers faſt ganz aus den Briefen ſchöpfte. — Schiller that den erſten entſcheidenden Schritt, ſich den ſächſiſchen Freunden perſönlich anzuſchließen. Menſchen, Verhältniſſe, Erdreich und Himmel waren ihm in Mannheim zuwider; er konnte nicht mehr bleiben; mit dem Theater hatte er ſeinen Contract aufgehoben; ſeine Connexion mit dem guten Herzoge von Weimar ſchien es ihm zu verlangen, daß er ſelbſt dahin gehe und perſönlich für ſich negotiere. Er war entſchloßen, nach Leipzig zu gehen, von da nach

Weimar, meinte er; aber ſein Entſchluß war nur auf Leipzig gerichtet. Dort kam er am 17. April 1785 an und fand an Huber den thätigſten Freund. Körnern lernte er im Mai oder Juni perſönlich kennen. Bald vertraute er ihm das Drückende ſeiner bedürftigen Lage. Körner war gleich mit einer Hülfe bereit und fügte hinzu: „Wenn ich noch ſo reich wäre und du ganz überzeugt ſein könnteſt, welch ein geringes Object es für mich wäre, dich aller Nahrungsſorgen auf dein ganzes Leben zu überheben: ſo würde ich es doch nicht wagen, dir ein ſolches Anerbieten zu machen. Ich weiß, daß du im Stande biſt, ſobald du nach Brot arbeiten willſt, dir alle deine Bedürfniſſe zu verſchaffen. Aber ein Jahr wenigſtens laß mir die Freude, dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu ſetzen. Was dazu gehört kann ich entbehren, ohne im geringſten meine Umſtände zu verſchlimmern.“ Schiller hatte für das ſchöne und edle Anerbieten nur einen einzigen Dank, die Freimütigkeit und Freude, womit er es annahm. Durch Körner, meinte er, könne er vielleicht noch werden, was er je zu werden verzagte. „Werde ich das, rief er dem Freunde zu, was ich jetzt träume, wer iſt glücklicher als Du?“ Körner that aber aus freiem Antriebe und ohne Schiller etwas darüber zu ſagen, mehr als daß er den Freund direct unterſtützte; er tilgte Schillers Schulden, als der ungeduldige Gläubiger (Beit) ſich zu keiner längeren Friſt bequemen wollte. Erſt nach Jahren als Schiller ſelbſt wieder an dieſe Schuld dachte, erfuhr er von Körner, daß ſie lange berichtigt ſei. Das reine Verhältnis zwiſchen beiden litt bei dieſen materiellen Dingen nicht, geſtaltete ſich vielmehr von Jahr zu Jahr herzlicher und inniger. — Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten (Juli bis Mitte Sept.) in Gohlis bei Leipzig, der einſiedleriſch, traurig und leer war und während deſſen einem Schreiber der Fiesko nach der Veränderung für das Theater dictiert wurde, fuhr Schiller am 11. Sept. 1785 in Geſellſchaft des Dr. Albrecht mit Extrapoſt nach Dresden und um Mitter-

nacht über die Elbbrücke in Dresden. Am nächſten Morgen ließ er ſich, da es regnete, in einer Portechaiſe zu Körner tragen. Die Freude des Wiederſehens war himmliſch. Was ſeine heißeſten Wünſche bis dahin erzielt, hatte er nun endlich erlangt. Er war dort, auf dem körnerſchen Weinberge, im Schooße der Lieben aufgehoben wie im Himmel. Jedes Zeichen des Lebens nach außen verſchwindet für eine längere Zeit; den ganzen Winter hindurch ſchrieb Schiller keinen Brief, der ans Licht getreten wäre, und erſt als Körners Familie Oſtern 1786 eine Reiſe nach Leipzig machte, hatte Schiller wieder Anlaß, ſich brieflich mit dem Freunde zu unterhalten. In dem erſten Briefe, der wieder begegnet (vom 15. Apr. 1786), erwähnt er, daß ihm die Geſchichte täglich theurer werde. Er habe eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges geleſen, und der Kopf ſei ihm noch ganz warm davon. „Daß doch die Epoche des höchſten Nationalelends auch zugleich die glänzendſte Epoche menſchlicher Kraft iſt! Wie viele große Männer giengen aus dieſer Nacht hervor! Ich wollte (ſeufzt er), daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geſchichte ſtudiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl ſein. Meinſt du, daß ich es noch werde nachholen können?" Dieſe vielleicht nur zufällige Lectüre war in mehrfacher Beziehung von bedeutungsvollen Folgen für ihn. Das Quellenſtudium für Fiesko hatte ihm nicht viel Weitläuftigkeiten gemacht, ein Buch des Cardinals Rez, die Histoire des Conjurations, die Histoire des Genes und der dritte Teil von Robertſons Geſchichte Karls V. bildete den ganzen literariſchen Apparat, aus dem der Dichter das Material für ſeine Erfindung entnahm. Das Studium zum Carlos führte ihn tiefer in die Geſchichte, die ihn jetzt nicht wieder loslaßen wollte. Aus dem Beſtreben, der Geſchichtſchreiber der Nation zu werden, giengen hiſtoriſche Arbeiten hervor, die allerdings für die Geſchichtſchreibung in Deutſchland Epoche machten. An gründlichem Quellenſtudium waren ſie nicht ſchwer zu übertreffen, deſto ſchwerer an Lebendigkeit und geſchmackvoller Darſtellung. Schiller unterſchied ſich in ſeiner Manier von der ſeiner Vorgänger,

von jenen beiden Eigenschaften abgesehen, wesentlich dadurch, daß er die Stoffe als Magazin für seine Ideen behandelte und in glücklicher Weise so zu halten wuste, daß die Ideen, auf deren Entwicklung es ihm ankam, nicht hineingetragen erschienen. Seine Neigung für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges war freilich nicht sofort thätig wirksam, aber sie verließ ihn nicht sobald wieder. Die Beschäftigung mit dem Carlos hatte ihn tiefer in die Geschichte des Freiheitskampfes der Niederlande geführt. In kleinen Bildern und dem größeren Werke stellte er diesen Kampf dar und suchte sich dann, von äußeren Antrieben und von innerer Neigung geführt, in der neueren Geschichte heimischer zu machen. Die Geschichte der Verschwörungen, die er aus dem Französischen übersetzte, die Samlung von Memoiren, für die er mit geschichtlichen Ueberblicken thätig war, endlich die Geschichte des dreißigjährigen Krieges selbst, die zuerst als Taschenbucharbeit erschien und unerhörtes Glück machte, gaben ihm reale Kenntnisse, deren er als Gegengewicht gegen seine Speculationen durchaus bedurfte, wie sie ihm auch den möglichen Ersatz für seinen Mangel an größerer, in weiteren praktischen Kreißen erreichbarer Lebenserfahrung darboten. Bis an sein Ende klagte er über die Enge des Kreißes, den er übersehen könne; aber den weiten Blick, der sich ihm durch die historischen Studien geöffnet, wuste er als Dichter beßer zu seinem Vorteile zu gebrauchen, als hundert andre, die gleichzeitig mit ihm wirkten und ihm an Kenntnis der Menschen, nicht der Menschheit, überlegen waren. In das Einzelne seiner historischen und philosophischen Studien näher einzugehen, ist hier nicht angemeßen. Auch die aus seinem philosophischen Dilettantismus hervorgegangenen Gedichte eignen sich hier, wo es nur auf eine allgemeine Skizze abgesehen ist, zu einem genaueren Eingehen nicht. Eine andere Arbeit, die ihn längere Zeit beschäftigte, der Geisterseher, mag erwähnt werden, um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß die Wunderkrämerei der Zeit und besonders Cagliostros abenteuerliches Wesen, Schillern den willkürlich gebildeten Stoff als Füllung der Thalia willkommen heißen ließ. Er arbeitete mit Unlust

daran und erſt als er durch den Prinzen den Weg gefunden, philoſophiſche Raiſonnements hineinzuleiten, wurde ihm der Roman vorübergehend wert. Er ſelbſt hatte die Abſicht, den Faden weiterzuſpinnen, wol gar die Wunder auf ihre nüchterne Wirklichkeit zurückzuführen. Glücklicherweiſe blieb die Abſicht unausgeführt; der Roman kann nur in dieſer Geſtalt der ungelösten Rätſel einiges Intereſſe haben. Die Auflöſung würde wie ein enthülltes Kartenkunſtſtück das anmutig ſpannende Spiel zum reizloſen Betruge erniedrigen.

In Dresden hatte Schiller in einem Neigungsverhältnis zu einem Fräulein Julie v. Arnim gelebt, der Tochter einer Officierswitwe, die das leichtgläubige Vertrauen des im Weltverkehr unerfahrnen Dichters teuſchte, was dieſem kaum jemals klar geworden zu ſein ſcheint. Ein Glück für ihn war es, daß er ſich nicht feßeln ließ. Im Sommer 1787 verließ er Dresden. Schröder in Hamburg war mit ihm durch den Don Carlos, der ſchon im April an die Bühnen verſandt wurde, in Verbindung getreten und hatte ihm die Koſten einer Reiſe nach Hamburg vorgeſchoßen. Schiller gelangte jedoch nicht dorthin, blieb vielmehr in Weimar, wo er am 21. Juli eintraf und Charlotte v. Kalb wiederfand. Durch ſie kam er mit der Herzogin Amalie in Berührung, fand ſie aber nicht nach ſeinem Geſchmack und gab den Verkehr mit ihr bald auf. Sich ſelbſt führte er bei Wieland und Herder ein und wurde auch mit den übrigen Leuten bekannt, ohne ſich enger anzuſchließen. Nur mit Wieland wurde der Verkehr lebhafter, doch blieb derſelbe nicht ohne Störungen, da Wieland bald warm bald kalt war. Goethe war in Italien. Ueber das Verhältnis beider zu einander iſt in Goethes Biographie ausführlich gehandelt, und da Schillers Leben von hier an faſt in dem Leben Goethes aufgeht, kann über die Berührungen zwiſchen beiden auf jene Biographie verwieſen werden. Im Auguſt machte Schiller einen Ausflug nach Jena und lernte Reinhold, Schütz, Hufeland, Griesbach und andre kennen. Der Aufenthalt in Weimar war ihm läſtig geworden; die Anregung war geringer als er erwartet hatte, der buchhändleriſche Verkehr unbefrie-

digend, und der Zwang, dem er ſich zu unterwerfen hatte, da er als weimariſcher Rat Ceremoniebeſuche hatte machen müßen, war eben ſo wenig nach ſeinem Geſchmack, wie die Opfer an Zeit und Geld, die er zu bringen hatte. Er ſah ſich auswärts um, fand aber keine Stellung, die ihn befriedigt hätte. Zu Anfang des Jahres 1788 wurde ihm eine Ratsherrnſtelle in Schweinfurt angeboten, unter der Bedingung, daß er ein dortiges Mädchen heirate; der Antrag machte ihm eine heitre Stunde, natürlich ohne weitere Folgen. Schon im Dec. 1787 hatte er die Familie der Frau von Lengefeld in Rudolſtadt kennen lernen; im Frühjahr 1788 trat er mit den Töchtern in Briefwechſel; im Mai nahm er des ungezwungneren Lebens wegen ſeinen Aufenthalt in Volkſtedt bei Rudolſtadt und kam nun in näheren vertrauteren Verkehr mit der lengefeldſchen Familie. Als er am 12. Nov. wieder nach Weimar gieng, blieb ſein Herz zurück. Er war ſich ſelbſt nicht recht deutlich darüber, ob es ſich zu Karoline oder Charlotte v. Lengefeld neige; aber letztere trug den Sieg davon; im Sommer 1789 verlobte er ſich in Lauchſtedt heimlich mit ihr.

Charlotte v. Lengefeld war eine Freundin der Frau von Stein. Dieſe, von der aufkeimenden Neigung Schillers unterrichtet, veranlaßte Goethen, der eben aus Italien zurückgekehrt war und ſich von der alten Freundin noch nicht losgeſagt hatte, ſich für Schiller zu intereſſieren. Schon im Dec. 1788 eröfnete ſich für Schiller die Ausſicht auf eine Staatsanſtellung und noch vor Ablauf des Jahres wurde ihm angedeutet, er möge ſich auf eine Profeſſur in Jena (nach Eichhorns Abgange) vorbereiten, die er immer nur als Uebergang und Durchgang und zu keiner Zeit als ein Glück anſah. Im März 1789 empfieng er die förmliche Berufung; am 11. Mai zog er in Jena ein und am 26. Mai hielt er ſeine erſte öffentliche Vorleſung. Reinholds Auditorium, das etwa 80 ſitzende Menſchen, in allem etwas über hundert faßen mochte, war dazu beſtimmt. Halb ſechs war es ganz gefüllt. Schiller ſah aus Reinhold's Fenſter Trupp über Trupp die Straße heraufkommen; es wollte keine Ende nehmen. Ob er gleich

nicht ganz frei von Furcht war, ſo hatte er doch an der wachſenden Anzahl Vergnügen und ſein Mut nahm eher zu. Die Menge wuchs nach und nach ſo, daß Vorſaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei Schiller war, ein, ob er nicht noch für dieſe Vorleſung ein anderes Auditorium wählen ſollte. Griesbachs Schwager war gerade unter den Studenten. Schiller ließ ihnen den Vorſchlag thun, bei Griesbach zu leſen, und mit Freuden wurde er aufgenommen. Nun gab es das luſtigſte Schauſpiel. Alles ſtürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisſtraße hinunter, die eine der längſten in Jena, von Studenten ganz beſäet war. Weil ſie liefen was ſie konnten, um im Griesbachſchen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, ſo kam die Straße in Allarm und alles an den Fenſtern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloße kam die Wache in Bewegung. Auf die Fragen, was es gebe, rief man ſich zu, „der neue Profeſſor wird leſen.“ Der Zufall trug dazu bei, den Anfang recht brillant zu machen. Schiller folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war ihm, als wenn er durch die Stadt, die er faſt ganz zu durchwandern hatte, Spießruten liefe. Griesbachs Auditorium war das größte und konnte, wenn es vollgedrängt war, zwiſchen drei- und vierhundert Menſchen faßen. Voll war es diesmal und ſo ſehr, daß ein Vorſaal und noch die Flur bis an die Hausthür beſetzt war und im Auditorium ſelbſt viele ſich auf die Subſellien ſtellten. Schiller zog alſo durch eine Allee von Zuſchauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches für Beifall galt, beſtieg er ihn und ſah ſich von einem Amphitheater von Menſchen umgeben. So ſchwül der Saal war, ſo erträglich war's am Katheder, wo alle Fenſter offen ſtanden und er doch friſchen Odem hatte Mit den zehn erſten Worten, die er ſelbſt noch feſt ausſprechen konnte, war er im ganzen Beſitz ſeiner Contenance, und er las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die ihn ſelbſt überraſchte. Vor der Thür konnte man ihn noch recht gut hören.

Seine Vorleſung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und ihm widerfuhr eine Aufmerkſamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Profeſſor das erſte Beiſpiel war; er bekam eine Nachtmuſik und Vivat wurde dreimal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium ebenſo ſtark beſetzt und Schiller hatte ſich ſchon ſo gut in ſein neues Fach gefunden, daß er ſich ſetzte. Doch las er beidemale ſeine Vorleſung ab und nur bei der zweiten extemporierte er wenig. Indeſſen muſte er ſich bekennen, daß er dem Vorleſunghalten ſelbſt noch keinen Geſchmack abgewinnen konnte; er glaubte der Empfänglichkeit und einer gewiſſen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studierenden nicht verſichert zu ſein, und es bemächtigte ſich ſeiner die Idee, daß zwiſchen dem Katheder und den Zuhörern eine Schranke ſei, die ſich kaum überſteigen laße. Er meinte Worte und Gedanken hinzuwerfen, ohne zu wißen und faſt ohne zu hoffen, daß ſie irgendwo fiengen, faſt mit der Ueberzeugung, daß ſie von vierhundert Ohren vierhundertmal und oft abenteuerlich misverſtanden würden. Keine Möglichkeit, ſich wie im Geſpräch an die Faßungskraft des andern anzuſchmiegen. Bei ihm war dies der Fall noch mehr, da es ihm ſchwer und ungewohnt war, zur platten Deutlichkeit herabzuſteigen. Er meinte, die Zeit verbeßere dies vielleicht, aber groß waren ſeine Hofnungen doch nicht. Er tröſtete ſich damit, daß in jedem öffentlichen Amte immer nur der hundertſte Teil der Abſicht erfüllt werde. Seine erſte Vorleſung handelte vorzüglich von dem Unterſchiede des Brotgelehrten und des philoſophiſchen Kopfes. Außer den localen Urſachen, die er hatte, die Begriffe ſeiner Leute über dieſe Dinge zu fixieren, hatte er allgemeine. In ſeiner zweiten Vorleſung gab er die Idee von Univerſalgeſchichte. Die dritte Vorleſung hielt er am 9. Juni bei einer Anzahl von faſt fünfhundert Zuhörern. Er gab die Antrittsvorleſung ſpäter heraus, freilich nicht ſo wie er ſie gehalten; er glaubte dem Publicum etwas mehr Ausgearbeitetes ſchuldig zu ſein, als einem Haufen unreifer Studenten. Er betrachtete ſie als ein Inſtrument zu beßerer Verſorgung, da ſie einen Begriff von dem erwecken müße,

was er als Professor der Geschichte leisten könne. „Wir Neueren, schrieb er in Bezug auf den Charakter der Geschichtsschreibung an Körner, haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorgieng, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente — und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stillstehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte, von welcher Nation und Zeit sie auch sei, dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschloßen werden: so hat sie alle Requisite, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden und dieses Interesse kann jeder Verzierung (des Stils) entbehren."

Im Winter von 1789 auf 1790 las er die Woche fünf Stunden Universalgeschichte, von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich II., und eine Stunde publice Geschichte der Römer, so daß er von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Cursus der Universalhistorie durchgemacht haben wollte. Wie? Das war eine andre Frage. Denn er lehrte, was er kaum selbst notdürftig gelernt hatte, wenigstens dem factischen Theile nach. Er muste alle Tag eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben, also jeden Tag fast zwei gedruckte Bogen ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerpieren hingieng. Sein schwaches Gedächtnis (schwach weil das ganze Gebiet ihm neu und fremd war) nötigte ihn dazu. Die Teilnahme der Studenten war, nachdem das erste Strohfeuer verraucht, durchaus nicht ermutigend. Das Privatcollegium fiel

„äußerſt miſerabel“ aus; die ganze Anzahl der Zuhörer beſtand aus dreißig, wovon ihn vielleicht nicht zehn bezahlten. Dazu kamen die kleinlichen Plackereien händelſüchtiger Collegen, wie des Profeſſors Heinrich, der ſich verletzt fühlte, daß Schiller ſich Profeſſor der Geſchichte genannt hatte, da er (Heinrich) die Nominalprofeſſur der Geſchichte bekleide. — Schillers Intereſſe für das akademiſche Wirken war niemals lebhaft geweſen; nun er die Erfahrung des collegialiſchen Neides, des Mangels an Faßung bei den Studenten, des Mangels an Zuhörern und des Mangels an öffentlicher und privater Einnahme und der ungeheueren Quälerei in Bewältigung des gelehrten Krams machte, ſank es faſt ganz auf Null und tiefer. Aller Eifer verließ ihn und es reute ihn, „ſo viel er Haare auf dem Kopfe hatte“, ſeine Unabhängigkeit nicht behalten zu haben, um einen Hauptplan mit Muße und Freiheit zu verfolgen. Er hätte ſich in dieſe verleidete Exiſtenz ergeben, wie jeder andre in ſein Amt, wenn ſie mit nur ein wenig erheblichen ökonomiſchen Vorteilen verknüpft geweſen wäre. Aber das war nicht und ſchien auch ſobald nicht zu werden. Er hatte keinen großen Glauben an die Generoſität ſeines Herzogs, konnte es ihm auch nicht zumuten, etwas Beträchtliches für ihn zu thun, und bei hundert bis zweihundert Thalern Penſion hatte er ganz und gar keinen Vortheil. Zweihundert Thaler waren alles, was er mit einiger Sicherheit, für zwei Vorleſungen in jedem halben Jahre, jährlich rechnen konnte, und um dieſe zwei Vorleſungen halten zu können, hätte er noch einen ganzen Sommer auf die Ausarbeitung eines zweiten Collegiums anwenden müßen. Nach einem mäßigen Anſchlage konnte er dieſen Fleiß in ſchriftſtelleriſchen Arbeiten noch einmal ſo hoch ausbringen. Von Seiten ſeiner Oeconomie war alſo gar nichts, was ihn in Jena halten konnte. Aber es war ein wichtiger Grund vorhanden, der ihn von da wegzog, und dies war ſeine Heirat. Er hatte am 18. Dec. 1789 bei der Mutter um Charlotte geworben und am 22. die Einwilli-

gung erhalten. An demſelben Tage bat er den Herzog von Meiningen um Erteilung eines anſtändigen Ranges, die ſehr raſch erfolgte, indem ſchon am 2. Jan. 1790 der Titel eines Hofrats verliehen wurde. Beim Herzog von Weimar ſuchte er um eine Penſion nach. Am nächſten Tage (28. Dec.) gieng er nach Weimar, ganz in der Stille, nur zu Lengefelds. Der Herzog erfuhr's aber, ließ ihn holen und ſagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm ſeine Achtung zu zeigen; aber mit geſenkter Stimme und einem verlegenen Geſichte bemerkte er, daß zweihundert Thaler alles ſei, was er könne. Schiller erwiederte daß dies alles ſei, was er von ihm haben wolle. Den Mittag kam Karl Auguſt zur Stein, wo Schiller und Lengefelds aßen, war heiter und ſcherzte, daß er doch das Beſte zu Lottchens Heirat hergebe, das Geld. Die ſchwerſten Hinderniſſe der Heirat ſchienen beſeitigt; es wurde in Jena eine Einrichtung getroffen, ſo beſcheiden und einfach, daß die jedes Canzleiſchreibers wenigſtens nicht beſcheidner ſein konnte. Am 22. Febr. 1790 wurde Schiller mit Lotte in der Kirche des Dorfes Wenigen-Jena, ganz in der Stille, bei verſchloßenen Thüren, von einem kantiſchen Theologen, dem Adjunct Schmidt, getraut: „ein ſehr kurzweiliger Auftritt" für Schiller. Die Veränderung ſelbſt gieng ſo ruhig und unmerklich vor ſich, daß Schiller ſelbſt darüber erſtaunte, weil er ſich bei dem Heiraten immer vor der Hochzeit gefürchtet hatte. Alle Anſchläge von Studenten und Profeſſoren, ihn zu überraſchen, waren hintertrieben. — Schiller lebte mit ſeiner Frau in der glücklichſten Ehe. Lotte gebar ihm zwei Söhne (Karl und Ernſt) und zwei Töchter (Karoline und Emilie) und ſtarb nach langem Witwenſtande am 9. Juli 1826 zu Bonn im ſechzigſten Lebensjahre.

Die Collegia nahm Schiller fortan leichter; ſeine hiſtoriſchen Studien verwertete er für den Buchhandel, und für die Vorleſungen wählte er die Aeſthetik, die ihm näher anlag und flüßiger von der Hand gieng. Aus den umfaßenden Vorleſungen, die mit einer

Theorie der Tragödie begannen und die sich allmählich über das ganze Gebiet ausdehnten, giengen die ästhetischen Abhandlungen hervor, die auf diesem Felde eine tiefdringende und noch immer nachdauernde Wirkung hervorbrachten. Die Theorie hat W. Hemsen im Zusammenhange vorgetragen und untersucht. Es kann auf diese eingehende und lichtvolle Arbeit hier verwiesen werden, da auch auf die Correspondenzen mit Körner, Goethe und Humboldt Bezug genommen ist.

Schiller trug sich mehrfach mit Entwürfen zu epischen Gedichten. Im Frühjahr 1789 kam er auf eine Idee Körners zurück, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen. Die Idee fieng an sich bei ihm zu verklären und füllte manche heitre Stunde bei ihm aus. An den eigentümlichen Talenten zum epischen Gedichte glaubte er nicht, daß es ihm fehle. Ein tiefes Studium der Zeit, der eigentliche Punkt, um den sich alles darin drehen müße, und ein ebenso tiefes Studium Homers sollten ihn dazu geschickt machen. Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert müße ein ganz anderes Ding sein, als eins in der Kindheit der Welt, und eben das ziehe ihn an dieser Idee so an. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfaßungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles müße auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Einheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur anschaulich leben. Er war auch gar nicht abgeneigt, sich eine Maschinerie dazu zu erfinden. Denn er wollte alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form mache, haarscharf erfüllen. Man sei einmal so eigensinnig, und vielleicht habe man nicht unrecht, einem Kunstwerke Classicität abzusprechen, wenn seine Gattung nicht aufs bestimmteste entschieden sei. Die Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheine, könne das Interesse in einem hohen Grade

ſteigern, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaſſt werde. Er meinte kein anderes Metrum dazu wählen zu dürfen als die Ottaverime. Singen müße man es können wie die griechiſchen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die er wählen würde, hatte er nachgedacht. Er hätte gern eine unglückliche Situation gehabt, welche des Königs Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln laße. Die Schlacht bei Kollin und der vorhergehende Sieg bei Prag, oder die traurige Conſtellation vor dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth, die ſich dann ſo glücklich und ſo romantiſch durch ihren Tod löſe. Die Haupthandlung müße wo möglich ſehr einfach und wenig verwickelt ſein, damit das Ganze immer leicht zu überſehen bleibe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Er wollte darum immer Friedrichs ganzes Leben und ſein Jahrhundert darin anſchauen laßen, wofür die Iliade wiederum das beſte Muſter ſei. Wie intereſſant müße es ſein, die europäiſchen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfaßungen, und in ſechs bis acht Verſen ihre Geſchichte anſchauend darzuſtellen. Welches Intereſſe für die Zeit! Statiſtik, Handel, Landescultur, Religion, Geſetzgebung: alles könne oft mit drei Worten lebendig dargeſtellt werden. Der deutſche Reichstag, das Parlament in England, das Conclave in Rom. Ein ſchönes Denkmal ſollte auch Voltaire darin erhalten, denn was es auch koſten möge, der freie Denker müße darin vorzüglich in Glorie geſtellt werden und das ganze Gedicht müße dieſen Charakter tragen. — Aus dieſen großartigen Ideen, die trüb durcheinander in ſeinem Kopfe rollten, hat ſich leider nichts Helles gebildet. Denn das iſt ſchon aus dieſen dunkeln Vorſtellungen erkennbar, daß Schillers Gedicht auf einer ganz andern Höhe gehalten ſein würde als das epiſche Idyll, das jetzt die einzige Geburt des achtzehnten Jahrhunderts unter den epiſchen Kunſtproducten von dauerndem Werte iſt, als Hermann und Dorothea. Aber die allgemeine Con-

ception mochte Schiller leichter werden als die Ausführung, deren Schwierigkeiten bald unüberwindlich erscheinen muſten. Aus dieſer ganzen epiſchen Aufwallung gieng nichts hervor, als eine Verabredung mit Bürger, der im April 1789 einige Wochen in Weimar verbrachte, aus der Aeneide Wettgeſänge zu halten. Dieſe Verabredung hatte damals keine Folgen; erſt im J. 1791 wurden die beiden Bücher des Aeneis raſch ausgearbeitet. Damals (Nov. 1791) drängte ſich wieder die Neigung zum Epiſchen auf. Schiller meinte, wenn er ſeine Geſundheit wiedererhalte und zu ſeinem Leben Vertrauen faßen könne, ſo unternehme er ſicher ein epiſches Gedicht. Von den Requiſiten, die den epiſchen Dichter machen, glaubte er alle, eine einzige ausgenommen, zu beſitzen: Darſtellung, Schwung, Fülle, philoſophiſchen Geiſt und Anordnung; nur die Kenntniſſe fehlten ihm, die ein homeriſierender Dichter notwendig brauche, ein lebendiges Ganze ſeiner Zeit zu umfaßen und darzuſtellen: der allgemeine über alles ſich verbreitende Blick des Beobachters. Der epiſche Dichter reiche mit der Welt, die er in ſich habe, nicht aus; er müße in keinem gemeinen Grade mit der Welt auſſer ihm bekannt und bewandert ſein. Dies ſei, was ihm fehle; aber auch alles, wie er glaubte. Freilich würde ein mehr entlegenes Zeitalter ihm dieſen Mangel bedecken helfen, aber auch das Intereſſe des gewählten Stoffes notwendig ſchwächen. Ließe es ſich mit dem übrigen vereinigen, ſo würde ein nationeller Gegenſtand doch den Vorzug erhalten. Kein Schriftſteller — zu dieſer Einſicht war er fortgeſchritten — kein Schriftſteller, ſo ſehr er auch an Geſinnung Weltbürger ſein möge, werde in der Vorſtellungsart ſeinem Vaterlande entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn ſtempele, ſo würde dieſe allein genug ſein, ihn in eine gewiſſe Form einzuſchränken und ſeinem Producte eine nationelle Eigentümlichkeit zu geben. Treffe die Wahl aber nun einen auswärtigen Gegenſtand, ſo würde der Stoff mit der Darſtellung immer in einem gewiſſen Widerſpruch ſtehen, da im Gegenteil bei einem vaterlän-

diſchen Stoffe Inhalt und Form ſchon in einer natürlichen Verwandtſchaft ſtänden. Das Intereſſe der Nation an einem nationalen Heldengedichte würde dann doch immer auch in Betracht kommen, und die Leichtigkeit, dem Gegenſtand durch das Locale mehr Wahrheit und Leben zu geben, ſei auch in Anſchlag zu bringen. Friedrich der Zweite ſei kein Stoff für ihn und zwar aus dem Grunde, weil er dieſen Charakter nicht lieb gewinnen könne; er begeiſtere ihn nicht genug, die Rieſenarbeit der Idealiſierung an ihm vorzunehmen. Unter allen hiſtoriſchen Stoffen, wo ſich poetiſches Intereſſe mit nationellem und politiſchem noch am meiſten gatte und wo er ſelbſt ſeiner Lieblingsideen ſich noch am meiſten entledigen könne, ſtehe Guſtav Adolph oben an. Mit dieſem hiſtoriſchen handlungsreichen Stoffe ſeien die philoſophiſchen Ideen einer Menſchheitsgeſchichte nicht nur in eine natürliche, ſondern notwendige Verbindung zu bringen, ſo daß etwas Vortreffliches daraus werden könne. Die Geſchichte der Menſchheit gehöre als unentbehrliche Epiſode in die Geſchichte der Reformation, und dieſe ſei mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es komme alſo bloß auf den ordnenden Geiſt des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zu der Schlacht von Lützen gehe, die ganze Geſchichte der Menſchheit ganz und ungezwungen und zwar mit weit mehr Intereſſe zu behandeln, als wenn dies der Hauptſtoff wäre. Er war doch noch nicht für Guſtav Adolph entſchieden, nur wuſte er keinen Stoff, bei welchem ſich ſo viele Erforderniſſe zum Heldengedichte vereinigten. Es ſei aber möglich, daß ihm das vierte oder fünfte Jahrhundert einen noch intereſſanteren darbiete. — Auch dieſe Gedanken hatten keine Folgen; die Neigung für Guſtav Adolph wurde ſpäter, als Schiller endlich erkannte, daß er gleich mit der Dichtungsgattung begonnen hatte, die ſeinen eigentlichen dichteriſchen Beruf machte, im Wallenſtein dramatiſch thätig.

In den letzten Tagen des Jahres 1790 war Schiller mit ſei-

Digitized by Google

ner Frau zum Beſuch nach Erfurt gegangen und von dem Coadjutor Dalberg, der ihm immer gewogen war, wohl aufgenommen. Es begegnete ihm dort das Unglück, daß er von einem heftigen Katarrhfieber angegriffen wurde. Leiblich hergeſtellt, kehrte er über Weimar, wo er ſich am Hofe präſentierte und auch die Herzogin Amalie beſuchte, am 11. Jan. 1791 nach Jena zurück. Aber dort kam die Krankheit wieder und nahm mit großer Heftigkeit zu und ſchwächte ihn ſo, daß die kleine Bewegung, wenn man ihn vom Bette nach dem Sopha trug, ihm Ohnmachten zuzog. Nach dem ſiebenten Tage wurden ſeine Umſtände ſehr bedenklich, ſo daß ihm der Mut gänzlich entfiel. Am neunten und ſiebzehnten Tage erfolgten Kriſen. Die Paroxysmen waren immer von ſtarkem Phantaſieren begleitet, aber das Fieber in der Zwiſchenzeit mäßiger und ſein Geiſt ruhiger. Erſt acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte er einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und lange ſtand es an, ehe er am Stocke herumkriechen konnte. Die Pflege war vortreflich, und es trug nicht wenig dazu bei, ihm das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn er die Aufmerkſamkeit und die thätige Teilnahme betrachtete, die von vielen ſeiner Zuhörer und Jenaer Freunde ihm bewieſen wurde. Sie ſtritten ſich darüber, wer bei ihm wachen dürfe, und einige thaten dies dreimal in der Woche. Der Anteil, den man ſowol in Jena als in Weimar an ihm nahm, rührte ihn ſehr. Zur Stärkung ſchickte ihm der Herzog ein halb Dutzend Flaſchen Madeira, die ihm neben ungariſchem Weine vortreflich bekamen. Im Februar war er ſo ziemlich geneſen, nur machte eine fortdauernde ſchmerzliche Spannung der Bruſt ihm es zweifelhaft, ob ſeine Lunge nicht noch ſchlimme Folgen von dieſer Krankheit trage, und die Heftigkeit des gehabten Anfalles muſte ihm die größte Schonung auflegen. Die Wintervorleſungen wurden natürlich aufgegeben und auch für den Sommer dispenſierte ihn der Herzog von ſeinen akademiſchen Verpflichtungen. Zur völligen Geneſung gieng er im März nach Ru-

dolſtadt. Die Bruſt war um nichts leichter geworden, vielmehr empfand er noch immer bei ſtarkem tiefem Athemholen einen ſpannenden Stich auf der Seite, die entzündet geweſen. Er mochte niemand ſagen, was er von dieſem Umſtande dachte, doch war ihm, als ob er dieſe Beſchwerden behalten müße. Sein Gemüt war übrigens heiter, und er meinte, es ſolle ihm nicht an Mut fehlen, wenn auch das Schlimmſte über ihn kommen werde. Er hatte dieſen Mut nöthig, da die Anfälle wiederkehrten; unter denſelben waren zwei von ungewöhnlicher Heftigkeit. Am Sonntage, 15. Mai, wurde der Athem ſo ſchwer, daß er, über der Anſtrengung Luft zu bekommen, bei jedem Athemzuge ein Gefäß in der Lunge zu zerſprengen glaubte. Ein ſtarker Fieberfroſt ſtellte ſich ein, die Extremitäten wurden ganz kalt, der Puls verſchwand. Nur durch immer fortgeſetztes Anſtreichen konnte er ſich vor der Ohnmacht ſchützen. Im heißen Waßer wurden ihm die Hände kalt; nur die ſtärkſten Reibungen brachten wieder Leben in die Glieder. Man wandte alles an, was nur die Medicin in ſolchen Fällen wirkſames hat und was die dringende Gefahr der Erſtickung notwendig machte. Dienstag 17. Mai war den Anfall ſo heftig, daß er ihn nicht zu überleben glaubte; jeden Augenblick fürchtete er der ſchrecklichen Mühe des Athemholens zu unterliegen; die Stimme hatte ihn ſchon verlaßen, und zitternd konnte er bloß ſchreiben, was er gern noch ſagen wollte. Darunter waren auch einige Worte an Körner. Sein Geiſt blieb heiter, und alles Leiden, das er in dieſem Momente fühlte, verurſachte der Anblick und Gedanke an ſeine gute Frau, die den Schlag nicht würde überſtanden haben. In der Nacht wurde der Arzt Starke von Jena abgeholt; dieſer traf ihn ſchon beßer und in einem wolthätigen Schlafe. Starke urteilte von der Krankheit, daß Krämpfe im Unterleibe und Zwerchfell zum Grunde lägen, die Lunge ſelbſt aber nicht leide. Wie gern Schiller dieſer (teuſchenden) Verſicherung auch geglaubt hätte, kam es ihm doch ſonderbar vor, daß der ſpannende Schmerz auf

der rechten Seite der Bruſt ſich auch nach der Geneſung unverändert erhalten habe, und daß er denſelben noch eben ſo fühle, wie vor dieſen Anfällen. Ende Mai war er ſo ziemlich wiederhergeſtellt. Aber im Juni dauerten die Krampfanfälle noch fort. Er entſchloß ſich unter großen Sorgen, das Karlsbad zu beſuchen. Die Krankheit allein hatte ihn 30 Ld'or gekoſtet und nach ſeiner Rückkehr aus Karlsbad ſchlug er die Ausgaben des Jahres (im Sept.) auf 1400 Thaler an, ohne das Verſäumte zu rechnen. Vom Collegienleſen konnte nicht mehr die Rede ſein. Er war überhaupt wegen ſeines künftigen Aufenthalts und Schickſals in Ungewisheit. Es war ihm jetzt durchaus unmöglich, wie bisher ſich auf ſeine ſchriftſtelleriſchen Einkünfte zu verlaßen; denn ſo beträchtlich dieſe auch waren, ſo lange er ſich vollkommen geſund befand, ſo fehlten ſie ihm doch ganz in der Krankheit. Auf Anraten des Coadjutors, bei dem er einige Wochen des Auguſt und September in Erfurt verlebte und der recht freundſchaftlich um ihn bekümmert war, ſchrieb er dem Herzoge und ſuchte um eine förmliche Beſoldung an, die hinreichend ſei, ihn im äußerſten Notfalle außer Verlegenheit zu ſetzen. Er hatte das Vertrauen, daß der Herzog thun werde, was er könne; der ganze Hof ſei gut für ihn geſinnt. Vermöge der Herzog nicht zu helfen, ſo müße er anderwärts Hülfe ſuchen, wie viel Mühe es auch koſten möge, und er werde ſich dann bemühen in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen ſein Glück aufzuſuchen. Daß der Herzog zu helfen vermocht hätte, iſt nicht berichtet worden, aber es zeigte ſich von einer Seite eine Hülfe, von der ſie nicht erwartet wurde und die über die kühnſten Hofnungen hinausgieng. Gerüchte von Schillers Krankheit waren weit hinaus gedrungen, ſelbſt Gerüchte, daß er geſtorben ſei, hatten ſich verbreitet, und eine ſolche Todeskunde war zu dem däniſchen Dichter Jens Baggeſen gelangt, der den Dichter 1790 in Jena geſehen hatte. Dieſer veranlaßte den Herzog Chriſtian Friedrich von Holſtein-Auguſtenburg und den däniſchen

Minister, Grafen Ernst v. Schimmelmann, beide warme Verehrer Schillers, und die Frauen dieser Männer bei einer kleinen Reise nach Hellebeck, nördlich von Kopenhagen, zu einer Art von Todtenfeier für den vermeintlich Verstorbenen. Als sie später durch Reinhold die Nachricht empfiengen, Schiller lebe, und als Reinhold dabei bemerkte, daß Schiller sich wol schwerlich ganz erholen werde, da ihn äußere Sorgen drückten, vereinigten sich der Prinz und der Minister zu einer Unterstützung und boten Schiller unterm 27. Nov. 1791 (er empfieng das Schreiben am 13. Dec.) auf drei Jahr ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Schiller nahm das Anerbieten mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit es gethan worden, alle Nebenrücksichten bei ihm überwand, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben war, es ihm gebot. Dasjenige zu leisten, was er nach dem ihm zugefallenen Maße von Kräften leisten und sein könne, galt ihm als die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Der großmütige Beistand der beiden edlen Männer setzte ihn auf einmal in die Lage, so viel aus sich zu entwickeln, als in ihm lag. Aus den dankbaren Briefen, die er an den Prinzen und Schimmelmann richtete und die in der Folge beim Schloßbrande in Kopenhagen in Feuer aufgiengen, arbeitete er im Herbst 1794 die Abhandlung über ästhetische Erziehung aus.

Das Nächste, was Schiller in der unabhängigen Lage, die er durch Abtrag alter Schulden und Anschaffung neuer Lebensbequemlichkeiten (Equipage) und Reisen heitrer machte, mit Eifer ergriff, war das Studium der kantischen Philosophie. Bisher hatte er sich wenig darauf eingelaßen. Als er im März 1791 mit der näheren Kenntnisnahme den Anfang machen wollte, hinderte ihn die schwere Krankheit. Er ließ sich aus Kant vorlesen, mehr der Unterhaltung als der Belehrung wegen. Erst im Spätjahre zog ihn der Philosoph lebhafter an und von dem Aufsatze über das tragische Vergnügen, den er Anfang Dec. (1791) ausarbeitete, gestand er,

daß Kant viel Einfluß darauf habe. Mit dem Beginn des Jahres 1792 warf er ſich mit vollem Eifer auf die Philoſophie Kants. Er hatte den unwiderruflichen Entſchluß gefaßt, ſie nicht eher zu verlaßen, bis er ſie ganz ergründet habe, wenn ihm dies auch drei Jahre koſten könnte. Ein heftiger Krankheitsanfall, den er Ende Januar und Anfang Febr. überſtand, hinderte den Eifer nicht und als er im April und Mai ſeinen Freund Körner in Dresden, einen eifrigen Kantianer, beſuchte, lebten ſich beide tiefer in das Syſtem ein. Die nächſten Jahre blieben der Ergründung und Anwendung deſſelben gewidmet. Die äſthetiſchen Abhandlungen, deren vorhin vorübergehend Erwähnung geſchah, beruhen hauptſächlich auf kantiſchen Grundlagen. Beſchäftigen und fördern konnte ihn das philoſophiſche Studium, aber nicht ausfüllen. Schon im Mai 1792 war er voll Ungeduld etwas Poetiſches vor die Hand zu nehmen und beſonders juckte ihm die Feder nach dem Wallenſtein. Denn eigentlich (das erkannte er) war es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo er ſeine Kräfte fühlte; in der Theorie muſte er ſich immer mit Principien plagen; da war er blos ein Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophierte er gern über die Theorie; die Kritik muſte ihm jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den ſie ihm zugefügt hatte, und geſchadet hatte ſie ihm in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die er hatte, ehe ihm noch eine Regel bekannt war, vermiſſte er ſchon ſeit mehren Jahren. Er ſah ſich jetzt erſchaffen und bilden, er beobachtete das Spiel der Begeiſterung, und ſeine Einbildungskraft betrug ſich mit minderer Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen wuſte. Würde er aber erſt ſo weit gekommen ſein, meinte er, daß ihm Kunſtmäßigkeit zur Natur geworden, wie einem wolgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo werde auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit zurückerhalten und ſich keine als freiwillige Schranken ſetzen. „Oft widerfährt es mir, ſchreibt er an Körner, daß ich mich der Entſtehungsart meiner Producte, auch der gelun-

genſten, ſchäme. Man ſagt gewöhnlich, daß der Dichter ſeines Gegenſtandes voll ſein müße, wenn er ſchreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenſtandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erſt unter der Arbeit ſelbſt entwickelt ſich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künſtler zu machen, iſt gerade weggeſtrichen worden, als ſie fertig waren. So war's beim Carlos ſelbſt. Mit Wallenſtein ſcheint es etwas beßer zu gehen; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. Wie iſt es aber nun möglich, daß bei einem ſo unpoetiſchen Verfahren doch etwas Vortrefliches entſteht? Ich glaube, es iſt nicht immer die lebhafte Vorſtellung ſeines Stoffes, ſondern oft nur ein Bedürfnis nach Stoff, ein unbeſtimmter Drang nach Ergießung ſtrebender Gefühle, was Werke der Begeiſterung erzeugt. Das Muſikaliſche eines Gedichts ſchwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinſetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin. Ich bin durch meine Hymne an das Licht, die mich jetzt manchen Augenblick beſchäftigt, auf dieſe Bemerkung geführt worden. Ich habe von dieſem Gedicht noch keine Idee, aber eine Ahnung, und doch will ich im Voraus verſprechen, daß es gelingen wird."

Als Schiller im Sept. 1792 ſich von der Laſt des dreißigjährigen Krieges, der ihn für Göſchens Damenkalender beſchäftigt hatte, kaum befreit ſah und als das letzte Manuſcript fortgeſchickt war, rief er dem Freunde in Dresden zu: „Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein andrer auflegt oder die einen andern Urſprung hat, als Liebhaberei und Neigung! Sage mir nur, woran ich mich jetzt zuerſt machen ſoll? Mir iſt ordentlich bange bei meiner wiedererlangten Geiſtesfreiheit. Vor einem größern Ganzen fürchte ich mich noch; daher zweifle ich, ob der Wallenſtein ſogleich daran kommen wird. Ich hätte Luſt, mir durch ein Gedicht die Muſen wieder zu verſöhnen, die ich durch den Kalender gröblich beleidigt habe. Aber welches?

Auch darüber bin ich unschlüßig" Den Kalender hatte er wirklich aufgegeben. Als Göschen sich unter denen umsah, die eine Fortsetzung würden leisten können und dabei auf Pestalozzi verfiel und die Reformationsgeschichte als tauglichen Stoff bezeichnete, riet Schiller in beiden Beziehungen ab und schrieb am 14. Oct. 1792 an Göschen: „Ob Sie mit Pestalozzi nichts wagen — und ob es überhaupt rathsam ist, die Reformation zum Gegenstand zu nehmen (die nur bei einer äußerst glücklichen genialischen Behandlung Interesse erwecken kann) ist eine Frage, die ich Ihnen aufwerfe und in scharfe Ueberlegung zu nehmen rathe. Erstlich möchte ich schon einen Zweifel darüber aufwerfen, ob es gut ist, in der Kalenderform fortzufahren, da diese Schriften ihre Neuheit verlieren, da Sie darin viel Nebenbuhler haben, und die Caprice der Mode gar zu wandelbar ist. Zweitens glaube ich, wäre es beßer, wenn Sie jetzt, (im Fall Sie auf einen Kalender bestehen) eine leichtere allgemeiner anziehende Materie erwählten — denn noch einmal, an der Reformation wird und muß unser Pestalozzi scheitern. Diese Geschichte muß mit philosophischem, völlig freien Geiste geschrieben sein, von der Schreibart nicht einmal zu reden, die hier leichter als bei einer jeden andern Materie ins Trockene fallen muß. Ich habe mich auf einen andern Mann dafür besonnen, aber ich gestehe, daß ich keinen finde; doch so gut und beßer als Pestalozzi diesen Stoff behandeln kann, würden zehen andre ihn behandeln. Sehr gerne will ich mich als Herausgeber und Vorredner dabei melden, wenn Ihnen dadurch ein Gefallen geschieht, aber Sie begreifen selbst, daß ich dies nur alsdann thun kann, wenn der Verfaßer des Kalenders die Reformation nicht aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkte als ich betrachtet, und dies, fürchte ich, wird bei Pestalozzi sehr der Fall sein. Ich muß gestehen, daß es mir sehr Leid thun würde, wenn diese herrliche Gelegenheit, auf die Vorstellungsart der ganzen deutschen Nation von ihrem Religionsbegriff zu wirken, und durch dieß einzige Buch

vielleicht eine wichtige Revolution in Glaubensſachen vorzubereiten, nicht benutzt werden ſollte. Jetzt über die Reformation zu ſchreiben, und zwar in einem ſo allgemein geleſenen Buch, halte ich für einen großen politiſch wichtigen Auftrag und ein fähiger Schriftſteller könnte hier ordentlich eine welthiſtoriſche Rolle ſpielen. — Ich meine immer, daß Sie bei meiner alten Idee, ein großes vierzehntägiges Journal, an dem dreißig oder vierzig der beſten Schriftſteller Deutſchlands arbeiteten, herauszugeben am beſten fahren und ein Werk für Ihr Lebenlang daran haben würden. Sie würden und müſten dadurch der Erſte und Reſpectierteſte Buchhändler in Deutſchland werden, und ſchon in den erſten Jahren nicht unter 1000 Rthlr. reine Revenuen davon haben, die bei fortdauernder Accurateſſe drei- und vierfach werden müſte. — Sind Sie dieſer Idee nicht abhold, ſo will ich Ihnen einen Plan dazu überſchicken, und (von Seiten des Inhalts und der Schriftſteller) die Möglichkeit der Ausführung zeigen." Göſchen war dieſem Plane nicht geneigt, den bald darauf Cotta in Tübingen aufnahm und durch die Horen verwirklichte. — Für den misratnen Peſtalozzi ſchlug Schiller zur Fortſetzung des Kalenders ſeinen Freund Körner vor, der durch fehlgeſchlagene Erwartung auf eine reiche Erbſchaft ſich in die Notwendigkeit verſetzt ſah, jährlich 500 Thlr. mehr zu verdienen und dazu die leicht erworbene Einnahme des Kalenders (400 Thlr.) benutzen wollte. Göſchen war geneigt und Schiller ſchlug die Bearbeitung der Geſchichte Cromwells vor; da das dabei abzulegende Glaubensbekenntnis ſchlechterdings zum Vorteil der Revolutionsfeinde ausfallen müße, ſo könnten die Wahrheiten, die den Regierungen notwendig darin geſagt werden müſten, keinen gehäßigen Eindruck machen. Der Vorſchlag war nicht nach Körners Geſchmack, der lieber die Geſchichte der Fronde bearbeiten wollte. Hier intereſſiert dieſe Verhandlung nur wegen Schillers politiſcher Stimmung. Er hatte für die Tagespolitik niemals ein ſonderliches Intereſſe gehabt, las

als er in Dresden lebte, nicht einmal Zeitungen. In der Folge erwachte eine Art von flüchtigem Intereſſe, aber mehr das der Furcht als der Hoffnung. Kaum vier Wochen nach ſeiner Heirat ſchrieb er an Körner: „Die politiſche Welt intereſſiert mich jetzt: ich zittre vor dem Kriege, denn wir werden ihn an allen Enden Deutſchlands fühlen.“ Der Tod des Kaiſers Leopold II. (1792) ſchien ihm für das deutſche Reich keine unwichtige Thatſache und für die Schriftſteller und alle Freunde der Denkfreiheit eine ſehr erſprießliche Begebenheit (worin er ſich übrigens teuſchte). Die Verweiſung Leuchſenrings aus Berlin und die Beraubung ſeiner Papiere deuchte ihn gut deſpotiſch. Ein wirkliches Intereſſe für die laufende Geſchichte der Welt hatte er nicht und nie hatte er etwas in dieſem Sinne unternommen. Es mochte ihm daher wunderlich genug vorkommen, als er ſich (als le sieur Gille, publiciste allemand) unter denen genannt ſah, denen das Geſetz vom 26. Aug. und die Vollziehung vom 10. Oct. 1792 den Titel eines citoyen français beilegte. (Das Diplom gelangte erſt im März 1798 durch Campe zu ihm und wurde, nach genommener beglaubigter Abſchrift für ſeine Kinder, der weimariſchen Bibliothek geſchenkt.) Forſters Betragen in Mainz misbilligte Schiller; für die Mainzer (Dec. 1792) konnte er ſich überhaupt gar nicht intereſſieren; alle ihre Schritte zeugten ihm mehr von einer lächerlichen Sucht ſich zu ſignaliſieren als von geſunden Grundſätzen, mit denen ſich ihr Betragen gegen Andersdenkende gar nicht reime. Sein menſchliches Gefühl empörte ſich über den Proceß, den die Republikaner in Paris dem Könige machten; kaum konnte er der Verſuchung widerſtehen, ſich hineinzumiſchen und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Ihm ſchien dieſe Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beſchäftigen, und ein deutſcher Schriftſteller, der ſich mit Freiheit und Beredſamkeit über dieſen Streit erkläre, dürfe wahrſcheinlich (ſo träumte der in den Welthändeln und den wirklichen Leidenſchaften der Menſchen unbewanderte Idealiſt) auf dieſe rich-

Digitized by Google

tungsloſen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urteil ſage, ſo ſei man wenigſtens auf den erſten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer ſeiner Claſſe, wo nicht ſeiner Nation anzuſehen; und Schiller glaubte, daß die Franzoſen gerade in dieſer Sache gegen fremdes Urteil nicht ganz unempfindlich ſeien. Außerdem ſei gerade dieſer Stoff ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Verteidigung der guten Sache zuzulaßen, die keinem Misbrauch ausgeſetzt ſei. Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffentlich ſtreite, dürfe bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein andrer, und habe auch ſchon etwas mehr Credit. Bei ſolchen Anläßen dürfe man nicht indolent und unthätig bleiben. „Hätte jeder freigeſinnte Kopf geſchwiegen, ſo wäre nie ein Schritt zu unſerer Verbeßerung geſchehen.“ Es gebe Zeiten, wo man öffentlich ſprechen müße, weil Empfänglichkeit dafür da ſei, und eine ſolche Zeit ſcheine ihm die jetzige zu ſein. Er ſah ſich ſchon nach jemand um, der gut in's Franzöſiſche überſetze; er fieng wirklich eine Schrift für den König an, aber es wurde ihm nicht wol darüber, und ſo blieb ſie liegen. Seit der Hinrichtung des Königs (21. Jan. 1793) konnte er keine franzöſiſche Zeitung mehr leſen, ſo ekelten „dieſe elenden Schinderknechte“ ihn an. Später regten ihn die äußeren Weltbegebenheiten kaum wieder an. Nur als der Krieg ſich von Süddeutſchland nach dem Thüringerwalde zu ziehen drohte, tauchte eine vorübergehende Beſorgnis für die eigne Sicherheit einmal flüchtig wieder auf, um einer deſto entſchiedeneren Gleichgültigkeit wieder Platz zu machen.

Im Sept. 1792 hatte Schillers Mutter mit der jüngſten Tochter Nanette, die ſich für die Bühne auszubilden beabſichtigte, einen mehrwöchigen Beſuch bei dem Sohne in Jena gemacht und ſich auch in Rudolſtadt gezeigt. Sie regte die Sehnſucht des Sohnes nach der geliebten ſchwäbiſchen Heimat auf, die er jetzt mit Ehren wieder glaubte betreten zu können. Da auch ſeine

Digitized by Google

Gesundheit sich gebeßert zu haben schien und von Herzog Karl kaum etwas Feindseliges zu befürchten stand, brach Schiller im Sommer 1793 nach Schwaben auf, hielt es aber für geraten nicht nach Würtemberg zu gehen, sondern vorläufig in Heilbronn zu sehen, ob er dem Frieden mit dem Herzoge trauen könne. Nach einer beschwerlichen, aber von allen übeln Zufällen freien Reise kam er mit seiner Frau am 8. August in der schwäbischen Reichsstadt an, meldete sich am 20. beim regierenden Bürgermeister v. Wacks schriftlich und bat um Gestattung des Aufenthalts den Winter hindurch. Die Rathsherren von Heilbronn beschloßen, dem Gesuche zu willfahren „und soll dem Herrn Hofrat durch eine Kanzleiperson vergnügter Aufenthalt gewünscht werden." Er fand die Seinen wolauf und sehr vergnügt über die Wiedervereinigung. Der Vater war in seinem siebenzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters und schien kaum sechzig; er war in ewiger Thätigkeit, und diese war es, was ihn gesund und jugendlich erhielt. Die Mutter, früher leidend, schien gebeßert und auf ein hohes Alter Anspruch zu haben. Die jüngste Schwester war ein hübsches Mädchen geworden und zeigte viel Talent, die zweite Schwester Louise verstand die Wirtschaft sehr gut und führte nun in Heilbronn sein Hauswesen. Schiller wagte sich nach Ludwigsburg und auf die Solitüde, ohne bei dem „Schwabenkönig" anzufragen. Dieser hatte übrigens dem Vater doch auf sein Ansuchen erlaubt, den Sohn etlichemal in Heilbronn zu besuchen. Die Menschen fand Schiller freier als in einer Reichsstadt zu erwarten war, aber wißenschaftliches oder Kunstinteresse fand sich blutwenig. Einige literarische Nahrung verschaffte ihm eine kleine Leihbibliothek und eine schwach vegetierende Buchhandlung. Der Neckarwein schmeckte ihm desto beßer. Es war übrigens in Heilbronn theurer zu leben als in Jena. Lebensmittel, Wohnung, Holz waren kostbare Artikel. Der hohe Preis der ersten aus den Gasthöfen nötigte ihn (so hatten ihm die Frauen eingeredet), sogleich auf eine eigene Menage zu

denken. Ueber die Koſten der Einrichtung, die geradezu weggeworfen waren, und die Beträchtlichkeit derſelben, tröſteten ihn die Frauen mit der Erwägung, die ganze Auslage werde mit dem bezahlt ſein, was bei der eignen Haushaltung in drei Monaten erſpart werden könne. Kaum aber war die Einrichtung getroffen, ſo wurde der Mangel aller häuslichen Bequemlichkeit und jeder Entſchädigung für dieſe große Entbehrung ſo drückend empfunden, daß die Familie am 8. Sept. nach Ludwigsburg überſiedelte, wo ſie vortreflich logiert und der elterlichen Familie und den Freunden um ein gutes Teil näher war. Ludwigsburg lag von Stuttgart und der Solitüde nur drei Stunden, die Stadt war überaus ſchön und lachend und obgleich ſie eine Reſidenz war, ſo lebte man darin wie auf dem Lande. Der Herzog, ſchien es, wolle ihn ignorieren, und das war Schiller gerade recht. (Am 14. Sept. wurde Schillers erſter Sohn Karl geboren). — Von Ludwigsburg aus erneuerte er die alten Bekanntſchaften oder knüpfte neue mit Conz, Hoven, Dannecker. Der Herzog, wie Schiller mit einer Art Empfindlichkeit bemerkt, ſuchte etwas darin, ihn zu ignorieren, legte ihm aber gar nichts in den Weg. Dem Vater erlaubte er auf ſein Anſuchen ein Bad zu gebrauchen, auf ſo lange Zeit als er ſelbſt wolle; dies Bad war nicht weit von Ludwigsburg, ſo daß der Herzog glauben muſte, der Vater wolle dem Sohne näher ſein; alles wurde auf der Stelle bewilligt, ſo nötig der Herzog den alten Schiller auch auf ſeinem Poſten brauchte. Daß Schiller ſelbſt einen erſten Schritt hätte thun ſollen, fiel ihm gar nicht ein. Der Herzog hatte übrigens andere Sorgen, als ſich um einen deſertierten Regimentsarzt zu bekümmern; er fühlte ſein Ende nahen, und als er am 24. Oct. 1793 geſtorben war, hatte Schiller keine andre Empfindung, als daß „der Tod des alten Herodes" weder auf ihn noch auf ſeine Familie von Einfluß ſei, außer daß es allen Menſchen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie Schillers Vater, ſehr wol war, jetzt einen Menſchen vor ſich zu haben, was der

neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes sei. — Schiller blieb den Winter in Ludwigsburg, häufig durch Krankheitsanfälle zum Arbeiten unfähig gemacht, doch brachte er einige Aufsätze zu Stande und soll auch den Wallenstein in Prosa begonnen haben, was wol kaum auf eine Ausarbeitung sondern nur auf Durcharbeitung des Planes, der erst im nächsten Frühjahr in Stuttgart weiter rückte, zu deuten sein wird. Schüler der Ludwigsburger Schule berichten, daß Schiller für seinen alten Lehrer Jahn, der noch immer der Ludwigsburger Schule vorstand, mitunter die Stunden gegeben habe, den Kopf in die Hand gestützt und ein Bein übers andre geschlagen. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geschichte nach Schröckhs Abriß; er, der für die Studenten in Jena nicht faßlich genug zu sein meinte, bestrebte sich nun, für die Knaben der Schule, der er selbst einst angehört hatte, deutlich zu werden. — Im März siedelte er nach Stuttgart hinüber; die Veränderung schien ihm in Rücksicht des gesellschaftlichen Umganges sehr vorteilhaft, weil in Stuttgart gute Köpfe aller Art und Hantierung sich zusammenfanden (Dannecker, Hetsch, Scheffauer, Zumsteg, Werkmeister u. s. w.). Er konnte es sich nicht verzeihen, daß er den Entschluß nicht früher gefaßt, da er selbst in Rücksicht der Finanzen nicht viel dabei verloren hätte. Die Militärakademie war aufgehoben, was er in vielfachem Sinne beklagenswert fand. Außer den beträchtlichen Revenüen, welche Stuttgart daraus gezogen, hatte das Institut ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wißenschaftliches Interesse unter den Einwohnern verbreitet, da nicht nur die Lehrer der Akademie eine sehr beträchtliche Zahl unter denselben ausmachten, sondern auch die meisten subalternen und mittleren Stellen durch akademische Zöglinge besetzt waren. Die Künste blühten in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade und die Zahl der Künstler hatte den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert. — Der Plan zum Wallenstein wurde weiter aus-

gearbeitet; nach und nach reifte derselbe zu seiner Vollendung heran, „und ist nur erst der Plan fertig, rief er fast übermütig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt sein wird.“ Noch nicht einmal in drei Jahren! — Anfangs Mai reiste Schiller von Stuttgart ab und war nach einer neuntägigen glücklich überstandenen Reise am 16. Mai wieder in Jena.

In Stuttgart oder bei einem Besuche in Tübingen hatte er den Buchhändler Johann Georg Cotta kennen gelernt und ihn für den ins dritte Jahr gehegten Plan einer großen periodischen Schrift zu interessieren gewust. Fichte, Humboldt, Woltmann in Jena wurden gewonnen, Goethe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Gotter, Herder, Klopstock, Voß, Maimon, Baggesen, Reinhold, Blankenburg, Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis, Körner und andere wurden eingeladen; an einem glücklichen Erfolge beim Publikum schien es gar nicht fehlen zu können; auch wurden auf die bloße Ankündigung hin schon gegen tausend Exemplare bestellt, eine Anzahl, die sehr bald auf das Doppelte stieg, aber wieder sank, da das Publikum in den Horen das nicht fand, was es erwartete. Die Journalanfeindungen waren endlos und so leichtfertig wie boshaft; die Mitarbeiter in hohem Grade saumselig; die Plackerei war unendlich und nach dreijähriger Mühe verzweifelte nicht der Verleger, aber Schiller, so daß er sich entschloß, die Last abzuschütteln. Der größte Gewinn, der für ihn aus dem Unternehmen hervorgieng, war die innige und dauernde Verbindung mit Goethe, der endlich die Abneigung überwunden hatte und im Verkehr mit Schiller für sein schon abwelkendes Leben einen neuen ungeahnten Frühling anbrechen sah. Ueber die Verbindung beider von den ersten Begegnungen an ist bei Goethe ausführlich gesprochen (S. 165, 179 ff.), so daß hier nur nachgeholt werden darf, was Schiller allein angieng. Vorangestellt werden mag die Meinung, die Schiller vom Publikum hatte, als er nach einer mühsamen und hartnäckigen Krisis endlich mit sich einig geworden war. Er schrieb

1795 an Fichte, es gebe nichts Roheres als den Geschmack des damaligen deutschen Publikums; an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht seine Modelle von ihm zu nehmen, sei der ernstliche Plan seines Lebens. Zwar habe er es noch nicht dahin gebracht, aber nicht weil seine Mittel falsch gewählt gewesen, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lectüre zu machen gewohnt und in ästhetischer Rücksicht zu tief gesunken sei, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können. Das allgemeine und revoltante Glück der Mittelmäßigkeit in damaligen Zeiten, die ganz unbegreifliche Inconsequenz, welche das ganze Elend auf demselben Schauplatze, auf welchem man vorher das Vortrefliche bewundert, mit gleicher Zufriedenheit aufnehme, die Rohigkeit auf der einen und die Kraftlosigkeit auf der andern Seite erweckten ihm einen solchen Ekel vor dem was man öffentliches Urteil nenne, daß es ihm vielleicht zu verzeihen sei, wenn er in einer unglücklichen Stunde sich habe einfallen laßen, diesem heillosen Geschmack entgegenwirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn er ihn zu seinem Führer und Muster mache, und daß er sich für sehr unglücklich halten würde, für dieses Publikum zu schreiben, wenn es ihm überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu schreiben. Unabhängig von dem was um ihn herum gemeint und geliebkost werde, folge er dem Zwange entweder seiner Natur oder seiner Vernunft, und da er nie Versuchung gefühlt habe, eine Schule zu gründen, oder Jünger um sich her zu versammeln, so habe diese Verfahrungsart keine Ueberwindung gekostet Beinahe jede Zeile, die er in den letzten Jahren geschrieben, trage dies Gepräge, und wenn es gleich aus äußern Gründen, die er noch mit mehr Schriftstellern gemein habe, ihm nicht gleichgültig sein könne, ob ihn ein kleines oder ein großes Publikum kaufe, so habe er sich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der seiner Individualität und seinem Charakter entspreche, nicht dadurch, daß er sich durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publi-

kum zu gewinnen, ſondern dadurch, daß er es durch die lebhafte und kühne Aufſtellung ſeiner Vorſtellungsart zu überraſchen, anzuſpannen und zu erſchüttern geſucht. Daß ein Schriftſteller, der dieſen Weg gehe, nicht der Liebling ſeines Publikums werden könne, liege in der Natur der Sache, denn man liebe nur, was Einen in Freiheit ſetze, nicht was Einen anſpanne; aber der Schriftſteller erhalte dafür die Genugthuung, daß er von der Armſeligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemütern, die eines Schwunges fähig ſeien, mit Begeiſterung ergriffen und von knechtiſchen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet werde. Er habe nie geſucht, von dem guten oder ſchlimmen Effect ſeines ſchriftſtelleriſchen Daſeins Erkundigungen einzuziehen, aber die Proben von beiden ſeien ihm ungeſucht aufgedrungen worden. — Dieſe Verachtung des Publikums war vorzugsweiſe durch die erkaltende Teilnahme an den Horen erzeugt, hatte aber glücklicherweiſe nicht die Folge, daß Schiller ſich dem Tagesgeſchmack mit Verbitterung gegenübergeſtellt hätte; er gieng nur unbekümmert ſeinen Weg. Aber eine Auseinanderſetzung zwiſchen ihm und den Stimmführern des Publikums und den Lieblingen deſſelben muſte erfolgen und als der erſte Muſenalmanach*) (für 1796) glücklich von Stapel gelaufen war und Goethe im December 1795 den Einfall hatte, Epigramme nach dem Muſter der Xenien des Martial auf die deutſchen Zeitſchriften vorzuſchlagen, gieng Schiller mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm darauf ein und war der eigentliche Donnerer in dieſem Gewitter, das die Luft reinigte (vgl. S. 187 ff.). Der Muſenalmanach,

*) Der Almanach wurde in Berlin gedruckt. Die Correctur beſorgte W. v. Humboldt; als derſelbe vor Vollendung des Drucks von dort abreiste, bat Schiller (14. Sept. 1795) den F. L. W. Meyer, den Verfaßer des Romans Fiormona, des Grafen Meaupois Biographen, Schröders ꝛc.) der Beiträge geliefert hatte und damals in Berlin lebte, ſich der Correctur anzunehmen „und in ſtreitigen Fällen nach ſeinem Gefühl zu entſcheiden.“ So groß war damals das Vertrauen zu der Einſicht und dem richtigen Gefühl des Mannes, der im nächſten Muſenalmanach in den Xenien (Nr. 255 A. D. Z.) cyniſch verſpottet ſein ſoll.

von dem fünf Jahrgänge erschienen und sehr gute Aufnahme fanden, wurde Schiller auf die Dauer auch zur Last. Den letzten Jahrgang (für 1800) behandelte er wie eine Pflichtaufgabe, die abgethan werden muste, ohne daß er Freude dabei empfunden hätte. Bei allen diesen Arbeiten hatte er erkannt, daß seine eigentliche Lebensaufgabe die dramatische Dichtung sei, und sobald er an der ersten Probe, die zugleich ein Meisterstück war, seine Kräfte und den richtigen Gebrauch hatte kennen lernen (die früheren dramatischen Arbeiten genügten ihm längst nicht mehr), warf er sich auf die dramatische Dichtung mit einem so fruchtbaren Eifer und so glücklichem Erfolge, daß seine letzten Lebensjahre einem fortdauernden und immer gesteigerten Triumphe glichen.

Der Aufenthalt Schillers in Stuttgart hatte die Aufmerksamkeit seiner Landsleute lebhafter auf ihn hingezogen; sie erzeigten ihm im Febr. 1795 die Ehre, ihn nach Tübingen zu vocieren, wo man sich mit Reformen beschäftigte. Aber da er doch einmal zum akademischen Lehrer unbrauchbar gemacht zu sein glaubte, so wollte er lieber in Jena, wo er gern war und wo möglich zu leben und zu sterben gedachte, als irgendwo anderswo müßig gehen. Er schlug den Ruf aus und machte sich, wie er Goethe schrieb, daraus kein Verdienst, da seine Neigung schon allein die Sache entschieden habe, so daß er gar nicht nötig gehabt, sich der Verbindlichkeiten zu erinnern, die er dem guten Herzoge Karl August schuldig war und die er ihm am Liebsten vor allen andern schuldig sein mochte. Für seine Existenz glaubte er nichts besorgen zu dürfen, so lange er noch einigermaßen die Feder führen könne. Und so ließ er den Himmel walten, der ihn noch nie verlaßen. Als er jedoch am 25. März 1795 eine Erneuerung des Antrages mit Zusicherung eines zwar mäßigen aber in der Folge zu verbeßernden Gehalts und mit dem Zusatze erhielt, daß er von allen öffentlichen Functionen dispensiert sein und völlige Freiheit haben solle, ganz nach seinem Sinne auf die Studierenden zu wirken; änderte er zwar seinen Entschluß nicht,

glaubte auch nicht, daß er ihn leicht ändern werde; es drangen sich ihm aber bei dieser Gelegenheit einige ernsthafte Ueberlegungen in Rücksicht auf die Zukunft auf, welche ihn von der Notwendigkeit überzeugten, sich einige Sicherheit auf den Fall zu verschaffen, daß zunehmende Kränklichkeit ihn an schriftstellerischen Arbeiten verhindern sollte. Er schrieb deshalb an den Geh. Rat Voigt und bat ihn, daß er ihm vom Herzoge eine Versicherung auswirke, ihm in jenem äußersten Falle sein Gehalt zu verdoppeln. Wenn ihm dies zugesichert werde, so hoffe er es so spät als möglich oder nie zu gebrauchen, er werde dann aber wegen der Zukunft beruhigt sein und das sei alles was er verlangen könne. Der Herzog ließ ihm die verlangte Zusicherung erteilen, und nun glaubte er seine Existenz auf gewisse Weise assecuriert zu haben. Im häufigen persönlichen Verkehr mit Goethe, im freudigen Schaffen und bei leidlicher Gesundheit war er ganz glücklich. Der häusliche Kreiß wurde durch einen zweiten Sohn (Ernst, geb. 11. Juli 1796) bereichert und von nah und fern zeigten ihm Briefe und Besuche, daß er seinen Zeitgenoßen werter war als sie ihm. Unter allem was ihn beschäftigte that es Wallenstein am meisten. Es ist schon bemerkt, daß er in Schwaben an dem Plane gearbeitet hatte. Am 18. März 1796 dachte er zwar wieder daran, scheint aber bald wieder davon abgekommen zu sein, teils durch einen längern Aufenthalt in Weimar, wo er Goethes Egmont für die Bühne bearbeitete, teils durch die Beschäftigung mit dem Xenienalmanach. Kaum aber war dieser in der zweiten Auflage vorbereitet, als er sich an das Quellenstudium machte und in der Oekonomie des Stückes nicht unbedeutende Fortschritte gewann. Aber je mehr er seine Ideen über die Form berichtigte, desto ungeheurer erschien ihm die Masse, die zu beherschen war, und ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst würde er schwerlich haben fortfahren können. November und December wurden fast ununterbrochen auf das Stück verwendet, und es eröfnete sich die keineswegs erfreuliche Aussicht, daß der

ganze Winter und wol faſt der ganze Sommer darüber hingehen könne, da dem widerſpenſtigen Stoffe nur durch ein heroiſches Ausharren etwas abzugewinnen zu ſein ſchien. Da ihm außerdem noch ſo manche ſelbſt der gemeinſten Mittel fehlten, wodurch man ſich das Leben und die Menſchen näher bringt, aus dem engen Daſein heraus und auf eine größere Bühne tritt; ſo muſte er wie ein Thier, dem gewiſſe Organe fehlen, mit denen, die er hatte mehr thun lernen und die Hände gleichſam mit den Füßen erſetzen. Er verlor darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß er die Schranken ſeiner zufälligen Lage überwand und ſich eigne Werkzeuge zubereitete, um einen ſo fremden Gegenſtand, als ihm die lebendige und beſonders die politiſche Welt war, zu ergreifen. Recht ungeduldig war er, mit ſeiner tragiſchen Fabel nur erſt ſo weit zu kommen, daß er ihrer Tauglichkeit zur Tragödie vollkommen gewis war; denn wenn er es anders finden ſollte, meinte er, ſo würde er zwar die Aufgabe nicht ganz aufgeben, weil er immer ſchon ſo viel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatiſches Tableau daraus zu machen, aber er würde doch die Malteſer vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfacheren Organiſation entſchieden zur Tragödie qualificiert ſeien. Was er wollte und ſollte, auch was er hatte, war ihm ziemlich klar; es kam nur noch darauf an, mit dem, was er in ſich und vor ſich hatte, das auszurichten, was er wollte und was er ſollte. In Rückſicht auf den Geiſt, in welchem er arbeite, werde Goethe (ſchreibt er dieſem) mit ihm wahrſcheinlich zufrieden ſein; es gelinge ihm ganz gut, ſeinen Stoff außer ſich zu halten und nur den Gegenſtand zu geben. Das Sujet, konnte er beinahe ſagen, intereſſierte ihn gar nicht, und er hatte nie eine ſolche Kälte für ſeinen Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Arbeit in ſich vereinigt. Den Hauptcharakter, ſo wie die meiſten Nebencharaktere behandelte er mit der reinen Liebe des Künſtlers; blos für den jungen Piccolomini, den nächſten nach dem Hauptcharakter, war er durch ſeine eigene Zuneigung intereſſiert, wobei das Ganze, meinte er, übrigens eher

gewinnen als verlieren solle. Was die Hauptsache, die dramatische Handlung anbetraf, so wollte ihm der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff freilich noch nicht ganz gehorchen; es waren noch Lücken im Gange und manches wollte sich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödienökonomie hineinbegeben. Auch war das Proton-Pseudos in der Katastrophe, wodurch sie für eine tragische Entwicklung so ungeschickt war, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schicksal that noch zu wenig und der eigne Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. Den Dichter tröstete aber einigermaßen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger Schuld habe als der Mensch, daß er zu Grunde gehe. — Gegen Körner sprach er sich noch eingehender über die Arbeit und die Schwierigkeit derselben aus und klagte, daß das unglückselige Werk noch immer (28. Nov. 96) formlos und endlos vor ihm daliege; nicht als ob er seine dramatischen Fähigkeiten, so weit er sie sonst möge besessen haben, überlebt hätte, im Gegenteil, er sei blos deshalb unbefriedigt, weil seine Begriffe von der Sache und seine Anforderungen an sich selbst jetzt bestimmter und klarer und die letzteren strenger seien. Keins seiner alten Stücke habe so viel Zweck und Form, wie der Wallenstein jetzt schon habe; aber er selbst wisse jetzt zu genau, was er wolle und solle, als daß er sich das Geschäft so leicht machen könne. Der Stoff habe beinahe alles, was ihn von dramatischer und tragischer Behandlung ausschließen sollte. Es sei im Grunde eine Staatsaction, und habe, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben könne: ein unsichtbares abstractes Object, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine für den Vorteil des Poeten viel zu kalte trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mislinge der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Basis, auf die Wallenstein seine Unternehmung gründe, sei die Armee: mithin für

den Dichter eine unendliche Fläche, die er nicht vor's Auge und nur mit unſäglicher Kraft vor die Phantaſie bringen könne; er könne alſo das Object, auf dem Wallenſtein ruhe, nicht zeigen und eben ſo wenig das, wodurch er falle: die Stimmung der Armee, den Hof, den Kaiſer. Auch die Leidenſchaften ſelbſt, durch die er bewegt werde: Rachſucht und Ehrbegierde, ſeien von der kälteſten Gattung. Sein Charakter endlich ſei niemals edel und dürfe es nie ſein, und durchaus könne er nur furchtbar, nie eigentlich groß erſcheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, dürfe der Dichter ihm nichts Großes gegenüberſtellen; er halte den Dichter dadurch notwendig nieder. Mit einem Worte, es ſei ihm faſt alles abgeſchnitten, wodurch er dieſem Stoffe nach ſeiner gewohnten Art beikommen könne; von dem Inhalte habe er faſt nichts zu erwarten, alles müße durch eine glückliche Form bewerkſtelligt werden, und nur durch eine kunſtreiche Führung der Handlung ſei der Stoff zu einer ſchönen Tragödie zu machen. Die Luſt an der Arbeit ſei aber nicht im geringſten geſchwächt und eben ſo wenig die Hofnung eines treflichen Erfolges. Gerade ſo ein Stoff habe es ſein müßen, an dem er ſein neues dramatiſches Leben habe eröfnen können. Hier, wo er nur auf der Breite eines Scheermeßers gehe, wo jeder Seitenſchritt das Ganze zu Grunde richte, kurz wo er nur durch die einzige innere Wahrheit, Notwendigkeit, Stetigkeit und Beſtimmtheit ſeinen Zweck erreichen könne, müße die entſcheidende Kriſe mit ſeinem poetiſchen Charakter erfolgen. Auch ſei ſie ſchon ſtark im Anzuge; denn er behandle ſein Geſchäft ſchon ganz anders, als er ehemals gepflegt habe. Stoff und Gegenſtand ſei ſo ſehr außer ihm, daß er ihm kaum eine Neigung abgewinnen könne; derſelbe laße ihn beinahe kalt und gleichgültig, und doch ſei er für die Arbeit begeiſtert. Dadurch, daß er alle Figuren, zwei ausgenommen, an die ihn Neigung feßle (Max und Thekla), vorzüglich aber den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künſtlers behandle, ſollten ſie um nichts ſchlechter ausfallen. Aber zu dieſem bloß objectiven Verfahren ſei ihm das weitläuftige und freudloſe Studium der Quellen ſo unentbehrlich, da er die Hand-

lung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zuſammenhange ihrer Begebenheiten ſchöpfen müße, welches er weit weniger nötig gehabt, wenn er ſich durch eigne Erfahrungen mit Menſchen und Unternehmungen aus dieſen Claſſen hätte bekannt machen können. Er ſuche abſichtlich in den Geſchichtsquellen eine Begrenzung, um ſeine Ideen durch die Umgebung der Umſtände ſtreng zu beſtimmen und zu verwirklichen; dagegen glaubte er ſicher zu ſein, daß ihn das Hiſtoriſche nicht herabziehen oder lähmen werde; er wolle ſeine Figuren und Handlungen dadurch blos beleben; beſeelen müße ſie diejenige Kraft, die er allenfalls ſchon habe zeigen können und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieſes Geſchäft von Anfang an möglich geweſen wäre. Auf dem Wege, auf dem er jetzt gehe, könne es leicht geſchehen, daß Wallenſtein durch eine gewiſſe Trockenheit der Manier ſich von den vorhergehenden Stücken gar ſeltſam unterſcheiden werde; wenigſtens habe er ſich blos vor dem Extreme der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten. Die bisher gemachten Vorarbeiten ſeien für nicht viel zu rechnen, obgleich ſie allein ihn beſtimmt hätten, dem Stoff getreu zu bleiben. Sonſt aber habe er die Arbeit als eine ganz neue tractieren müßen und es ſeien begreiflicherweiſe keine ſchnellen Schritte zu machen; dennoch hoffe er, in drei Monaten des Ganzen ſo weit mächtig zu ſein, daß ihn nichts an der Ausführung hindere. Er gab ſich dann der Arbeit mit einem ſolchen Eifer hin, daß er ſeine Correſpondenz darüber vergaß, was Goethe, der das in der Regel fand, um ſo mehr Hofnung auf das Stück gab, da es ſich nun ſelbſt zu producieren anfange; er freute ſich darauf, den erſten Act nach Neujahr anzutreffen. Am 27. Dec. 1796 ſchreibt Schiller dem Freunde in Weimar: „Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter. Es iſt mir nicht möglich geweſen, ſo lange wie ich anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die feſten Punkte einmal gegeben waren und ich überhaupt nur einen ſichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehen laßen, und ſo wurden, ohne

daß ich es eigentlich zur Abſicht hatte, viele Scenen im erſten Acte gleich ausgeführt. Meine Anſchauung wird mit jedem Tage lebendiger und eins bringt das andre herbei.“ W. v. Humboldt hatte den Rat gegeben, den Wallenſtein in Proſa zu ſchreiben. Schiller, dem es in Rückſicht auf die Arbeit ziemlich einerlei war, ob er Jamben oder Proſa wähle, überlegte, daß das Stück durch die erſten mehr poetiſche Würde, durch die Proſa mehr Ungezwungenheit erhalte; da er es aber im ſtrengſten Sinne für die theatraliſche Vorſtellung beſtimme, ſo werde es wol beßer gethan ſein, Humboldt zu folgen. Und in der That, nach reifer Ueberlegung, wie er Goethe ſchrieb, „war er bei der lieben Proſa geblieben, die dieſem Stoffe auch weit mehr zuſage.“ Alles alſo was er bis zum Jahre 1795 ausgearbeitet hatte und für fertig hielt, war eine mehr hemmende als fördernde bloße Vorarbeit. Erſt ein Jahr ſpäter kam er auf beßre Gedanken von der Notwendigkeit und dem Nutzen der poetiſchen Form. Körner war gleich anfänglich mit der Proſa nicht einverſtanden. Dieſem Freunde hatte Schiller das Verſprechen abgenommen, die Mitteilung von einzelnen Stücken der Dichtung vor Vollendung des Ganzen abzuweiſen, wenn der Autordrang ihn etwa verleiten ſollte, dieſelbe anzubieten. Mit Goethe und Humboldt wollte er es ebenſo halten. Er konnte jedoch nicht über ſich gewinnen, Goethe den erſten Act, den größten und wegen der Anlage der Charaktere auch ſchwierigſten, mitzuteilen, um von dieſem Freunde zu erfahren, bevor er ſich weiterwage, ob es der gute Geiſt ſei, der ihn leite. Ein böſer ſei es nicht, das glaubte er wol gewis zu wißen, aber es gebe viele Stufen zwiſchen beiden. Goethe billigte den eingeſchlagenen Weg und Schiller arbeitete nun um ſo eifriger auf die Vollendung hin. Im April 1797 entwarf er ein detailliertes Scenarium des ganzen Stücks, um ſich die Ueberſicht der Momente und des Zuſammenhanges auch durch die Augen mechaniſch zu erleichtern. Er hatte dies von Goethe gelernt, mit dem er damals mündlich verkehrte und deſſen Hermann und Dorothea in ihren Geſprächen alle Ideen über epiſche und dramatiſche Kunſt in Bewegung brachte; da-

neben las Schiller den Shakeſpeare und Sophokles. Die Blicke, die er bei dieſer Gelegenheit in die Kunſt that, hatten die Folge, daß er manches in ſeiner erſten Anſicht des Stückes reformieren muſte. Der eigentliche Grund deſſelben wurde jedoch durch dieſe Kriſis ſo wenig wie durch die Lectüre der ariſtoteliſchen Poetik, die er im Mai 1797 vornahm, erſchüttert; er muſte alſo glauben, daß dieſer ächt und ſolid ſei; aber freilich blieb das Schwerſte noch immer übrig, nemlich die poetiſche Ausführung des ſchweren Planes. Um dieſe Zeit begann er auch für den Wallenſtein aſtrologiſche Bücher zu leſen, unter andern ein lateiniſches Geſpräch, aus dem Hebräiſchen überſetzt, zwiſchen einer Sophia und einem Philo über die Liebe, worin die halbe Mythologie in Verbindung mit der Aſtrologie vorgetragen wurde. — Das Reiterlied war ſchon im April fertig und wurde Körner zum Componieren mitgeteilt, der erſt Ende Mai damit zu Stande kam. — In der zweiten Hälfte des Juni 1797 überraſchte Schiller den Dresdener Freund durch Ueberſendung des Prologes (Wallenſteins Lager, die Wallenſteiner) und war begierig, wie ein tüchtiger Soldat von ſeinem Feldſtück erbaut ſein werde. Körner war das Goetheſche in der Behandlung beſonders überraſchend; er kannte dieſe Welt nur aus Beſchreibungen, aber es gebe Bilder, meinte er, die man ähnlich finden müße, ohne das Original geſehen zu haben. Eine glückliche Idee ſei es beſonders, den zwei poetiſchen Menſchen, dem Cuiraſſier und dem Jäger, den proſaiſchen Wachtmeiſter mit allen Eigenheiten des Unterofficiers gegenüberzuſtellen. Der Gedanke, das Trauerſpiel mit dieſem Prologe einzuführen, ſcheine paradox, aber bei genauerer Prüfung erkenne man den Vorteil, durch ein allmähliches Steigen des Tons die Stimmung hervorzubringen, die die Wirkung des Kunſtwerkes ſteigern müße. — Nach dieſem erſten abgerundeten Teile wurde dann die Arbeit für einige Zeit ausgeſetzt. Der Almanach forderte Zeit und Kraft und es eröfnete ſich die gar nicht tröſtliche Ausſicht, daß der Wallenſtein vor einem Jahre nicht fertig ſein könne. — Nachdem der Almanach überſtanden war, machte ſich Schiller mit Anfang

October wieder an den Wallenſtein, hatte aber einige Zeit nötig, um ſich wieder damit vertraut zu machen. Im Nov. war es entſchieden, daß die Form jambiſch ſein müße. Schiller begriff kaum, wie er es je anders habe wollen können; es ſei unmöglich ein Gedicht in Proſa zu ſchreiben. Alles, was er ſchon gemacht, müße anders werden und ſei es zum Teil ſchon. Es habe in der neuen Geſtalt ein ganz anderes Anſehen und ſei jetzt erſt eine Tragödie zu nennen. So ſchrieb er an Körner; an Goethe (24. Nov. 1797) in Bezug auf die Umarbeitung aus der Proſa in die poetiſche Form: „Ich habe noch nie ſo augenſcheinlich mich überzeugt als bei meinem jetzigen Geſchäft, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt äußere, zuſammenhängen. Seitdem ich meine proſaiſche Sprache in eine poetiſch-rhythmiſche verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: ſie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverſtand, deſſen Organ die Proſa zu ſein ſcheint; aber der Vers fordert ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und ſo muſte ich auch in mehren meiner Motive poetiſcher werden. Man ſollte wirklich alles, was ſich über das Gemeine erheben muß in Verſen, wenigſtens anfänglich concipieren, denn das Platte kommt nirgends ſo ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgeſprochen wird. Es ſcheint, daß ein Teil des poetiſchen Intereſſe in dem Antagonismus zwiſchen dem Inhalt und der Darſtellung liegt. Iſt der Inhalt ſehr poetiſch bedeutend, ſo kann eine magere Darſtellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anſtehen, da im Gegenteil ein unpoetiſcher gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nötig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetiſche Dignität erhält. Dies iſt auch meines Erachtens der Fall, wo der Schmuck, den Ariſtoteles fordert, eintreten muß, denn in einem poetiſchen Werke ſoll nichts Gemeines ſein. Der Rhythmus leiſtet bei einer dramatiſchen Production noch dieſes Große und Bedeutende, daß er, indem er alle

Charaktere und alle Situationen nach Einem Gesetz behandelt und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in Einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seinen Leser nötigt, von allem noch so Charakteristisch-Verschiedenen etwas Allgemeines, Rein-Menschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Gesichtspunkte des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetze dient der Rhythmus sowol zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden." Nun aber stellte sich bei den Jamben ein anderes Uebel ein, denn obgleich sie den Ausdruck verkürzten, unterhielten sie eine poetische Gemütlichkeit, die ins Breite trieb, so daß es dem Dichter fast zu arg wurde, wie das Werk anschwoll. Der erste Act war beinahe so groß geworden wie Goethes Iphigenie. Die spätern waren kürzer angelegt. Die Exposition verlangte Extensität, so wie die fortschreitende Handlung von selbst auf Intensität leiten muste. Ein gewisser epischer Geist hatte den Dichter angewandelt, der jedoch dem Dramatischen keinen Schaden zu bringen schien, weil er vielleicht das einzige Mittel war, dem prosaischen Stoffe eine poetische Natur zu geben. Da der erste Act mehr statistisch oder statisch war, den Zustand, welcher ist, darstellte, aber ihn eigentlich noch nicht veränderte, so benutzte Schiller diesen ruhigen Anfang dazu, die Welt und das Allgemeine, worauf sich die Handlung bezog, zu seinem eigentlichen Gegenstand zu machen. So erweiterte sich Geist und Gemüt des Zuhörers, und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs versetzt wurde, schien wirksam genug, die ganze Handlung in der Höhe zu halten. — Im glücklichen Fluß der Arbeit machte eine Krankheit (Dec. 97.) wieder eine Unterbrechung, wie denn Schiller überhaupt einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks oder Leidens büßen muste. Als er unter der Krankheit an die Liebesscenen des zweiten Actes kam, konnte er nicht ohne Herzbeklemmung an die Schaubühne und an die theatralische Bestimmung des

Stücks denken. „Denn die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß ſich die Liebe, nicht ſowol durch Handlung, als vielmehr durch ihr ruhiges Beſtehen auf ſich und ihre Freiheit von allen Zwecken, der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach einem Zwecke iſt, entgegenſetzt und dadurch einen gewiſſen menſchlichen Kreiß vollendet. Aber in dieſer Eigenſchaft iſt ſie nicht theatraliſch, wenigſtens nicht in demjenigen Sinne, der bei unſern Darſtellungsmitteln und bei unſerm Publikum ſich ausführen läßt.“ Um die poetiſche Freiheit zu behalten, muſte er ſo lange jeden Gedanken an die Aufführung verbannen. — Zu Anfang des Jahres 1798 fehlten am zweiten Acte noch einige Scenen und von den folgenden war noch gar nichts in Ordnung gebracht. Was fertig war, ſollte Goethe vorgeleſen werden. Schiller war voll Erwartung, obgleich er, im Ganzen genommen, des Eindrucks auf eine gebildete Natur ſich ziemlich gewis hielt. Denn er konnte nicht leugnen, daß er mit ſeiner Arbeit ſehr wol zufrieden war und ſich manchmal darüber wunderte. Von dem Feuer und der Innigkeit ſeiner beſten Jahre, glaubte er, werde man nichts darin vermiſſen und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherſchte Kraft werde Beifall finden. Aber freilich ſei es keine griechiſche Tragödie und könne keine ſein, wie überhaupt das Zeitalter, wenn er auch eine daraus hätte machen können, es ihm nicht gedankt haben würde. Es ſei ein zu reicher Gegenſtand geworden, ein kleines Univerſum. So viel er ſich auch über die Widerſpenſtigkeit des Stoffes beklagte und ſo ſchwer es ihm auch geworden war, ſeine ſubjectiven Grenzen ſo weit auseinander zu rücken, um der Realiſtik des Gegenſtandes gerecht und mächtig zu werden, ſo hatte er doch gerade an dieſer Arbeit die Vorteile gegebener Grenzen ſchätzen gelernt. „Ich werde es mir geſagt ſein laßen, ſchrieb er an Goethe, keine andern als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe ſein. Es iſt eine ganz andere Operation, das Realiſtiſche zu individualiſieren, als das Ideale zu realiſieren, und

letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht." — Wieder brachte eine Krankheit Hemmungen. Inzwischen hatte sich die Kunde von der Arbeit ausgebreitet und von außen kamen Anfragen, die mehr ängstigten als erfreuten. Schröder in Hamburg wollte den Wallenstein selbst spielen und schien nicht abgeneigt, selbst in Weimar darin aufzutreten. Es geschah nicht. Die Berliner erboten sich zu jedem beliebigen Honorar, wenn Schiller das Stück noch vor dem Abdruck senden wolle. Im März schien die Arbeit doch ein Ende zu verheißen und Schiller hoffte, am Ende des Junius fertig sein zu können. Erst im August konnte er Goethe die zwei letzten Acte vorlesen und sich von dessen Beifall überzeugen. Aber noch im September*) beschäftigten ihn die Liebesscenen und in demselben Monate begann er eine Umarbeitung des Prologs (des Lagers) aus der Rücksicht, daß er für sich allein stehen solle. Er gab ihm deshalb als Charakter- und Sittengemälde mehr Vollständigkeit und Reichtum, um auch wirklich eine gewisse Existenz zu versinnlichen. Dadurch wurde auch erreicht, daß über der Menge der Figuren und einzelnen Schilderungen dem Zuschauer unmöglich gemacht wurde, einen Faden zu verfolgen und sich einen Begriff von der Handlung zu bilden, die darin vorkam. Der Anlaß zu dieser Umarbeitung war der Wunsch Goethes, das Lager zur Eröfnung der theatralischen Wintervorstellungen und des renovierten Theatergebäudes zu benutzen. Zu diesem Zwecke versuchte sich Goethe selbst des Stückes thätig und mitwirkend anzunehmen, muste aber, als er daran gehen wollte, bekennen, daß er nichts beizusteuern ver-

*) Der Brief Nr. 448 an Goethe ist nicht vom 7. April, sondern 7. Sept. und gehört nach 501.

möge. Durch die Ueberſendung eines Bandes von Abraham a Santa Clara veranlaßte er Schiller zur Einfügung der Kapuzinerpredigt, die mitten unter Zerſtreuungen und Beſuchen ausgearbeitet wurde und im erſten Wurfe an vielen Stellen bloß Ueberſetzung der Proſa des Paters in Verſe, in andern Copie war.*) Am 18. Oct. wurde das Vorſpiel mit einem raſch gedichteten Prologe in Weimar gegeben. Die Schauſpieler waren freilich mittelmäßig genug, aber ſie thaten was ſie konnten; ſie ſprachen die gereimten Verſe mit vieler Freiheit und das Publikum ergötzte ſich. Uebrigens ergieng es wie zu erwarten war. Die große Maſſe ſtaunte und gaffte das neue dramatiſche Monſtrum an; einzelne wurden wunderbar ergriffen. Goethe machte ſich den Spas, für Poſſelts Allgemeine Zeitung über dieſe Wallenſteiniſchen Repräſentationen eine Relation zu ſchreiben, „um ſie Böttiger aus den Zähnen zu reißen.“ — Der Wallenſtein ſelbſt aber wurde nach reifer Ueberlegung und vielen Conferenzen mit Goethe in zwei Stücke getrennt, wobei die ſchon vorhandene Anordnung ſehr begünſtigend war. Ohne dieſe Operation wäre der Wallenſtein ein Monſtrum an Breite und Ausdehnung geworden und hätte, um für das Theater zu taugen, gar zu viel Bedeutendes verlieren müßen. Nun wurden es mit dem Vorſpiel drei bedeutende Stücke, davon jedes gewiſſermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie wurde. Das zweite Stück führte den Namen von den Picolominis, deren Verhältnis für und gegen Wallenſtein es behandelte. Wallenſtein erſcheint darin nur einmal, im zweiten Acte, da die Picolomini alle vier übrigen als Hauptfiguren beſetzen. Das Stück enthält die Expoſition der Handlung in ihrer ganzen Breite und endigt gerade da, wo der Knoten geknüpft iſt. In Rückſicht auf die theatraliſche Vorſtellung glaubte Schiller mit Recht vieles dadurch zu gewinnen; auch rechnete er es als

*) Schiller ſchöpfte aus der Predigt Auff, Auff in der Samlung Reimb dich.

einen bedeutenden Gewinn für das Stück, daß er das Publikum, indem er es durch dreierlei Repräsentation führe (das Lager sah er als Lustspiel an, die Picolomini konnten nur als Schauspiel gelten, während der Wallenstein eine eigentliche vollständige Tragödie war), desto beßer in seine Gewalt bekommen werde. Die Veränderung brachte allerdings neue Arbeit mit, da er noch Scenen und Motive einfügen muste, aber die Arbeit erneuerte ihm auch die Lust und war unendlich angenehmer als die entgegengesetzte, dem Stücke zu nehmen und es in einen engeren Raum zu pressen. Er hatte sich verpflichtet, beide Stücke zu Anfang des J. 1799 für die Aufführung fertig herzustellen. Die Arbeit schien ihn zu überwältigen, da außer einigen Bogen, die ganz neu geschaffen werden musten, jede Scene in den zehen Acten zu retouchieren war. Aber gerade diese Notwendigkeit, das Ganze in einem kurzen Zeitraum schnell durch den Kopf zu treiben, glaubte er, werde demselben gut thun und auf das Total einen glücklichen Einfluß haben. Er hielt Wort; am 30. Nov. 1798 ließ er den Wallenstein (das Lager) zum erstenmal in die Welt ausfliegen; er sandte ihn an Iffland nach Berlin. Aber auf eine Krankheit hatte er nicht gerechnet; sie stellte sich zur ungelegensten Zeit ein. Bei großen Schlaflosigkeiten muste er viel Kraft anwenden, sich in der nöthigen Klarheit der Stimmung zu erhalten: „Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausieren müßen.“ Dazu war aber keine Zeit. Iffland tribulierte nnd quälte so sehr, zu eilen, daß Schiller am 24. Dec. seine ganze Willenskraft zusammennahm, drei Copisten zugleich anstellte und mit Ausschluß der einzigen Scene im astrologischen Zimmer das Werk wirklich zu Stande brachte, die Picolomini wirklich an Iffland absandte. „So ist schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden.“ Noch vor Jahresschluß war ein Exemplar des Stücks für das wei-

mariſche Theater in Ordnung geſchrieben und in Goethes Händen; mit Beginn des Jahres 1799 begann die Arbeit am dritten Stück, der eigentlichen Tragödie, in der es noch viel zu thun gab, die aber, weil die Handlung beſtimmt war und lebhafte Affecte herſchten, einen raſcheren Fortgang verſprach. Am 4. Jan. reiste Schiller mit ſeiner Frau zu längerem Aufenthalt (bis Anfang Febr.) nach Weimar und bewohnte die Zimmer im Schloße, die Thouret (S. 211) inne gehabt hatte. Die Picolomini wurden raſch einſtudiert und zum Geburtstage der Herzogin, 30. Jan., gegeben, am 2. Febr. beßer wiederholt. Das Stück that alle Wirkung, die mit Hülfe dieſes Theaterperſonals nur irgend zu erwarten war. Bei der zweiten Vorſtellung ſteigerte ſich das Intereſſe. Befriedigter als Schiller urteilte ſeine Frau über die Leiſtung der Schauſpieler, namentlich über Vohs, der den Max ſpielte. — Der weimariſche fünfwöchige Aufenthalt, der für die Arbeit verloren gieng, erweckte bei Schiller in Bezug auf ſeine Geſundheit wieder neue gute Hofnungen. Er war genötigt, alle Tage in Geſellſchaft zu ſein, und er ſetzte es wirklich durch, ſich etwas zuzumuten. „Selbſt an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert: und ſo habe ich in dieſen fünf Wochen wieder wie ein ordentlicher Menſch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zuſammengenommen.“ Die Frau beſtätigt dieſe Angaben und fügt hinzu: „es freut mich ſehr, daß er es wieder wagt, und ſobald er Zutrauen zu ſeinen Kräften hat, ſo geht es auch.“ — Der dritte Teil des Wallenſtein gieng im März raſch von der Hand. Am 7. März wurden die beiden erſten Acte an Goethe geſandt; Goethe nannte ſie „fürtreflich.“ Am 12. März avancierte die Arbeit mit beſchleunigter Bewegung; am 15. heißt es dann von Wallenſtein: „todt iſt er ſchon und auch parentiert, ich habe nur noch zu beßern und zu feilen,“ und am 17.: „hier das Werk,“ mit dem Zuſatze: „wenn Sie davon urteilen, daß es nun wirklich eine Tragödie iſt, daß die

Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindung erhalten sei, so will ich höchlich zufrieden sein." Am 10. April reiste Schiller (bis zum 23.) nach Weimar, um die Einstudierung zu fördern, am 20. April wurde das Stück zum erstenmale gegeben. So eifrig war man damals, die Arbeit eines Dichters auf die Bühne zu bringen. Jetzt vergehen Jahre darüber. Die Dichtung machte eine außerordentliche Wirkung und riß auch die Unempfindlichsten mit sich fort; es war darüber nur Eine Stimme und in den nächsten acht Tagen ward von nichts anderm gesprochen. Am 17. Mai wurde Wallensteins Tod in Berlin dargestellt und mit Begeisterung aufgenommen. Von der Herzogin Louise von Weimar erhielt Schiller, nachdem der Wallenstein im Juli vor dem Könige und der Königin von Preußen in Weimar gespielt war, ein ansehnliches Geschenk in einem silbernen Kaffeegeschirr: „und so haben sich die Musen diesmal gut aufgeführt. Die Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glücks: beide fallen vom Himmel." — Die Aufnahme im Publikum war über alle Erwartung glänzend. Die erste Auflage, die aus 3500 Exemplaren bestand, erschien Ende Juni 1800 und war Anfang September schon vergriffen.

Schiller hatte sich vor dem Augenblick gefürchtet, wo der Wallenstein ihn nicht mehr beschäftigen werde, und nun der Zeitpunkt eingetreten war, befand er sich bei seiner Freiheit schlimmer als bei der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die ihn bisher anzog und festhielt, war nun auf einmal weg, und ihn deuchte, als wenn er bestimmungslos im luftleeren Raume hienge. Zugleich war es ihm, als ob es absolut unmöglich war, daß er wieder etwas hervorbringen könnte. Er meinte nicht eher ruhig zu sein, bis er seine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hofnung

und Neigung gerichtet habe. Neigung und Bedürfnis zogen ihn zu einem frei phantaſtiſchen, nicht hiſtoriſchen, und zu einem blos leidenſchaftlichen und menſchlichen Stoff; denn Soldaten, Herſcher und Helden hatte er vor jetzt herzlich ſatt. Sechs Wochen lang konnte er zu keinem Entſchluße kommen. Er hatte den alten Plan der Malteſer, an die Goethe ſchon im Oct. 1794 mahnte, wieder vorgenommen, verwarf ihn aber; auch Julian der Apoſtat auf den er ſchon im Jan. 1798 die Blicke gerichtet hatte, mochte wieder in den Vordergrund treten; aber auch dieſer Stoff wurde zurückgeſchoben. Nach ſeiner Rückkehr aus Weimar von der Darſtellung der Tragödie Wallenſtein machte er ſich an eine Regierungsgeſchichte der Königin Eliſabeth und begann den Proceſs der Maria Stuart zu ſtudieren. Ein paar tragiſche Hauptmotive boten ſich ihm gleich dar und gaben ihm großen Glauben an dieſen Stoff, der ſehr viel dankbare Seiten zeigte. Beſonders ſchien derſelbe ſich zu der euripideiſchen Methode, der vollſtändigen Darſtellung des Zuſtandes, zu qualificieren, da Schiller die Möglichkeit ſah, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politiſchen auf die Seite zu bringen und die Tragödie mit der Verurteilung anzufangen. Er ließ ſich Quellen aus der weimariſchen Bibliothek kommen und benutzte auch den hiſtoriſchen Kalender von Genz, der das Leben der Maria Stuart enthielt. Um ſich vorzubereiten und Andrer dramatiſche Manier kennen zu lernen, las er Corneilles Rodogune, Pompejus und Polyeuct, ſo wie einige Stücke von Racine und Voltaire. Er war erſtaunt über die enorme Fehlerhaftigkeit der Werke Corneilles, die er ſeit zwanzig Jahren hatte rühmen hören. „Handlung, dramatiſche Organiſation, Charaktere, Sitten, Sprache, alles, ſelbſt die Verſe bieten die höchſten Blößen dar, und die Barbarei einer ſich erſt bildenden Kunſt reicht lange nicht hin, ſie zu entſchuldigen. Denn der falſche Geſchmack, den man ſo oft auch in den geiſtreichſten Werken findet, wenn ſie in einer rohen Zeit entſtanden, dieſer iſt es nicht allein, nicht ein-

mal vorzugsweise, was daran widerwärtig ist. Es ist die Armut der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, die Kälte in den Leidenschaften, die Lahmheit und Steifigkeit im Gang der Handlung, und der Mangel an Interesse fast durchaus. Die Weibercharaktere sind klägliche Fratzen, und ich habe noch nichts als das eigentlich Heroische glücklich behandelt gefunden, doch ist auch dieses an sich nicht sehr reichhaltige Ingrediens einförmig behandelt." Ohne allen Vergleich dem Vortreflichen viel näher fand er Racine, obwol derselbe alle Unarten der französischen Manier an sich trage und im Ganzen etwas schwach sei. An diesen Schöpfungen war nur negativ zu lernen, wenigstens für Schillers nächsten Zweck. Sein eignes Pensum lag am letzten Mai (1799) noch immer sehr ungestaltet da. „Wüßten es nur die allzeit fertigen Urteiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!" Er las Leßings Dramaturgie, die ihm eine sehr geistreiche und belebte Unterhaltung bot. „Es ist doch gar keine Frage, daß Leßing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrift, am klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat. Liest man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei; denn wie wenig Urteile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen?" Diese Lectüre förderte ihn beßer als die der französischen Tragöden. Anfang Juni war das Schema zu den ersten Acten der Maria in Ordnung und in den letzten nur noch ein einziger Punkt unausgemacht. Um die Zeit nicht zu verlieren, gieng er gleich zur Ausführung über, was Goethe sehr vorteilhaft fand, wenn der Plan im Ganzen gehörig überlegt sei. Ehe Schiller an den zweiten Act gehen wollte, sollte ihm in den letzten alles klar sein. Am 4. Juni begann er das Opus mit Lust und Freude

und hofte, in dem Monate noch einen ziemlichen Teil der Expoſition zurück zu legen. Am 11. gieng die Arbeit zwar noch langſam, weil er den Grund zum Ganzen zu legen hatte und beim Anfang alles darauf ankam, ſich nichts zu verderben; aber er hatte gute Hofnung, daß er auf dem rechten Wege ſei. Der ſchlechte Sommer, der mitten im Juni zum Ofen zurückzukehren zwang, und Beſuche hinderten den raſchen Fortgang, ſo daß am 18. der erſte Act noch unvollendet war, aber vorwärts gieng es doch immer. Er fieng ſchon an, bei der Ausführung, ſich von der eigentlichen tragiſchen Qualität ſeines Stoffes immer mehr zu überzeugen und darunter rechnete er beſonders, daß man die Kataſtrophe gleich in den erſten Scenen ſehe und indem die Handlung des Stücks ſich davon wegzubegeben ſcheine, ihr immer näher und näher geführt werde. An der Furcht des Ariſtoteles fehle es alſo nicht und das Mitleiden werde ſich auch ſchon finden. Maria werde keine weiche Stimmung erregen, das liege nicht in ſeiner Abſicht; er werde ſie immer als ein phyſiſches Weib halten, und das Pathetiſche müße mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein perſönlich und individuelles Mitgefühl ſein. Sie empfinde und errege keine Zärtlichkeit, ihr Schickſal ſei, nur heftige Paſſionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühle Zärtlichkeit für ſie. Er wuſte ſehr genau, was er wollte, und da ihm die Geſundheit und bald auch die Einſamkeit zu ſtatten kam, zog er ſich einige Monate von allen andern Dingen ab, um ſo raſch als möglich in das Innerſte ſeines Geſchäfts zu kommen. Am 9. Aug. lag ein Dritteil, das Schwerſte vom Ganzen, ſchon hinter ihm und er war ſicher, daß er ſich im Stoff nicht vergriffen, ob man gleich glauben ſollte, daß ein ſo allgemein bekannter und tragiſcher Stoff, eben weil er noch von keinem guten Poeten benutzt worden, einen geheimen Fehler haben müße. Am 12. Aug. meinte er, wenn nichts dazwiſchen komme, könne er den zweiten Act vor Ende des Monats zurückgelegt haben, im Brouillon liege er ſchon da.

Er hoffte, daß in dieſer Tragödie alles theatraliſch ſein ſolle, ob er ſie gleich für den Zweck der Repräſentation in etwas enger zuſammenziehe. Weil es auch hiſtoriſch betrachtet ein reichhaltiger Stoff ſei, ſo habe er ihn in hiſtoriſcher Hinſicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und inſtruierten Leſer freuen könnten, die aber bei der Vorſtellung, wo ohnehin der Gegenſtand ſinnlich daſtehe, nicht nötig und wegen hiſtoriſcher Unkenntnis des großen Haufens auch ohne Intereſſe ſeien. Uebrigens ſei bei der Arbeit ſelbſt ſchon auf alles gerechnet, was für den theatraliſchen Gebrauch wegbleibe, und es ſei durchaus keine eigene Mühe dazu erforderlich wie beim Wallenſtein. — Mitten in der Arbeit kam er auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie, die zwar noch ganz zu erfinden war, aber, wie ihn deuchte, aus dieſem Stoffe erfunden werden konnte. Unter der Regierung Heinrichs VII. in England ſtand ein Betrüger Warbeck auf, der ſich für einen der Prinzen Eduards V. ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden laßen. Er wuſte ſcheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partei, die ihn anerkannte und auf den Thron ſetzen wollte. Eine Prinzeſſin deſſelben Hauſes York, aus dem Eduard abſtammte, welche Heinrich VII. Händel erregen wollte, wuſte und unterſtützte den Betrug; ſie war es vorzüglich, welche den Warbeck auf die Bühne geſtellt hatte. Nachdem er als Fürſt an ihrem Hofe in Burgund gelebt und ſeine Rolle eine Zeit lang geſpielt hatte, ſchlug die Unternehmung fehl; er wurde überwunden, entlarvt und hingerichtet. Nun war zwar von der Geſchichte ſelbſt ſo gut als gar nichts zu brauchen, aber die Situation im Ganzen erſchien ſehr fruchtbar, und die beiden Figuren des Betrügers und der Herzogin von York konnten zur Grundlage einer tragiſchen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit hätte erfunden werden müßen. Ueberhaupt glaubte Schiller, daß man wolthun würde, immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Perſonen aus der Ge-

ſchichte zu nehmen und alles Uebrige poetiſch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoff entſtünde, welche den Vorteil des hiſtoriſchen Dramas mit dem erdichteten vereinige. In dieſem Sinne hatte er ſchon den Carlos, in gewiſſer Weiſe auch den Wallenſtein geſchaffen und ſchuf er fortan die Maria, die Jungfrau von Orleans, ſelbſt den Tell und würde er auch den Demetrius geſchaffen haben. Er benutzte die Namen, die Situationen und die Zeit und ſetzte die Geſchichte wie ſie hätte ſein können, an die Stelle derjenigen, die wirklich geſchehen war. Seine dichteriſche Kraft war bei dieſen Operationen ſo überaus mächtig, daß die Geſtalten ſeines Carlos, ſeiner Maria, ſeiner Johanna durch die angeſtrengteſte hiſtoriſche Forſchung und Darſtellung nicht haben verdrängt werden können. Bei der deutſchen Jugend gilt keine andere Maria als die ſchillerſche, kein anderer Carlos als Schillers und die Johanna, die Schiller begeiſterte, war eine Verurteilung für Voltaire ſowol als Shakeſpeare, wie ſein Tell eine Beſtätigung der Sage und eine Unterſtützung der auf die Bewahrheitung derſelben gerichteten Forſchung. — Was die Behandlung des Warbeck betraf, ſo glaubte Schiller, man müße das Gegenteil von dem thun, was der Komödiendichter daraus machen würde; dieſer würde durch den Contraſt des Betrügers mit ſeiner großen Rolle und ſeiner Incompetenz zu derſelben das Lächerliche hervorbringen. In der Tragödie müſte er zu ſeiner Rolle geboren erſcheinen und ſich dieſelbe ſo zu eigen machen, daß mit denen, die ihn zu ihrem Werkzeuge gebrauchen und als ihr Geſchöpf behandeln wollten, intereſſante Kämpfe entſtünden. Es müße ganz ſo ausſehen, daß der Betrug ihm nur den Platz angewieſen, zu dem die Natur ſelbſt ihn beſtimmt hatte. Die Kataſtrophe müſte durch ſeine Anhänger und Lehrſätze, nicht durch ſeine Feinde und durch Liebeshändel, durch Eiferſucht und dergleichen herbeigeführt werden. Wenn Goethe, ſchrieb Schiller dieſem, dem Stoffe im Ganzen etwas Gutes abſehe und ihn zur Grundlage einer tragiſchen Fabel

Digitized by Google

brauchbar halte, ſo habe er Neigung, ſich zuweilen damit zu beſchäftigen; denn wenn er in der Mitte eines Stücks ſei, ſo müße er in gewiſſen Stunden an ein neues denken können. Goethe meinte, der Gegenſtand habe auf den erſten Anblick viel Gutes. Es ſei gar keine Frage, daß wenn die Geſchichte das ſimple Factum, den nackten Gegenſtand hergebe und der Dichter Stoff und Behandlung, ſo ſei man beßer und bequemer daran, als wenn man ſich des Ausführlichen und Umſtändlichen der Geſchichte bedienen ſolle, denn da werde man immer genötigt, das Beſondre des Zuſtandes mit aufzunehmen; man entferne ſich vom rein Menſchlichen und die Poeſie komme ins Gedränge. — Schiller hielt ſich jedoch nicht lange bei Warbeck auf, kehrte vielmehr mit Eifer zu Maria Stuart zurück. Am 26. Aug. endigte er den zweiten Act und begann, nach einem wolgemeinten und dennoch vergeblichen Bemühen, ſich Neigung für den (letzten) Muſenalmanach zu verſchaffen, am 27. Aug. den dritten Act. Als er am 4. Sept. einen Ausflug auf acht Tage nach Rudolſtadt machte, hatte er die Handlung bis in die Scene geführt, wo die beiden Königinnen zuſammen kommen. „Die Situation (bekannte er) iſt an ſich ſelbſt moraliſch unmöglich; ich bin ſehr verlangend, wie es mir gelungen iſt, ſie möglich zu machen.“ Die Frage gieng zugleich die Poeſie überhaupt an und darum war er doppelt begierig ſie mit Goethe zu verhandeln. Die factiſche Möglichkeit der perſönlichen Begegnung zwiſchen beiden Königinnen zugegeben, war die pſychologiſche Behandlung der Maria eine wirklich meiſterhafte. Die Scene wird immer wirken, auf den großen Haufen, wie auf den feinen Beobachter; königliche Würde, die der Maria überall gegeben iſt, verbindet ſich hier mit der Leidenſchaft des Weibes, das überall nur heftige Leidenſchaften erregt, in wunderbarer Weiſe und ſteigert ſich bis zum Aeußerſten des Selbſtgefühls, denn die empörte Maria ſchließt mit dem Wort: „Ich bin euer König.“ Die aus tiefſter Demütigung bis zu dieſer alles umher vergeßen-

den Entzückung hinansteigende Leidenschaft ist die Aufgabe dieser Scene und eine der höchsten Aufgaben der Schauspielkunst. Die Darstellerin hat von der Höhe der Leidenschaft rückwärts einzustudieren, was sie in umgekehrter Folge darzustellen hat. Alles was sie, ehe sie mit der Verzückung schließt, in Ton, Miene und Geberde leistet, muß die Höhe vorausahnen und den Kampf versinnlichen, den die Maria, die sich demütigt, mit der Maria, die sich fühlt, stufenweise durchkämpft. Der heftigste Kampf, den der Dichter zu Anfang der Zankscene vorschreibt, besteht darin, daß Maria im Vollgefühl ihrer königlichen Berechtigung es zwar erkennt, daß ihre rettungslose Lage sie zur Demütigung zwingt, diesen Zwang aber nicht zu ertragen vermag. Daher der Eindruck des Stolzes, den sie auf Elisabeth macht. Sie versucht, sich zu beugen, aber sie betet die Gottheit an, die Elisabeth erhöhte. Das königliche Bewußtsein bricht immer durch und immer mächtiger und wird immer wieder und immer schwächer niedergekämpft. Der Dichter leiht ihr glühenden Zorn, aber zugleich edle Würde. Die Beleidigungen gegen die beglückte Gegnerin liegen in der Härte des Ausdrucks, den die Darstellerin nicht zu verstärken hat, es sei denn durch den Ton herabsehender Verachtung und zwar von der Höhe des voll ausbrechenden Gefühls königlicher Machtfülle. — In der Maria fieng Schiller an, sich einer größeren Mannigfaltigkeit im Silbenmaße zu bedienen, wo die Gelegenheit es rechtfertigte. Die Abwechslung fand er ja auch in den griechischen Stücken und er glaubte, man müße das Publikum an alles gewöhnen. — Längere Zeit wurde die Arbeit durch eine schwere Krankheit unterbrochen, die Schillers Frau in Folge der Geburt der ältesten Tochter (Karoline, 11. Oct. 1799) zu überstehen hatte und die alle Gedanken des Dichters von dem Stücke abzog. Am letzten Abend des Jahres war er beschäftigt, seinen Helden Mortimer noch unter die Erde zu bringen; Die Keren des Todes nahten sich ihm schon. Leider wurde die Arbeit im nächsten Jahre lange Zeit durch eine

harte Krankheit Schillers unterbrochen, und erſt im Mai, als er ſich einige Wochen nach Ettersburg zurückzog, wo er blos mit ſeinem Bedienten im Schloße lebte, gelang es ihm das Stück zu beendigen. Er leitete dann die Proben in Weimar. Es war ruchbar geworden, daß in dem Stücke eine Communionſcene aufs Theater gebracht werde, und Goethe wurde veranlaßt, den Dichter zwei Tage vor der Darſtellung zu erſuchen, die Function zu umgehen. Goethe bekannte nun ſelbſt, daß es ihm dabei nicht wol zu Mute geweſen, und er hielt es nun, da man (Herder) dagegen ſchon im voraus proteſtierte, in doppelter Betrachtung nicht rätlich. Schiller fügte ſich, und die Aufführung fand am 14. Juni 1800 in Weimar ſtatt und zwar mit einem Erfolge, wie ihn der Dichter nur wünſchen konnte, der jetzt endlich anzufangen meinte, ſich des dramatiſchen Organes zu bemächtigen und ſein Handwerk zu verſtehen. — Von den Urteilen über das Stück, wie ſie damals in Weimar gefällt wurden, berichtet Schröder, der noch im Juni dort verweilte. Der Bibliothekar Vulpius ſcheint nur ein Echo von Goethe geweſen zu ſein; er ſprach viel über die Maria und zog ſie dem Carlos vor. Herder zergliederte das Trauerſpiel „mit dem ihm eigenen Scharfſinn, nach welchem die Fehler die Schönheiten übertrafen.“ Wieland, den Schröder bei der Herzogin Amalie traf, war ungemein munter und witzig und machte ſich über die Maria Stuart weiblich luſtig. Der ältere Kreiß ſcheint überhaupt die Arbeiten Schillers weder geliebt, noch verſtanden zu haben; war doch die Frau Herder naiv genug, im erſten Enthuſiasmus über Goethes Natürliche Tochter zu verſichern (S. 228), ſie ſei ein Licht der Kunſt, bei dem das ſchillerſche Irrlicht verſchwinde!

Als die Maria aufgeführt wurde, hatte Schiller ſeinen Wohnſitz ſchon ſeit einem halben Jahre dauernd in Weimar genommen. Die äußern Lebensſchickſale, die oben (S. 335) bis zur Geburt ſeines erſten Sohnes geführt wurden, mögen hier kurz nachgeholt werden.

Das häufige längere Zuſammenleben mit Goethe, ſei es, daß dieſer nach Jena kam oder daß Schiller nach Weimar reiste, darf dabei übergangen werden. Im Januar 1797, wo ihm als erſte Bedingung eines glücklichen Fortganges ſeiner Arbeit eine leichtere Luft und Bewegung notwendig erſchien, war er entſchloßen, mit den erſten Regungen des Frühjahrs den Ort zu verändern und ſich, wo möglich in Weimar, ein Gartenhaus mit heizbaren Zimmern auszuſuchen. Goethe hätte ihm recht gern ſein leer ſtehendes Gartenhaus zu Dienſten geſtellt, aber es war nur ein Sommeraufenthalt für wenige Perſonen und für Schillers Lebensweiſe völlig ungeeignet. Da ſich damals gerade in Jena Gelegenheit fand, den ſchmidtſchen Garten daſelbſt zu erwerben, ſo bot Schiller im Februar 1150 Thlr. darauf und hofte ihn für 1200 zu bekommen. Es war vor der Hand nur ein leichtes Sommerhaus und konnte wol noch ein hundert Thaler koſten, um nur im Sommer bewohnbar zu ſein; aber dieſe Verbeßerung ſeiner Exiſtenz war ihm alles wert. Nach längerem Hin- und Herziehen des Kaufs zwiſchen den Behörden, dem akademiſchen Senat in Jena und dem Pupillencollegium, war Schiller mit Goethes Beihülfe ſo glücklich, noch im Frühjahre den Zuſchlag zu erhalten, und am 2. Mai zog er in den Garten, aus dem er den erſten Gruß an Goethe ſandte. Eine ſchöne Landſchaft umgab ihn, die Sonne gieng freundlich unter und die Nachtigallen ſchlugen. Alles um ihn herum erheiterte ihn und ſein erſter Abend auf dem eignen Grund und Boden war von der fröhlichſten Vorbedeutung. Auf dieſem Garten überſetzte er den Vieilleville und dichtete er ſeine Balladen, den Taucher, den Handſchuh, den Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, den Ritter Toggenburg, den Gang nach dem Eiſenhammer, die nadoweſſiſche Todtenklage, und hier war er auch am Wallenſtein thätig. Der Winter trieb ihn wieder in die Stadt, wo er in dem traurigen Zuſtande, daß er gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Drucks oder des Leidens büßen muſte, hinbrachte und in ſeinen Arbeiten wenig gefördert werden konnte. Deſto heiterer ſah

er ins Frühjahr hinein, dem er mit neu erwachtem Verlangen ſich entgegenſehnte. Es beſchäftigte ihn zuweilen auf eine angenehme Weiſe, in ſeinem Gartenhauſe und Garten Anſtalten zur Verbeßerung ſeines dortigen Aufenthaltes zu treffen. Er ließ ſich niedlich und reinlich in einer der Gartenhütten ein Bad mauern; die Hütte wurde um ein Stockwerk erhöht und erhielt eine freundliche Ausſicht ins Thal der Leutra. Auf der entgegengeſetzten Seite war ſchon im vorigen Jahre an die Stelle einer Hütte eine ganz maſſiv gebaute Küche getreten, die zu Goethes öfterm Verdruß den ganzen Garten mit ihren Fettgerüchen füllte und den Aufenthalt verleidete. Am 7. Mai 1798 bei unſicherm Wetter wagte er es, ſeinen Auszug in den Garten zu halten und es gelang ihm nach Wunſche. Er ſaß nun endlich wieder in ſeinem ländlichen Eigentum. Aber die Beſuche häuften ſich ſo, daß er in zwei Tagen mehr Geräuſch erfuhr, als im ganzen Winter. Unter dieſen war der Edle Joſeph von Retzer, der Wiener Cenſor und Dichter der ein Gedicht an Gleim zurückließ, „das den ganzen Mann vollends fertig machte." Vom 20. Mai bis 21. Juni war Goethe in Jena, der das Richten des ſchillerſchen Gartenhäuschens (11. Juli) nicht abwartete, während Schiller, der einer ſo ganz neuen Erfahrung nicht ausweichen mochte, durch den kleinen Bau der Gartenzinne, die er am 20. Juli unter Dach bringen ſah, ſich „öfters als nötig" von ſeiner Arbeit abziehen ließ. In dieſem Jahre lieferte ihm der Garten den Schluß des Wallenſtein in der erſten Bearbeitung, den Kampf mit dem Drachen (den er aus Vertots Malteſergeſchichte ſchöpfte), die Bürgſchaft (aus Hygin) und das Bürgerlied, wie das Eleuſiſche Feſt urſprünglich hieß. Nach einem Aufenthalt in Weimar (zur Aufführung von Wallenſteins Lager) im October, zog er am 6 Nov. wieder in ſein Caſtell in der Stadt, um die Picolomini aller Krankheitsanfechtungen ungeachtet zu vollenden, was am Tage vor Weihnachten gelang. Am 4. Jan. 1799 gieng er dann wieder (zur Aufführung der Picolomini) nach Weimar (S. 354), wie er denn auch im April wieder (zur Aufführung der Tragödie Wallenſtein) längere Zeit dort verlebte.

Am 10. Mai zog er, vom Wetter nicht begünſtigt, wieder in den Garten und war froh, nun die erſten milden Augenblicke gleich im Freien genießen zu können. Diesmal war Maria Stuart mit ihm hinausgezogen, über deren Entſtehen, Wachſen und Reifen vorhin berichtet iſt.

Glänzende äußere Anerkennungen hatte Schiller bisher faſt keine erlebt. Seiner Erwählung zum franzöſiſchen Bürger, der glänzendſten vielleicht eben ſo ſehr wie der zweideutigſten, iſt ſchon gedacht worden. Als er zu Anfang April 1797 mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überraſcht wurde und das Diplom mit dem großen wächſernen Siegel aufſchlug, glaubte er, es müſte wenigſtens eine Penſion herausſpringen, am Ende wars aber blos ein Diplom der Akademie der Wißenſchaften. „Indeſſen freut es immer, wenn man ſeine Wurzeln ausdehnt und ſeine Exiſtenz in andre eingreifen ſieht.“ Der Ernennung zum Professor ordinarius im März 1798 mag hier vorbeigehend gedacht werden. Im Juni 1799 erhielt er binnen acht Tagen zwei Anträge aus London, dramatiſche Stücke in Manuſcript hinzuſchicken, zwar nur von Buchhändlern und von Ueberſetzern und noch mit keinen beſtimmten Geldverſprechungen begleitet, aber die Nachfrage war ſo ſtark, daß er Ausſichten glaubte darauf gründen zu können. Im Auguſt hatte dann ein Londoner Buchhändler den beſtimmteren Antrag gemacht, ihm für jedes Manuſcript, das er noch ungedruckt nach England zum Ueberſetzen ſchicke, ſechzig Pfund zu bezahlen, unter der Bedingung, daß das engliſche 14 Tage früher erſcheine, als das Original in Deutſchland. Was daraus für ihn Erſprießliches hervorgegangen ſein mag, iſt unbekannt geblieben. — Als im Juli 1799 König Friedrich Wilhelm III. mit ſeiner Frau, der Königin Louiſe, in Weimar zum Beſuche war, fand ſich Schiller dort auch ein und muſte ſich dem königlichen Paare auch vorſtellen laßen. Die Königin war ſehr graziös und von dem verbindlichſten Betragen gegen ihn. Der Wallenſtein, den ſie in Berlin nicht hatte wollen ſpielen ſehen und in Weimar kennen zu lernen ſich ausbedungen hatte, wurde geſpielt und mit großer Wirkung. Was Schiller bei allen Vor-

ſtellungen, die er von dieſem Stücke geſehen, verwunderte und erfreute, war, daß das eigentlich Poetiſche, ſelbſt da, wo es von dem Dramatiſchen ins Lyriſche übergeht, immer den ſicherſten und tiefſten Eindruck allgemein hervorbrachte.

Da Schiller entſchloßen war, ſich die nächſten ſechs Jahre (ſo lange friſtete ihm der Himmel das Leben wirklich) ganz ausſchließlich an das Dramatiſche zu halten, ſo konnte er es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um das Bedürfnis theatraliſcher Anſchauungen zu befriedigen. Seine Arbeiten, meinte er, würden dadurch um vieles erleichtert werden und die Phantaſie eine zweckmäßige Anregung von außen erhalten, da er in ſeiner bisherigen iſolierten Exiſtenz, die eine abſolute Einſamkeit war, alles was ins Leben und in die ſinnliche Welt treten ſollte, nur durch die höchſte innere Anſtrengung und nicht ohne große faux-frais zu Stande brachte. Er entſchloß ſich vorerſt zu dem Winke an Goethe, daß die ökonomiſchen Mittel zur Realiſierung dieſer Sache ihn zunächſt beſchäftigen ſollten. Goethe antwortete auf den Wink: „Wir wollen gerne das Unſrige dazu beitragen, um das Vorhaben zu erleichtern. Die größte Schwierigkeit iſt wegen eines Quartiers.“ Dieſe waren zu überwinden. Viel größer war die Sorge Schillers um Vermehrung ſeiner Einnahmen, mit der die Mehrkoſten beſtritten werden könnten Er ließ ſich deshalb gegen Goethe näher heraus und bemerkte, der Herzog habe ihm im letzten Frühjahr ſeinen Wunſch zu erkennen gegeben, daß er öfters nach Weimar komme und länger dort bleibe. Da er nun dem Herzoge zugleich ſehr leicht begreiflich machen könne, wie ſehr er ſich ſelbſt dabei beſſer befinden würde, ſo wolle er ſich mit geradem Vertrauen an ihn wenden und ihn bitten, daß er ihm für die dadurch zuwachſenden größeren Koſten etwas zulege. Das Verſprechen einer Zulage habe er ohnehin ſeit fünf Jahren her vom Herzoge und dieſer ſei immer gnädig gegen ihn geweſen. „Könnte ich übrigens durch meine Gegenwart in Weimar dem Theater Nutzen ſchaffen, wozu ich mich von ganzem Herzen erbiete, ſo würde die Sache ſich noch einfacher abthun laßen.“

Digitized by Google

Es fand ſich, daß die Wohnung der Charlotte v. Kalb (der Schiller längſt fremd geworden und die ihre Neigung auf Jean Paul übertragen hatte) frei werde. Schiller ließ dieſelbe für ſich zu 122 Thlr., den Laubthaler zu 1 Thlr. 14 Gr., mieten und wandte ſich dann am 1. Sept. an den Herzog. „Die wenigen Wochen meines Aufenthalts zu Weimar, ſchreibt er, und in der größeren Nähe Eurer Durchlaucht im letzten Winter und Frühjahr haben einen ſo belebenden Einfluß auf meine Geiſtesſtimmung geäußert, daß ich die Leere und den Mangel jedes Kunſtgenuſſes und jeder Mitteilung, die hier in Jena mein Looß ſind, doppelt lebhaft empfinde. So lange ich mich mit Philoſophie beſchäftigte, fand ich mich hier vollkommen an meinem Platze; nunmehr aber, da meine Neigung und meine verbeßerte Geſundheit mich mit neuem Eifer zur Poeſie zurückgeführt haben, finde ich mich hier wie in eine Wüſte verſetzt. Ein Platz, wo nur die Gelehrſamkeit und vorzüglich die metaphyſiſche im Schwange geht, iſt den Dichtern nicht günſtig; dieſe haben von jeher nur unter dem Einfluße der Künſte und eines geiſtreichen Umgangs gedeihen können. Da zugleich meine dramatiſchen Beſchäftigungen mir die Anſchauung des Theaters zum nächſten Bedürfnis machen und ich von dem glücklichen Einfluße deſſelben auf meine Arbeiten vollkommen überzeugt bin, ſo hat alles dies ein lebhaftes Verlangen in mir erweckt, künftighin die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Indem ich aber dieſes Vorhaben mit meinen ökonomiſchen Mitteln vergleiche, finde ich, daß es über meine Kräfte geht, die Koſten einer doppelten Einrichtung und den erhöheten Preis der meiſten Notwendigkeiten in Weimar zu erſchwingen. In dieſer Verlegenheit wage ich es, meine Zuflucht unmittelbar zu der Gnade Eurer Durchlaucht zu nehmen, und ich wage es mit um ſo größerem Vertrauen, da ich mich in Anſehung der Gründe, welche mich zu dieſer Ortsveränderung antreiben, Ihrer höchſt eigenen gnädigſten Beiſtimmung verſichert halten darf. Es iſt der Wunſch, der mich antreibt, Ihnen ſelbſt, gnädigſter Herr, und den Durchlauchtigſten Herzoginnen näher zu ſein und mich durch das

lebhafte Streben nach Ihrem Beifall in meiner Kunſt ſelbſt vollkommner zu machen, ja vielleicht etwas Weniges zu Ihrer eigenen Erheiterung dadurch beizutragen. Da ich mich in der Hauptſache auf die Früchte meines Fleißes verlaßen kann und meine Abſicht keineswegs iſt, darin nachzulaßen, ſondern meine Thätigkeit vielmehr zu verdoppeln, ſo wage ich die unterthänigſte Bitte an Eure Durchlaucht, mir die Koſtenvermehrung, welche mir durch die Translocation nach Weimar und eine zweifache Einrichtung jährlich zuwächst, durch eine Vermehrung meines Gehaltes gnädigſt zu erleichtern.“ Nach der Rückkehr von einem Ausfluge, den er am 4. Sept. nach Rudolſtadt antrat, konnte er am 26. Sept. ſeinem Freunde Körner melden: „Es iſt nun ausgemacht, daß ich die nächſten Winterhalbjahre in Weimar zubringe; der Herzog hat mir zweihundert Thaler Zulage gegeben, und ich erhalte auch etwas Holz in natura, welches mir bei dem theuren Holzpreiſe in Weimar ſehr zu ſtatten kommt. Ich werde alſo verſchiedene Veränderungen in meiner Lebensweiſe erleiden und beſonders mehr als bisher in Geſellſchaft leben. Obgleich Weimar ein theurerer Ort iſt als Jena, ſo kann ich von dem, was mich der dortige Aufenthalt auf ſechs Monate jährlich mehr koſtet, doch alles das abrechnen, was es mich in Jena koſtete, ein kleines Haus zu machen. Denn da ich nicht ausgehe, ſo ſah ich alles bei mir, und muſte oft bewirten. Dies fällt in Weimar weg und ich gewinne mithin die zugelegten zweihundert Thaler ganz.“ Es fand ſich an Ort und Stelle freilich anders. Der Aufenthalt in Weimar war viel theurer, als Schiller gedacht. Doch wollte er lieber mehr zu verdienen ſuchen, als die Vorteile des Orts miſſen, da ſie für ſein inneres Weſen von Bedeutung waren. Jena war kein Platz mehr für ihn; nichts war dort, was ihn aufregen konnte. Es war in Weimar zwar auch nicht viel Geiſt in Circulation, weil aber viel müßige Leute dort waren, ſo war ein Bedürfnis da, den Geiſt zu reizen, und ſo kam denn natürlich die Reihe zuerſt an Poeſie und Kunſt. Bevor er aber dorthin zog, hatte er noch eine harte Prüfung zu beſtehen. Seine Frau, die am 11. Oct. ihm eine Tochter

ſchenkte, wurde in den nächſten Tagen von einem Nervenfieber mit heftigen Phantaſien und Beängſtigungen befallen, der weiße Frieſel ſchlug ſich dazu und mehre Wochen lag ſie ohne Beſinnung und hatte öfters phrenetiſche Anfälle. Schiller wachte faſt eine Nacht über die andre und kam des Tages nicht von ihrem Bette; denn niemand als ihn und ihre Mutter duldete ſie um ſich. Um ſich eine Aufheiterung zu ſchaffen fuhr Schiller am 6. Nov. nach Weimar zu Goethe und kehrte noch denſelben Tag zurück. Er hatte ſein Söhnchen Karl mitgenommen, den Goethe in Weimar behielt. Die Kunſt des Arztes Starke rettete die Frau, aber die Geneſung gieng langſam und mit kaum merklichen Schritten. Sie fühlte ſich und ihren Zuſtand wieder, zeigte mehr Aufmerkſamkeit und Anteil für die Dinge, die ſie umgaben und das Gedächtnis fieng auch an ſich wieder einzuſtellen, obgleich die Phantaſie noch unruhig war und ihre Phantasmata in alles einmiſchte. Ende November war der Zuſtand doch in ſo weit befriedigend, daß die Reiſe nach Weimar vorbereitet und am 3. Dec. wirklich unternommen werden konnte; ſie gieng glücklich von ſtatten; die Frau, die bei Frau v. Stein wohnte, überſtand die Troubles der Ueberſiedlung recht gut, ſchlief gut und ohne eine Spur ihrer alten Zufälle. Der Anfang war alſo glücklich gemacht und Schiller hofte das Beſte für die Zukunft. Er ſtellte ſich am 7. Dec. dem Herzoge vor und brachte dort eine Stunde zu. Da der Inhalt des Geſprächs Goethe mündlich berichtet wurde, iſt er unbekannt geblieben. Am 3. Jan. 1800 war er zur Herzogin Amalie eingeladen, um ein kotzebueſches Stück, das am folgenden Tage geſpielt werden ſollte, vorleſen zu hören, eine Zumutung, der er ſich nicht wol entziehen konnte, da er dort noch keine Viſite abgelegt hatte; er blieb aber nicht zum Souper. Am 15. Jan. war er beim Herzoge eingeladen, wo er ſonſt niemand fand. Damit war ſeine Hofverbindung geſchloßen; denn am 2. Febr. 1802 äußert er in einem Briefe an Frau v. Stein, er lebe nun zwei Jahre in Weimar, ohne nach Hofe eingeladen zu ſein und verbitte deshalb die Einladungen auch für die Folge. Unglücklich war er darüber keineswegs, denn er

hatte Beßres zu thun, als dort oben, wie Goethe einmal sagte, „im Sande herumzudurſten." — Der Herzog nahm übrigens wirklichen Anteil an Schillers Arbeiten und ſuchte ihm ſogar Stoff zu Tragödien ausfindig zu machen; ſo ſchlug er die Geſchichte des Martinuzzi vor, noch ehe Schiller Jena verlaßen hatte, ſtand aber, als Schiller die Geſchichte zum Stoff einer Tragödie für unbrauchbar erklärte, da ſie bloß Begebenheiten, keine Handlung enthalte und alles darin zu politiſch ſei, von ſeinem Vorſchlage willig ab und wünſchte nun ein Schema der Malteſer. Schiller dachte (im Oct. 1799) über die Dispoſition derſelben nach, um dem Herzoge ſogleich bei ſeiner Ankunft etwas Bedeutendes vorlegen zu können, und meinte, es werde mit dieſem Stoffe recht gut gehen, da das punctum saliens bereits gefunden ſei und das Ganze ſich zu einer einfachen großen und rührenden Handlung ordne. An dem Stoffe werde es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie daraus werde. Zwar ſei mit ſo wenigen Figuren, wie Goethe gewünſcht habe, nicht auszureichen, da der Stoff es nicht erlaube, aber die Mannigfaltigkeit werde nicht zerſtreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun. Dem Verlangen des Herzogs verdanken wir wenigſtens den Plan der Malteſer, der leider nicht ausgeführt iſt und eben weil es ein Plan von Schiller iſt, wol nie von einem Dichter ausgeführt werden wird.

Ein großes Vorhaben in Bezug auf das Theater, mit dem Schiller ſich ſchon lange getragen, wuſte er auch für Goethe intereſſant zu machen. Schon im Dec. 1797 hatte Schiller dem Buchhändler Unger in Berlin einen Theaterkalender angeboten, der ſich mit allem was theoretiſch und praktiſch zu der dramatiſchen und theatraliſchen Kunſt gehört, beſchäftigen ſollte. Der erſte Jahrgang ſollte zu Michaelis 1799 erſcheinen; Unger müße aber 100 Friedrichsd'or an das Honorar wenden können und wollen. Dieſe Forderung ſcheint für Unger zu hoch geweſen zu ſein; es wurde wenigſtens nichts daraus. Im Mai 1799 begegnet dann in den Briefen

an Unger ein andrer Plan, eine Ausgabe eines deutschen Theaters, bei dem nur die Eine Schwierigkeit aufstieß, ob man die Unternehmung nicht unter der verhaßten Form eines Nachdrucks betrachten werde. „Wenn dies nicht zu fürchten ist, schreibt Schiller, so wäre Goethes und meine Idee, jede Messe fünf oder sechs Stücke, in zwei Bänden verteilt, herauszugeben, nebst einer kritischen Rechenschaft über die Wahl der Stücke und einer kurzen Beurteilung derselben. Wenn Sie für diese vier Bände die Summe von hundert Carolin geben zu können glauben, ohne daß der Preis eines Bandes höher als einen Reichsthaler gesetzt zu werden braucht, so wird das Publikum und wir unsere Rechnung dabei finden." Darauf scheint Unger eingegangen zu sein und Schiller sogar um die Ausführung des Planes gedrängt zu haben. Dieser schreibt am 26 Juli 1800: „Auch habe ich des herauszugebenden deutschen Theaters wegen mit Goethen neuerdings gesprochen und er hat große Neigung dazu. Diesen Winter sollen die Anstalten dazu gemacht werden, wo ich Ihnen dann auch unsern Plan ausführlicher mitteilen werde." Diese Mitteilung unterblieb wie das ganze Unternehmen. Beide aber, Goethe sowol als Schiller, verloren den eigentlichen Hauptzweck, die Bereicherung des Theaters durch Erneuerung der besten dramatischen Schöpfungen Deutschlands und des Auslands, nicht aus den Augen, und da auch der Herzog Interesse an der Sache nahm, freilich nicht im Sinne der beiden Freunde, so war an ein Zurücktreten um so weniger zu denken. Der Herzog meinte, Voltaires Mahomet werde in der Verbeßrung des deutschen Geschmacks eine Epoche machen. Ihm steckte, trotzdem daß er unter seinem Schutze die classische Dichtung Deutschlands entstehen und aufblühen sah, die Vorliebe für die französische Dichtung so tief im Fleische, daß er nicht müde wurde ihre Beachtung zu empfelen. Schiller sah schon im October 1799 den Mahomet durch und bekannte, daß wenn mit einem französischen und besonders voltaireschen Stück der Versuch gemacht werden solle, es auf die Bühne zu führen, der Mahomet am besten

Digitized by Google

dazu gewählt sei. Durch seinen Stoff sei das Stück schon vor der Gleichgültigkeit bewahrt und die Behandlung habe weit weniger von der französischen Manier, als die übrigen Stücke, deren er sich erinnere. Goethe selbst habe schon so viel dafür gethan und werde ohne große Mühe noch ein Bedeutendes dafür thun können. Der Erfolg werde unzweifelhaft der Mühe des Experimentierens wert sein. „Dem ungeachtet, fügt er hinzu, würde ich Bedenken tragen, ähnliche Versuche mit andern französischen Stücken vorzunehmen, denn es gibt schwerlich noch ein zweites, das dazu tüchtig ist. Wenn man in der Uebersetzung die Manier zerstört, so bleibt zu wenig poetisch Menschliches übrig, und behält man die Manier bei und sucht die Vorzüge derselben auch in der Uebersetzung geltend zu machen, so wird man das Publikum verscheuchen. Die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht blos die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen innern Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenkligte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form, wie in das Bett des Prokrustes gezwängt. Da nun in der Uebersetzung mit Aufhebung des alexandrinischen Reims die ganze Basis weggenommen wird, worauf diese Stücke erbaut wurden, so können nur Trümmer übrig bleiben. Man begreift die Wirkung nicht mehr, da die Ursache weggefallen ist. Ich fürchte also, wir werden in dieser Quelle wenig Neues für unsere deutsche Bühne schöpfen können, wenn es nicht etwa die bloßen Stoffe sind.“ Goethe bearbeitete in der Folge noch den Tancred, Schiller den Macbeth, Gozzis Turandot, den Parasiten und Neffen als Onkel, der eignen Abneigung ungeachtet auch Racines Phädra. Einsiedel brachte mit

Gries' Beihülfe Calderons Leben ein Traum und eine purificierte Bearbeitung der Brüder von Terenz; Schlegels Ueberſetzung des ſhakeſpeariſchen Julius Cäſar wurde gegeben und andere Stücke des Auslandes wurden von Andern bearbeitet, ſo daß in dieſer Beziehung die weimarſche Bühne eine zeitlang einzig und unvergleichlich daſtand. Nur darf man nicht annehmen, ſie habe ſich allein auf ein in dieſem Sinne claſſiſches Repertoire beſchränkt; im Gegenteil ſie konnte ohne die üblichen Stücke Iffflands und Kotzebues und Zſchokkes und ihrer Genoßen eben ſo wenig beſtehen wie alle übrigen Bühnen Deutſchlands. Vor der Bühne ſitzt nicht ein Publikum, das die dichteriſchen Blüten der Welt kennen lernen und genießen will, ſondern eins, dem die Komödianten Spas machen und die Langeweile vertreiben ſollen, ſeis mit Weinen, ſeis mit Lachen.

Zu Goethes Bearbeitung des Mahomet fieng Schiller im Jan. 1800 den Prolog an, in dem die Ideen über das univerſelle Theaterrepertoire entwickelt werden ſollten. Eine Krankheit begann aber wieder mit ihm zu ringen, der er ſich lange widerſetzte. Um die Mitte des Januars dachte er dem Macbeth nach und ſcheint die Bearbeitung, die er mit Hülfe der Wagnerſchen Ueberſetzung aus dem Engliſchen lieferte, bis Mitte Februar zu Stande gebracht zu haben. Dann erlag er. Am 24. März ſchrieb er an Körner: „Meine Krankheit muß ſehr hart geweſen ſein, denn jetzt in der ſechsten Woche fühle ich noch immer die ſchweren Folgen; die Kräfte ſind noch ſehr weit zurück, daß ich mit Mühe die Treppen ſteige und noch mit zitternder Hand ſchreibe."

Die jungen romantiſchen Dichter, die ſich an die Brüder Schlegel und Schelling anſchloßen, wurden anfänglich von Schiller freundlich und wolwollend behandelt und vielfach begünſtigt. Er zog den älteren A. Wilhelm Schlegel zur Teilnahme an den Horen und dem Muſenalmanach ſchon im Juni 1795 heran, gab ihm die Verſicherung ſeiner freundſchaftlichen Achtung, nannte ihn

ſeinen vortreflichen Freund, war von ſeinen Beiträgen zu den Horen und dem Muſenalmanache in hohem Grade erbaut, zeichnete dieſelben durch ungewöhnliche Honorarzahlungen wie die goetheſchen und herderſchen aus und freute ſich auf das lebhafteſte der Ausſicht, A. W. Schlegel dauernd in Jena zu ſehen. Noch am 7. Mai 1797 ſchloß er ein Briefchen mit der verbindlichen Wendung, er wiederhole ſeine Einladung zum künftigen Almanache nicht, denn die alte gelte für immer. Aber plötzlich änderte er den Ton. Als er am 31. Mai 1797 einen Honorarreſt überſandte und die Rechnung damit für geſchloßen erklärte, ſchloß er ſie überhaupt. „Es hat mir Vergnügen gemacht, ſchreibt er, Ihnen durch Einrückung Ihrer Ueberſetzungen aus Dante und Shakeſpeare in die Horen zu einer Einnahme Gelegenheit zu geben, wie man ſie nicht immer haben kann; da ich aber vernehmen muß, daß mich Herr Friedrich Schlegel zu der nemlichen Zeit, wo ich Ihnen dieſen Vorteil verſchaffe, öffentlich deswegen ſchilt und der Ueberſetzungen zu viele in den Horen findet, ſo werden Sie mich für die Zukunft entſchuldigen. Und um Sie, einmal für allemal, von einem Verhältnis frei zu machen, das für eine ofne Denkungsart und eine zarte Geſinnung notwendig läſtig ſein muß, ſo laßen Sie mich überhaupt eine Verbindung abbrechen, die unter ſo bewandten Umſtänden gar zu ſonderbar iſt und mein Vertrauen zu oft ſchon compromittierte.“ Schlegel war im höchſten Grade betroffen, ſich für das Benehmen ſeines Bruders verantwortlich gemacht zu ſehen, und bat, ihm zu geſtatten, ſich mündlich völlig zu rechtfertigen. Schiller lehnte das ab: „In meinem engen Bekanntſchaftskreiße muß eine volle Sicherheit und ein unbegränztes Vertrauen ſein, und das kann, nach dem was geſchehen, in unſerm Verhältnis nicht ſtattfinden. Beßer alſo wir heben es auf; es iſt eine unangenehme Notwendigkeit, der wir, beide unſchuldig wie ich hoffe, nachgeben müßen. Dies bin ich mir ſchuldig, da niemand begreifen kann, wie ich zugleich der Freund Ihres Hauſes und der Gegen-

Digitized by Google

ſtand von den Inſulten Ihres Bruders ſein kann." Die Verbindung mit dem Muſenalmanach bat er fortzuſetzen und wirklich beſtand ſie fort, wie denn auch die Correſpondenz, freilich lau und kärglich, fortdauerte. Von Friedrich Schlegel ſprach Schiller aber fortan nur mit größter Verachtung. Schon vor dem Bruche mit Auguſt Wilhelm, am 16. Mai 1797 ſchrieb er an Goethe: „Es wird doch zu arg mit dieſem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die Agnes (von Lilien, von Schillers Schwägerin) im Journal Deutſchland recenſiert habe und zwar ſehr hart. Jetzt aber, da er höre, ſie ſei nicht von Ihnen, ſo bedaure er, daß er ſie ſo ſtreng behandelt habe. Der Laffe meinte alſo, er müße dafür ſorgen, daß Ihr Geſchmack ſich nicht verſchlimmere. Und dieſe Unverſchämtheit kann er mit einer ſolchen Unwißenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hält." Am 23. Juli 1798 fragt er Goethen, was er zu dem neuen ſchlegelſchen Athenäum und beſonders zu den Fragmenten ſage? und fügte hinzu: „Mir macht dieſe naſeweiſe, entſcheidende, ſchneidende und einſeitige Manier phyſiſch wehe." Goethe meinte, das ſchlegelſche Ingrediens in ſeiner ganzen Individualität ſcheine ihm denn doch in der Olla potrida unſers deutſchen Journalweſens nicht zu verachten. Dieſe allgemeine Nichtigkeit, Parteiſucht fürs äußerſt Mittelmäßige, dieſe Augendienerei, die Katzenbuckelgeberden, dieſe Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Producte ſich verlieren, habe an einem ſolchen Wespenneſte wie die Fragmente einen fürchterlichen Gegner; auch ſei Freund Ubique (Böttiger) ſchon geſchäftig herumgegangen, um das Ganze zu discreditieren. Bei allem was Schiller daran mit Recht misfalle, könne man doch den Verfaßern einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht ableugnen. Schiller räumte ein, man könne einen gewiſſen Ernſt und ein tieferes Eindringen in die Sachen den beiden Schlegeln und dem jüngeren (Friedrich) insbeſondere nicht abſprechen; aber

Digitized by Google

dieſe Tugend ſei mit ſo vielen egoiſtiſchen und widerwärtigen Ingredienzien vermiſcht, daß ſie ſehr viel von ihrem Werte und Nutzen verliere. Auch finde er in den äſthetiſchen Urteilen dieſer Beiden eine ſolche Dürre, Trockenheit und ſachloſe Wortſtrenge, daß er oft zweifelhaft ſei, ob ſie wirklich auch zuweilen einen Gegenſtand darunter denken. Die eignen poetiſchen Arbeiten des älteren beſtätigten ihm ſeinen Verdacht, denn es ſei ihm abſolut unbegreiflich, wie daſſelbe Individuum, das Goethes Genius wirklich faße und Hermann und Dorothea z. B. wirklich fühle, die ganz antipodiſche Natur ſeiner eigenen Werke, dieſe dürre und herzloſe Kälte auch nur ertragen, um nicht zu ſagen ſchön finden könne. Wenn das Publikum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poeſie bekommen könne, ſo werde die Art, wie dieſe Beiden es treiben, jene Epoche eher verzögern als beſchleunigen; denn dieſe Manier errege weder Neigung noch Vertauen noch Reſpect, wenn ſie auch bei den Schwätzern und Schreiern Furcht errege, und die Blößen, welche die Herren ſich in ihrer einſeitigen und übertreibenden Art gäben, werfe auf die gute Sache einen faſt lächerlichen Schein. Als Fr. Schlegels Lucinde erſchienen war, las Schiller darin, machte ſich damit aber den Kopf ſo taumelig, daß es ihm noch ſtundenlang nachgieng. „Sie müßen, rief er Goethe zu, dieſes Product Wunders halber doch anſehen. Es charakteriſiert ſeinen Mann, ſo wie alles Darſtellende, beßer als alles was er ſonſt von ſich gegeben, nur daß es ihn mehr ins Fratzenhafte malt. Auch hier iſt das ewig Formloſe und Fragmentariſche, und eine höchſt ſeltſame Paarung des Nebuliſtiſchen mit dem Charakteriſtiſchen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Da er fühlt wie ſchlecht er im Poetiſchen fortkommt, ſo hat er ſich ein Ideal ſeiner ſelbſt aus der Liebe und dem Witz zuſammengeſetzt. Er bildet ſich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entſetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er ſich ſo conſtituiert hat, erlaubt er ſich alles und die Frechheit erklärt er ſelbſt für ſeine Göttin.

Digitized by Google

Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht. Nach den Rodomontaden von Griechheit und nach der Zeit, die Schlegel auf das Studium derselben gewendet, hätte ich gehofft, doch ein klein wenig an die Simplicität und Naivetät der Alten erinnert zu werden; aber diese Schrift ist der Gipfel moderner Unform und Unnatur, man glaubt ein Gemengsel aus Woldemar, aus Sternbald und aus einem frechen französischen Roman zu lesen." Man las es in Wahrheit, denn aus nichts anderm bestand dieser elende Roman, der sich auf seine Elendigkeit viel zu Gute that. Der Gipfel der Unform war es aber noch nicht, da sich Fr. Schlegel im Alarcos noch zu überbieten verstand. Die Urteile Schillers, Goethes und Andrer sind in Goethes Leben (S. 235 f.) angeführt. — Günstiger sah Schiller auf Tieck. Als dieser ihn und Goethe im Juli 1799 besucht hatte, schrieb Schiller: „Mir hat er nicht übel gefallen; sein Ausdruck, ob er gleich keine große Kraft zeigt, ist fein, verständig und bedeutend, auch hat er nichts Kokettes noch Unbescheidenes. Ich hab' ihm, da er sich einmal mit dem Don Quixote eingelaßen, die spanische Literatur sehr empfolen, die ihm geistreichen Stoff zuführen wird, und ihm, bei seiner eigenen Neigung zum Phantastischen und Romantischen, zuzusagen scheint. So müßte dieses angenehme Talent fruchtbar und gefällig wirken und in seiner Sphäre sein." Einige Wochen später waren Tiecks romantische Dichtungen und Schleiermachers Reden über die Religion herausgekommen, die Schiller las, weil man ihn darauf neugierig gemacht hatte. Die letzteren kamen ihm, bei allem Anspruch auf Wärme und Innigkeit, im Ganzen noch sehr trocken und prätentioniert geschrieben vor; auch fand er wenig neue Ausbeute darin. Tiecks Manier kannte er aus dem gestiefelten Kater: „er hat einen angenehmen romantischen Ton und viele gute Einfälle, ist aber doch viel zu hohl und dürftig. Ihm hat die Relation zu Schlegel's viel geschadet." In Veranlaßung der Genoveva nannte er ihn eine sehr

Digitized by Google

graziöſe, phantaſiereiche und zarte Natur; nur fehle es ihm an Kraft und Tiefe und es werde ihm ſtets daran fehlen. Auch jetzt (Jan. 1801) bedauert er, daß die ſchlegelſche Schule ſchon viel an ihm verdorben habe; er werde es nie ganz verwinden. Sein Geſchmack ſei noch unreif; er erhalte ſich nicht gleich in ſeinen Werken und es ſei ſogar viel Leeres darin. Auf den Beſuch zurückblickend, den Tieck ihm vor anderthalb Jahren gemacht, bemerkt er, damals ſei er anſpruchslos und auch intereſſant geweſen: „ich fürchte aber, es hat ſich indeſſen viel mit ihm verändert.“ Entſchiedner ſpricht er ſich einige Wochen ſpäter (27. April 1801) gegen die ganze Schule aus: „Mich macht das ohnmächtige Streben dieſer Herren nach dem Höchſten nur verdrießlich; und ihre Prätenſionen ekeln mich an. Genoveva iſt als das Werk eines ſich bildenden Genies ſchätzbar, aber nur als Stufe; denn es iſt nichts Gebildetes und voll Geſchwätzes, wie alle ſeine Producte. Es iſt ſchade um dieſes Talent, das noch ſo viel an ſich zu thun hätte und ſchon ſo viel gethan glaubt; ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm. Denn mir deucht der Weg zum Vortreflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle; wol aber kann das Gewaltſame, Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen. Tieck beſitzt übrigens viel literariſche Kenntniſſe und ſein Geiſt ſcheint mir wirklich genährter zu ſein, als ſeine Werke zeigen, wo man das Bedeutende und den Gehalt noch ſo ſehr vermiſst.“

Ueber Novalis äußert ſich Schiller nicht. Erfreulicher war das Verhältnis zu den Brüdern Humboldt. Zwar über den ältern, Alexander, urteilt Schiller, durch die verſtandesmäßige Kälte deſſelben mehr abgeſtoßen als angezogen, in den Briefen an Körner auch nicht günſtig, doch erkennt er die Tiefe und den Umfang ſeines Wißens willig an. Es lag aber in der Richtung beider, daß ſie ſich nicht begegnen konnten. Was Wilhelm v. Humboldt für Schiller geweſen, geht aus dem Briefwechſel beider hervor. Dieſer an Kenntniſſen Schiller weit überlegene junge Mann, der

die Beſcheidenheit beſaß, kein poetiſches Talent zeigen zu wollen, belebte Schillers Abende in Jena durch eingehende, ſtets fördernde Unterhaltung über alles, was für Schiller Intereſſe hatte. Nach Humboldts Abgange von Jena wurde auch dies Verhältnis gelockert; Schillers wachſende Production geſtattete die weitläuftigen zerſplitternden Briefwechſel nicht mehr; ſelbſt an Körner ſchrieb er ſparſamer; die einſt ſo inhaltreiche und eifrige Correſpondenz nach Kopenhagen war ganz aufgegeben. Die Gräfin Schimmelmann ſcheint darüber geklagt und Schiller über ſeinen Verkehr Vorwürfe gemacht zu haben. Er antwortete am 23. Nov. 1800 aus Weimar in einem Briefe, deſſen Echtheit nicht zu bezweifeln iſt: „Ihre gütigen Worte, meine gnädige Gräfin, befreien mich von meiner Verlegenheit und ich darf mich Ihnen mit Vertrauen wieder nähern. Wie konnte ich auch nur einen Augenblick an Ihrer großmütigen Geſinnung zweifeln, die ſich ſo unverkennbar in jeder Zeile Ihres Briefes malt. Aber ich ſah nur die Größe meines Unrechts und nicht zugleich auch die Schönheit Ihres Herzens, die über alle beſchränkten Rückſichten erhaben iſt. — Ja gewis, ich würde mein Schickſal preiſen, wenn es mir vergönnt hätte, in Ihrer Nähe zu leben. Sie und der vortrefliche S. würden eine idealiſche Welt um mich gebildet haben. Was ich Gutes haben mag iſt durch einige wenige vortreffliche Menſchen in mich gepflanzt worden; ein günſtiges Schickſal führte mir dieſelben in den entſcheidenden Perioden meines Lebens entgegen; meine Bekanntſchaften ſind auch die Geſchichte meines Lebens. Dieſes und einige Aeußerungen in Ihrem Briefe führen mich natürlich auf meine Bekanntſchaft mit Goethe die ich auch jetzt, nach einem Zeitraum von ſechs Jahren, für das wolthätigſte Ereignis meines ganzen Lebens halte. Ich brauche Ihnen über den Geiſt dieſes Mannes nichts zu ſagen. Sie erkennen ſeine Verdienſte als Dichter, wenn auch nicht in dem Grade an, als ich ſie fühle. Nach meiner innigſten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und

an Zartheit derſelben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunſtverdienſte auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgeſtattet, als irgend einen, der nach Shakeſpeare aufgeſtanden iſt. Und außer dieſem was er von der Natur erhalten, hat er ſich durch raſtloſes Nachforſchen und Studium mehr gegeben als irgend ein anderer. Er hat es ſich ſeit zwanzig Jahren mit der redlichſten Anſtrengung ſauer werden laßen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu ſtudieren, und iſt in die Tiefen dieſer Wißenſchaften gedrungen. Ueber die Phyſik des Menſchen hat er die wichtigſten Reſultate geſammelt und iſt auf ſeinem ruhigen einſamen Wege den Entdeckungen vorausgeeilt, womit jetzt in dieſen Wißenſchaften ſo viel Parade gemacht wird. In der Optik werden ſeine Entdeckungen erſt in künftiger Zeit ganz gewürdigt werden, denn das Falſche der newton'ſchen Farbenlehre hat er bis zur Evidenz demonſtriert, und wenn er alt genug wird, um ſein Werk darüber zu vollenden, ſo wird dieſe Streitfrage unwiderleglich entſchieden ſein. Auch über den Magnet und die Elektricität hat er ſehr neue und ſchöne Anſichten. So iſt er auch in Rückſicht auf den Geſchmack in bildenden Künſten dem Zeitgeiſte ſehr weit voraus und bildende Künſtler könnten ſehr vieles bei ihm lernen. Welcher von allen Dichtern kommt ihm in ſolchen gründlichen Kenntniſſen auch nur von ferne bei, und doch hat er einen großen Teil ſeines Lebens in Miniſterialgeſchäften aufgewendet, die darum, weil das Herzogtum klein iſt, nicht klein und unbedeutend ſind. Aber dieſe hohen Vorzüge ſeines Geiſtes ſind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Menſch den größten Wert von allen hätte, die ich perſönlich je habe kennen lernen, ſo würde ich ſein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wol ſagen, daß ich in den ſechs Jahren, die ich mit ihm zuſammenlebte, auch nicht einen Augenblick an ſeinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in ſeiner Natur und den höchſten Ernſt für das Rechte und Gute; darum haben ſich

Schwätzer und Heuchler und Sophiſten in ſeiner Nähe immer übel befunden. Dieſe haßen ihn, weil ſie ihn fürchten, und weil er das Falſche und Seichte im Leben und in der Wißenſchaft herzlich verachtet und den falſchen Schein verabſcheut, ſo muß er in der jetzigen bürgerlichen und literariſchen Welt notwendig es mit Vielen verderben. — Sie werden nun aber fragen, wie es komme, daß er bei dieſer Sinnesart mit ſolchen Leuten, wie die Schlegelſchen Gebrüder ſind, in Verhältnis ſtehen könne. Dieſes Verhältnis iſt durchaus nur ein literariſches und kein freundſchaftliches, wie man es in der Ferne beurteilt. Goethe ſchätzt alles Gute, wo er es findet, und ſo läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des älteren Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil dieſe beiden Brüder und ihre Anhänger die Grundſätze der neuen Philoſophie und Kunſt übertreiben, auf die Spitze ſtellen und durch ſchlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen, darum ſind dieſe Grundſätze an ſich ſelbſt, was ſie ſind, und dürfen durch ihre ſchlimmen Partiſans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegels Goethe erweiſen, iſt er ſelbſt unſchuldig; er hat ſie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und ſieht ſelbſt ſehr wol ein, daß die Quelle dieſer Verehrung nicht die reinſte iſt; denn dieſe eiteln Menſchen bedienen ſich ſeines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde und es iſt ihnen im Grunde nur um ſich ſelbſt zu thun. Dieſes Urteil, das ich Ihnen hier niederſchreibe, iſt aus Goethes eigenem Munde, in dieſem Tone wird zwiſchen ihm und mir von den Herren Schlegel geſprochen. — Inſofern aber dieſe Menſchen und ihr Anhang ſich dem einreißenden Philoſophie-Haß und einer gewiſſen kraftloſen ſeichten Kunſtkritik tapfer entgegenſetzen, ob ſie gleich in ein anderes Extrem verfallen, inſofern kann man ſie gegen die andere Partei, die noch ſchädlicher iſt, nicht ganz ſinken laßen, und die Klugheit befielt zum Nutzen der Wißenſchaft ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen den idealiſtiſchen Philoſophen und

den Unphilosophen zu beobachten. — Es wäre zu wünschen, daß ich Goethe eben so gut in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse rechtfertigen könnte, als ich es in Absicht auf seine literarischen und bürgerlichen mit Zuversicht kann. Aber leider ist er durch einige falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Ehescheu in ein Verhältnis geraten, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreiße drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt, als ihn selbst, und auch diese hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen. — Ich bitte Sie, meine gnädige Gräfin, dieser langen Aeußerung wegen um Verzeihung; sie betrift einen verehrten Freund, den ich liebe und hochschätze und den ich ungern von Ihnen beiden verkannt sehe. Kennten Sie ihn so, wie ich ihn zu kennen und zu studieren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menschen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden."

Dieselbe Gesinnung, die Schiller hier in so edler Weise gegen die Gemalin seines Wolthäters kund gibt, kehrt häufig in den Briefen an Körner und an Goethe selbst wieder. Der Freundschaftsbund war ein ächter und probehaltiger. Es ist müßig zu fragen, ob derselbe, wenn Schiller längere Lebensdauer gegönnt gewesen wäre, eine Lockerung erlitten hätte. Beide verstanden freilich die schwere Kunst, alte Freunde zu vergeßen, aber keiner von beiden hatte je einen Freund gefunden wie Goethe an Schiller und Schiller an Goethe; beide waren unerschöpflich im gegenseitigen Geben und dankbaren Empfangen; der Wetteifer ihrer Naturen war über persönliche Nebenbuhlerschaft unbefangen erhaben; beide hatten die höchsten Ziele vor sich, und ihre Wege dahin waren so verschieden wie ihre poetischen und sittlichen Naturen; kreuzen konnten sie sich nie; der Zuwachs den der Eine an Ruhm gewann, konnte dem Andern nie Abbruch thun; beide waren ihres Volkes und ihrer Zukunft sicher; was die Gegenwart etwa verschieden

konnte, mußte die Nachwelt wieder ins Gleiche bringen.*) Wer so wie diese beiden weiß, daß die Nachwelt den Einen nicht ohne den Andern gelten läßt, kann die kurze Zeit des irdischen Zusammenlebens nur verwenden, um die Eintracht zu kräftigen. So lange sie neben einander lebten, trübte sich ihr Verhältnis nicht einen Tag. Wer möchte auf Möglichkeiten Folgerungen bauen, für deren Möglichkeit ein fast elfjähriges Zusammenleben nicht den leisesten Schatten von Wahrscheinlichkeit geboten hat? Und dennoch hat es Menschen gegeben, die solche Möglichkeiten für wahrscheinlich, wol gar für notwendig erklärten. Es waren keine Ausländer.

Der Wechsel des Jahrhunderts, der für Schiller natürlich nicht mit dem Beginn sondern mit dem Schluße des Jahres 1800 eintrat, hatte in Weimar allerlei Pläne hervorgerufen. Der Abschnitt sollte lustig gefeiert werden. Im Nov. 1800 meinte Schiller, wenn die Anstalten gelängen, werde wahrscheinlich eine ungeheure Affluenz von Menschen nach Weimar erfolgen. Etwa acht Tage nach Neujahr sollten die Festlichkeiten anfangen und sich vierzehn Tage hinziehen. Leo v. Seckendorf hatte einen förmlichen Plan dazu entworfen und die weimarischen Größen rüsteten sich darauf. Es wurde jedoch nichts daraus, da sich Parteien in der Stadt gebildet hatten und der Herzog den Eclat vermeiden wollte. Was produciert worden, bot überdies wenig Erfreuliches dar. Am Neujahrsabend fand eine Aufführung der Schöpfung von Haydn statt, an der Schiller wenig Freude hatte; er nannte sie ein charakterloses Mischmasch. Dagegen verschaffte ihm Glucks Iphigenie auf Tauris einen unendlichen Genuß; noch nie hatte eine Musik ihn so rein und schön bewegt wie diese; „es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer hoher Wehmut auflöst."

*) In seinen mutvollsten Augenblicken versprach sich Schiller, wie er 1796 an W. v. Humboldt schrieb, man werde ihn und Goethe verschieden specificieren, aber ihre Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordinieren.

Von den mancherlei Plänen, die Schiller faßte und dann liegen ließ, betraf einer die Erneuerung eines chineſiſchen Romans. Die bequeme Weiſe, aus einer Ueberſetzung eine zweite zu ſchaffen, hatte er beim Macbeth kennen gelernt. Als ihm die veraltete und vergeßne Uebertragung des Haoh Kjöh (nicht Gaoh Kjöh) von Murr in die Hände fiel*), ein Buch, das ihm ſo viel Vortreffliches zu enthalten und ein ſo einziges Product in ſeiner Art zu ſein ſchien, kam er auf den Gedanken, daſſelbe in einer abgekürzten Bearbeitung wieder aufleben zu laßen. Am 29. Aug. 1800 bot er die Bearbeitung dem Buchhändler Unger für deſſen Romanjournal (um 30 Carolin) mit der Bemerkung an, daß der Anfang ſchon gemacht ſei und das Ganze noch vor Jahresſchluß abgeliefert werden könne. Wie es ſcheint, gieng Unger darauf ein und erinnerte Schillern ſpäter an die Verheißung. Am 7. April 1801 antwortete dieſer: „Der chineſiſche Roman ſoll auch noch geliefert werden; den Zeitpunkt kann ich nicht genau beſtimmen.“ Die Bearbeitung kam nicht zu Stande; von dem, was angefangen war, ſcheint ſich nichts erhalten zu haben. Schiller war tief in einer neuen Arbeit.

Gleich nach Vollendung des Macbeth, den er kaum für eine Arbeit rechnete, hatte er eine neue Tragödie vorgenommen. Am 26. Juni 1800 war er mit dem Schema noch nicht in Ordnung. Am 13. Juli bat er Körner, ihm einige Hexenproceſſe und Schriften über dieſen Gegenſtand zu verſchaffen, da er bei ſeinem neuen Stücke an dieſe Materie anſtreife und einige Hauptmotive daraus nehmen müße. Daſſelbe werde auch durch den Stoff großes Intereſſe erregen. Hier ſei, anders als in den Picolomini, eine Hauptperſon, und gegen die, was das Intereſſe betreffe, alle übrigen Perſonen, deren keine geringe

*) Haoh Kjöh Tſchwen, d. i. die angenehme Geſchichte des Haoh Kjöh. Ein chineſiſcher Roman in vier Büchern. Aus dem Chineſiſchen in das Engliſche [von Percy 1761] und aus dieſem in das Deutſche überſetzt (von Chriſtoph Gottlieb v. Murr). Mit Zuſätzen und einem Verſuch einer chineſ. Sprachlehre für die Deutſchen. Leipz. 1766. 8. (Genauer: Chao-kieu-dſchuan, die glückliche Vereinigung.)

ſei, in keine Betrachtung kommen. Aber der Stoff ſei der reinen Tragödie würdig: „wenn ich ihm durch die Behandlung ſo viel geben kann, als ich der Maria Stuart habe geben können, ſo werde ich viel Glück damit machen.“ Vierzehn Tage ſpäter, 28. Juli, verzichtete er ſchon auf die Schriften über Hexenweſen, da er ſich wenig darauf einlaßen wollte und ſo weit er es brauchte mit eigener Phantaſie auszureichen hoffte. „In Schriften findet man beinahe gar nichts was poetiſch wäre; auch Goethe ſagt mir, daß er zu ſeinem Fauſt gar keinen Troſt in Büchern gefunden hätte. (Dieſe Bemerkung Goethes beruhte auf einer erklärlichen Vergeßlichkeit. Ohne Reuchlins Werk de verbo mirifico würde die Scene, in der Fauſt ſich mit dem Logos abmüht, niemals geſchrieben ſein.) Es iſt derſelbe Fall mit der Aſtrologie; man erſtaunt, wie platt und gemein dieſe Fratzen ſind, womit ſich die Menſchen ſo lange beſchäftigen konnten.“ Er nannte dem Dresdener Freunde (28. Juli 1800) den Stoff. „Es iſt das Mädchen von Orleans; der Plan iſt bald fertig; ich hoffe binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehn zu können. Poetiſch iſt der Stoff in vorzüglichem Grade, ſo nämlich wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir iſt aber angſt vor der Ausführung, eben weil ich ſehr viel darauf halte und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können. In ſechs Wochen muß ich wißen, wie ich mit der Sache daran bin. Die dramatiſche Handlung hat einen größeren Umfang als die in der Maria Stuart, und bewegt ſich mit größerer Kühnheit und Freiheit. Jeder Stoff will ſeine eigene Form, und die Kunſt beſteht darin, die ihm anpaſſende zu finden. Die Idee eines Trauerſpiels muß immer beweglich und werdend ſein, und nur virtualiter in hundert und tauſend möglichen Formen ſich darſtellen.“ Am 30. Juli war das Schema, wie er an Goethe ſchreibt, noch in Arbeit; am 13. Sept. meldete er, daß es mit der Arbeit langſam, aber nicht rückwärts gehe. Zwiſchendurch verfaßte er den Brief für Goethes Propyläen, den einzigen Beitrag, den er lieferte; doch war er an mehren Aufſätzen Goethes mitwirkend thätig (S. 218). Am

26. Sept. verlangte er von Goethe Werke über griechiſche Metrik, um die Theorie des Trimeters kennen zu lernen, da er von dieſem Verſe neben den freieren Rhythmen (wie in der Maria) Gebrauch machen wollte. Die Scene, in der dies geſchah, wird am 19. Nov. als beendigt genannt. Inzwiſchen hatte er, ſchon am 6. Nov., die Tragödie, ohne Titel oder Inhalt zu verraten, dem Buchhändler Unger als Taſchenbuch für 100 Carolin zum Verlag auf drei Jahre angeboten.*) Unger gieng, ohne Genaueres zu erforſchen, auf das Anerbieten ein. Weihnachten war die Tragödie um einige bedeutende Schritte vorwärts gebracht. Nach Goethes ſchwerer Krankheit (S. 225) waren am 11. Febr. 1801 drei Acte in Ordnung geſchrieben und wurden bei Goethe, der den Plan bis dahin noch nicht genauer hatte kennen lernen, Abends vorgeleſen. Eine verbeßerte Ausgabe des Carlos und der niederländiſchen Geſchichte, neben der letzten Durchſicht des Macbeth und der Maria, hielten die Vollendung auf. Zerſtreuungen und Tumult verfolgten ihn in Weimar und trieben ihn Anfang März auf vier Wochen nach Jena, wo er in der Stille ſeines Gartenhauſes ſeine Tragödie zu vollenden ſuchte. Aber wie ſehr er ſich hetzte und ängſtigte, um zur rechten Zeit fertig zu werden, es wollte nicht recht damit fort. Mitte des Monats hatte er ſich ſchon darin ergeben, wenn er bis Oſtern nur die rohe Anlage des Stücks vollends hinwerfen könne, um dann nach ſeiner Rückkehr in Weimar nur noch zu runden und zu polieren. Die Ausbeute ſeines Aufenthalts zu Jena war der dort angefangene

*) Körner meldete im October 1801, daß man in Leipzig erzähle, Schiller erhalte von Unger für die Jungfrau von Orleans etliche tauſend Thaler, und man wundere ſich nicht darüber; überall würden höhere Honorare genannt als Schiller bekomme. Dieſer machte ſich die Erinnerung zu Nutze und ſchrieb gleich an Unger, der ihn um Text zu einem neuen Kalender gebeten, daß er ſich nur für ein großes Honorar dazu verſtehen würde, und er erhielt mit erſter Poſt auch zur Antwort, daß er wol ein tauſend Thaler daran wenden wolle. Auch an Cotta ſchrieb er und verlangte für ſeine künftigen Stücke dreihundert Ducaten. — Müllner bekam für den Ynguld von den erſten beiden Auflagen (bei Göſchen) je 1200 Thlr. Cotta bezahlte für die vierte Auflage der Schuld 1000 Thlr., für die Albaneſerin, die er in 10,000 Exemplaren druckte, gar 3000 Thlr.!

vorletzte Act und es war doch immer so viel geschehen als in eben so vieler Zeit in Weimar würde ausgerichtet sein: „Ich habe also zwar nichts in der Lotterie gewonnen, aber im Ganzen doch meinen Einsatz wieder.“ Am 1. April war er wieder in Weimar, und am 3. augurierte er von seinem letzten Acte viel Gutes, weil derselbe den ersten erkläre und so sich die Schlange in den Schwanz beiße. Weil die Heldin darin auf sich allein stehe und im Unglück von den Göttern im Stich gelaßen sei, so zeige sich ihre Selbstständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher. Der Schluß des vorletzten Actes sei sehr theatralisch und der donnernde deus ex machina werde seine Wirkung nicht verfehlen. Am 7. April sandte er die vier ersten Acte an Unger, der nun erst das Geheimnis erfuhr; am 30. April folgte der letzte Act nach, begleitet von einem Minervenkopf, den Meyer nach einer Camee gezeichnet hatte und der der Tragödie als Schmuck beigegeben wurde. Als Goethe am 20. April das fertige Stück gelesen hatte, sandte er es mit der Bemerkung zurück: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“ Leider fand die Arbeit in Weimar da, wo Schiller es am wenigsten vermuten mochte, eine unerwartete Aufnahme. Der Herzog, der von dem Stücke gehört und eine Art voltairischer Pucelle erwartet haben mochte, hatte die Jagemann-Heygendorf, der die Jungfrau zufallen muste, schon ehe er das Stück kannte, zu vermögen gesucht, die Johanna nicht zu spielen. Kaum hatte Goethe das Stück gelesen, als der Herzog das Manuscript verlangte und erhielt. Gegen Schillers Frau und Schwägerin äußerte er, das Stück habe eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht, meinte aber zugleich, es könne nicht gespielt werden. Schiller machte aus der Not eine Tugend und schrieb an Goethe, der Herzog könne Recht haben. „Nach langer Beratung mit mir selbst werde ich die Jungfrau auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vorteile dabei entgehen.“ An W. Schlegel schrieb er am 14. Mai, die Jungfrau werde in Weimar nicht aufgeführt. In der That blieb sie zwei Jahre für die weimarische Bühne wie nicht vorhanden und erst im April 1803

gelangte sie hier zur Darstellung und hatte einen ganz ungewöhnlichen Erfolg; alles war davon elektrisiert; in kurzer Zeit fanden mehrfache Wiederholungen statt. Die Titelrolle wurde von einer Schauspielerin gegeben, die sonst nicht im Besitz der großen Rollen war, hier aber durch ein glückliches Zusammentreffen ihrer eigenen Individualität und einer großen Routine dahin kam, etwas Vortreffliches zu leisten. Was den Herzog anfänglich gegen dies Stück, das, wie Schiller an Göschen schrieb, aus dem Herzen geflossen war, so sehr eingenommen, ist rätselhaft. Die Annäherung an die Richtung der romantischen Schule, der sich Schiller hier unfreiwillig aber mit vollem Bewusstsein hingegeben, war wenigstens der Grund nicht. Daß er aber selbst dann noch, als das Stück schon seine Wirkung im deutschen Publikum gemacht hatte, demselben entgegen war und in einer Weise entgegen war, die mit seinem offnen graden Charakter fast unverträglich erscheint, zeigt sich darin, daß seine Freundin, die Jagemann, die Rolle abgelehnt hatte. Einstimmig war das Urteil des Publicums über die Tragödie damals wie jetzt keineswegs. Was daran ausgesetzt wurde und zum Teil noch ausgesetzt wird, beantwortete Schiller wesentlich in einem Briefe vom Jahr 1801, den Döring (Nr. 350) mitteilte. „Die Jungfrau, schreibt er, ist in ihrer Art das einzige Süjet, und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenie der Griechen. Er konnte nur so erfunden werden; darum haben sich auch von jeher so viele Dichter und Dichterlinge an ihm vergriffen und versündigt, und darum versuchte ich ihre Wiedereinsetzung in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört. Der Revisionsprozeß schien mir eben so nötig mit den poetischen Acten vorzunehmen, als jener wirkliche, der im Jahr 1455 durch Papst Calixtus III. gegen die sündhaften 12 Artikel verhängt wurde.— Ich hatte anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieses Stoffes, und gestattete es die Zeit und das kurze, drängende Leben, so würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Besonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchlosen Sitten und vor

allen der gedankenloſen Ausgelaßenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entſchloßenheit des begeiſterten Mädchens ganz anders kontraſtiert hätte als jetzt, wo ich den Dauphin nur ſchwächlich und in dieſer Schwächlichkeit liebenswürdig ſchildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt worden ſein. — Gewiß, es koſtete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den erſten vier Acten faſt ganz fertig war, von der Geſchichte in das romantiſche Feld der Möglichkeit überzuſchweifen. Ich reiſete deswegen um dieſe Zeit von Weimar nach Jena, und erſt nach einer wochenlangen Ableitung aller Gedanken von meinen bisherigen Arbeiten kam mir der Geiſt und Entſchluß zu derjenigen romantiſchen Ausführung, wie ſie nun iſt. — Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmannes, gegen den Uebermuth und die ſtolze Gewalt des Adels und der hohen Vaſallen. Darum muſte er der Schäferin Johanna ſchon darum im milden Lichte eines Retters erſcheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die ſich das Reich als ein Abſtractum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anſtrengungen ſich den guten, liebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, beſonders in den Abſchiedsſtanzen am Schluße des Prologs, gerechtfertigt werden können. — Nenne man es immer eine epiſche Epiſode, die Scene mit dem Walliſer Montgomery. Sie gehört zur Breite eines hiſtoriſchen Stücks, das die Ketten der Einheit ſprengte. Wer ſeinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabei vorſchwebte. (II. 21, 134 ff.) Eben um des Altertümlichen willen wählte ich auch den Senarius des alten Trauerſpiels. Dieſer iſt der Cäſur wegen außerordentlich ſchwer, aber auch ſo ſchön und woltönend, daß es mir ſchwer wurde, zu den lahmen Fünffüßlern zurückzukehren. — Montgomery ſollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer geſpielt werden. — Das hartnäckige Schweigen der Johanna, als ſie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtigt wird, iſt in ihrer viſionären Schwärmerei vollkommen ge-

gründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Außer dem allgemeinen Vorurteile der bezauberten Welt im Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz so viel Vorschub that, wirkt beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschlich böses, als gutes Principium zu denken, oder überhaupt lieber Böses zu denken, allen Handlungen ein böses Motiv unterzuschieben. Dazu ist Thibaut ein schwarzgalliger Mensch, mit dem auch Johanna früher kein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter, und es ist psychologisch, daß gerade von einem solchen Vater eine solche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entsühnt Johannen durch dasselbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte. So wie sie es vernimmt, hält sie sich auf einmal wieder für entsündigt und losgesprochen. Es ist noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner das Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war. — Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander spielen. Sollte es Jemandem, der auf den Gang des Stücks nur einige Aufmerksamkeit richtet, zweifelhaft sein, daß damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sei, der ja als Atheist der Hölle angehört? Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt, und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet: „Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England untergeht", für solchen Uebermut notwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollt' ich dadurch nicht ausdrücken noch motivieren. Am Ende ist doch der ganze Handel mit dieser Verliebung, woran sich so viele ärgern, nur eine

Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige ſich nach jedem päpſtlichen Prozeſs von einer Heiligſprechung — erhält die kanoniſierende Palme."

Nach der Vollendung der Jungfrau von Orleans war es ihm wieder ganz unbehaglich; er wünſchte wieder in einer neuen Arbeit zu ſtecken, da nur die Thätigkeit nach einem beſtimmten Ziel das Leben erträglich mache. Schon im April trug er ſich mit zwei neuen dramatiſchen Sujets, aber Mitte Mai war er noch zu keinem feſten Entſchluß gekommen. „In meinen Jahren, ſchrieb er an Körner, und auf meiner jetzigen Stufe des Bewuſtſeins iſt die Wahl eines Gegenſtandes weit ſchwerer: der Leichtſinn iſt nicht mehr da, womit man ſich in der Jugend ſo ſchnell entſcheiden kann, und die Liebe, ohne welche keine poetiſche Thätigkeit zu beſtehen vermag, iſt ſchwerer zu erregen. In meiner jetzigen Klarheit über mich ſelbſt und die Kunſt, die ich treibe, hätte ich den Wallenſtein nicht gewählt." Er hatte große Luſt, ſich nunmehr in der einfachen Tragödie, nach der ſtrengſten griechiſchen Form zu verſuchen, und unter den Stoffen, die er vorrätig hatte, erſchienen ihm einige bequem dazu. Der eine waren die Malteſer, zu denen bis auf das punctum saliens alles gefunden war; es fehlte an derjenigen dramatiſchen That, auf welche die Handlung zueilen und durch welche ſie gelöst werden konnte; die übrigen Mittel: der Geiſt des Ganzen, die Beſchäftigung des Chors, der Grund, auf welchem die Handlung vorgieng, alles war reiflich ausgedacht und beiſammen. Ein anderes Sujet, welches ganz eigne Erfindung war (die Br. v. M.), war ſo weit gereift, daß die Ausführung gleich hätte beginnen können. „Es beſteht, den Chor mitgerechnet, nur aus zwanzig Scenen und fünf Perſonen." Goethe billigte den Plan ganz; aber Schiller war noch nicht auf dem Grade der Neigung, den er brauchte, um ſich einer poetiſchen Arbeit hinzugeben. Die Haupturſache glaubte er darin zu finden, weil das Intereſſe nicht ſowol in den handelnden Perſonen, als in der Handlung lag, ſo wie im

Digitized by Google

Oedipus des Sophokles, „welches vielleicht ein Vorzug ſein mag, aber doch eine gewiſſe Kälte erzeugt.“ Auch Warbeck drängte ſich wieder auf, wollte ſich aber der Form nach noch nicht unterwerfen. Außer einigen andern, noch mehr embryoniſchen Stoffen hatte er auch eine Idee zu einer Komödie, fühlte aber, wenn er darüber nachdachte, wie fremd ihm dies Genre war. Zwar glaubte er ſich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komiſche Zuſammenfügung der Begebenheiten, als auf komiſche Charaktere und auf Humor ankomme, gewachſen; aber ſeine Natur war doch zu ernſt geſtimmt, und was keine Tiefe hatte, konnte ihn nicht lange anziehen. Zu der Unſchlüßigkeit kam noch, daß er in ſeiner Geſundheit angegriffen war; kaltes Wetter mitten im Sommer hatte ihm geſchadet; ſein Fleiß war gehemmt; nur Leander und Hero nebſt einigen kleineren Gedichten hatte er bis Ende Juni zu Stande gebracht. Da faßte er den Entſchluß, ſich herauszureißen, um an der Oſtſee das Seebad zu beſuchen. Er dachte gegen Ende Juli (1801) abzureiſen, zwölf Tage in Dobberan, eben ſo lange in Berlin, ſechs Tage in Dresden zu verweilen und am 10. Sept. wieder zurück zu ſein. Der Plan modificierte ſich bald. Am 9. Juli war der Weg über Dresden aufgegeben; am 20. Juli war auf Dobberan und Berlin Verzicht gethan und nur vier Wochen wurden für Dresden beſtimmt. Etwa am 7. Aug. traf Schiller mit ſeiner Frau und Schwägerin bei Körner ein und blieb bis in die zweite Hälfte des Septembers; am 20. war er wieder in Weimar. Auf der Reiſe intereſſirten ihn beſonders die Theater. Allein was er davon ſah, begeiſterte ihn nicht gerade zur Arbeit, und er muſte ſie eine Weile vergeßen, um etwas Ordentliches zu machen. „Alles zieht zur Proſa hinab, und ich habe mir wirklich im Ernſt die Frage aufgeworfen: ob ich bei meinem gegenwärtigen Stücke (Warbeck), ſo wie bei allen, die auf dem Theater wirken ſollen, nicht lieber gleich in Proſa ſchreiben ſoll, da die Declamation doch alles thut, um den Bau der Verſe zu zerſtören und das Publikum nur an die liebe Natur gewöhnt

iſt. Wenn ich anders dieſelbe Liebe, welche ich für meine Arbeit notwendig haben muß, mit einer Ausführung in Proſa vereinigen kann, ſo werde ich mich wol noch dazu entſchließen. Körner beſorgte nach dieſen Aeußerungen, daß Schiller den Jamben untreu werde, was gerade er am wenigſten ſolle. „Auf die Ungeſchicklichkeit der jetzigen Schauſpieler darf die Kunſt nicht Rückſicht nehmen.“ Schiller beruhigte den Freund; er würde den Jamben vielleicht entſagen, wenn er an Erfindungen zu Theaterſtücken fruchtbarer und in der Ausführung behender wäre; denn dieſer Vers vermehre die theatraliſche Wirkung nicht und oft geniere er den Ausdruck. Stücke, wie die angedeuteten, gewönnen oft am meiſten, wenn ſie nur Skizzen ſeien. Aber er finde ſich zu dieſem Fache nicht berufen und weder fähig noch geneigt. Er werde daher ſeinen alten Weg fortſetzen und mit ſeinen dramatiſchen Herren Collegen nicht um den erbärmlichen Marktpreis ſtreiten. Als Goethe ihm ſpäter einmal den Rat erteilte, ſich bei ſeinen Stücken auf das Dramatiſchwirkende mehr zu concentrieren, gab ihm Schiller zwar Recht, da dies überhaupt ſchon, ohne alle Rückſicht auf Theater und Publikum, eine poetiſche Forderung ſei; aber auch nur in ſo fern es eine ſolche ſei, könne er ſich darum bemühen. Solle ihm jemals ein gutes Theaterſtück gelingen, ſo könne es nur auf poetiſchem Wege ſein, denn eine Wirkung ad extra, wie ſie zuweilen auch einem gemeinen Talente und einer bloßen Geſchicklichkeit gelinge, könne er ſich nie zum Ziele machen, noch auch könne er ſie, wenn er es auch wollte, erreichen. „Ich glaube ſelbſt, daß unſere Dramen nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen ſein ſollten, aber dazu gehörte dann freilich eine ganz andere Fülle der Erfindung, um die ſinnlichen Kräfte ununterbrochen zu reizen und zu beſchäftigen. Mir möchte dies Problem ſchwerer zu löſen ſein, als einem andern, denn ohne eine gewiſſe Innigkeit vermag ich nichts, und dieſe hält mich gewöhnlich bei meinem Gegenſtande feſter, als billig iſt.“ Die ewigen Katarrhalleiden, die

ihn selten verließen, hatten im Herbst (1801) ihm die freie productive Thätigkeit verwehrt. Um nicht müßig zu gehen, fieng er an, einen alten Vorsatz auszuführen, nämlich die neue Bearbeitung eines Gozzischen Märchens für das Theater. Wie beim Macbeth Eschenburg und Wagner, muste bei Turandot Werthes die Grundlage geben. Am 2. Nov. konnte er Körner schreiben, es rücke mit der Arbeit ganz gut fort, und er hoffe in einem Monat ziemlich damit ins Reine zu kommen. Während der Arbeit (die zunächst durch das Bedürfnis des weimarischen Theaters nach einem neuen Stück aus einer neuen Region bedingt wurde) bekannte er, daß er an der Handlung selbst nichts zu ändern wiße, aber doch durch eine poetische Nachhülfe bei der Ausführung der Tragikomödie einen höheren Wert zu geben hoffe. Sie sei mit dem größten Verstande componiert, aber es fehle an einer gewissen Fülle, an poetischem Leben. „Die Figuren sehen wie Marionetten aus, die am Draht bewegt werden; eine gewisse pedantische Steifigkeit herscht durch das Ganze, die überwunden werden muß. Ich habe also wirklich Gelegenheit, mir einiges Verdienst zu erwerben, und die sechs, sieben Wochen, die auf dies Geschäft gehen mögen, werden nicht verloren sein." Der Decembermonat wurde wieder durch häusliche Leiden (Masern der Kinder und der Frau) getrübt und die Arbeit gieng langsamer von statten. Doch war Turandot am 27. Dec. fertig und trotz eines (eintägigen) Choleraanfalles wurde das Stück so rasch gefördert, daß es am 3. Jan. 1802 zur Aufführung nach Dresden gesandt werden konnte. Dort traf das Stück auf seltsame Bedenklichkeiten. „Ketzereien, schrieb Körner, sind zwar nicht darin; aber ohne Veränderungen wird es doch nicht bleiben können. Ein unglücklicher vertriebener König, fürchte ich, wird schon Contrebande sein; er erinnerte an Frankreich. Ein Canzler Pantalon ist nun gar ein Gräuel, um so mehr, da unglücklicherweise der jetzige Canzler gerade manches Lächerliche hat. Er und Tartaglia werden wol zu ersten Mandarinen werden. So steh' ich auch nicht für die

Köpfe auf dem Thor.“ Dann ſtieß ſich die Aufführung an den Koſten des chineſiſchen Coſtüms; der Intendant ſchlug vor, die Scene in ein anderes aſiatiſches Reich zu verlegen, womit Schiller ſich einverſtanden erklärte; auf Gatterers Geographie geſtützt ſchlug er Kirman und Kandahar vor. Dann erregten die italieniſchen Masken wieder Anſtoß und man wünſchte für Pantalon, Tartaglia, Brighella und Truffaldin andere Namen nach perſiſchem Coſtüm, wobei freilich der ganze italieniſche Spas und der drollige Contraſt zwiſchen dem bekannten Charakter dieſer Figuren und ihren Aemtern verloren gieng. Körner, der dieſe „Dresdener Schwachheiten“ der Nachſicht empfal und die Aenderungen vermittelte, war, was ihn betraf, ſehr vergnügt über Turandot, prophezeite aber im Allgemeinen wenig Empfänglichkeit dafür; man werde von Schiller nur Madonnen ſehen wollen und es übel nehmen, daß er auch Arabesken male; der leichte Uebergang von Ernſt zu Scherz werde von wenigen geſchätzt werden, und viele, ſetzt er ſchalkhaft hinzu, würden durch langes Nachdenken herausbringen, daß die Jungfrau von Orleans ein weit intereſſanterer Charakter ſei als Turandot. Die Aufführung in Dresden fand erſt im Nov. ſtatt, aber, wie ſich erwarten ließ, das Publicum konnte ſich in dieſe Gattung nicht finden. In Weimar gieng es raſcher mit der Aufführung; am 26. Jan. war die erſte, am 28. die Hauptprobe; am Geburtstage der Herzogin (30. Jan.) wurde das Stück geſpielt und am 3. Febr. wiederholt. Viel Coſtümaufwand wurde dabei nicht getrieben; man half ſich mit chineſiſchen Mützen und dergleichen Kleinigkeiten; nur der Anzug des Kaiſers, in einem langen ſchleppenden Gewande von Goldſtoff, war koſtbar. Doch auch hier war die Wirkung auf das Publicum keine ſonderliche. Nur die Rätſel fanden ungeteilten Beifall. Für die Wiederholung legte Schiller, um den Reiz der Neuheit zu bewahren, andre ein. Goethe ſchrieb darüber: „Ihre neuen Rätſel haben den ſchönen Fehler der erſten, beſonders des Auges, daß ſie entzückte Anſchauungen des Gegen-

ſtandes enthalten, worauf man faſt eine neue Dichtungsart gründen könnte." Auch beim Publikum machte Turandot, die im Oct. 1802 gedruckt erſchien, wenig Glück, obgleich die Nachdrucker ſich ihrer bemächtigten.

Während der Vorbereitungen zur Aufführung Turandots in Weimar verſuchte Schiller ſich an einer Bühnenbearbeitung von Goethes Iphigenie (vgl. S. 230 ff.), die am 15. Mai aufgeführt wurde. Im März richtete er Don Carlos für die Bühne ein; Goethes Egmont wurde ebenſo bearbeitet und ſpäter auch nach der voßiſchen Ueberſetzung der Othello von Shakeſpeare. Einige kleine Lieder, die zum Teil für Goethes Club (S. 237) beſtimmt waren (darunter das Lied an die Freunde, die vier Weltalter), glückten nebenher; Gita Govinda, Sakontala, Arioſt wurden geleſen. Zu einer größeren dramatiſchen Arbeit wollte ſich weder Stoff noch Stimmung finden.

Alle Gedanken an das Wegziehen waren ſchon längſt aufgegeben. Schiller dachte in Weimar zu leben und zu ſterben. Seine Verhältniſſe waren angenehm und gut und waren es neuerdings noch mehr geworden. Sein Schwager Wolzogen, der die Heirat des Erbprinzen von Weimar mit einer Großfürſtin von Rußland negotiiert hatte, war nach ſeiner Zurückkunft von Petersburg im weimariſchen Geh. Conſeil angeſtellt worden, ſo daß Schiller durch die drei Geh. Räte Goethe, Voigt und ſeinen Schwager ſich in den beſten Verhältniſſen befand. Unter dieſen Umſtänden war er bedacht, einen alten Wunſch zu verwirklichen, den: ein eignes Haus zu beſitzen. Er entſchloß ſich, das Haus des Engländers Melliſh, das bequem und freundlich gelegen war, zu erwerben; noch im Februar wurde der Contract abgeſchloßen. Alles was er hatte und „zuſammenkratzen" konnte, wurde für die Kaufſumme verwendet; das Honorar für eine neue Auflage des dreißigjährigen Krieges bei Göſchen erbat er von dieſem auf Himmelfahrt (27. Mai), da die Zahlung auf dieſen Tag geleiſtet werden muſte. Freitag

den 30. April zog er ein. Das obere Stockwerk bewohnte er allein; ſeine Zimmer hatten die Morgen- und Mittagsſonne und waren gegen das Grüne gerichtet. „Ein carmoiſinſeidner Vorhang, erzählt die Schwägerin, war vor dem Fenſter angebracht, an dem ſein Arbeitstiſch ſtand. Er ſagte, daß der rötliche Schimmer belebend auf ſeine productive Stimmung wirke.“*) Indeſſen wurden ihm die erſten Zeiten ſeiner Ortsveränderung durch manches verbittert, beſonders aber durch die Nachricht von dem ſchweren Krankenlager und Tod ſeiner Mutter, die in Cleverſulzbach am Tage ſeines Einzuges geſtorben war. Er konnte ſich nicht erwehren, von einer ſolchen Verflechtung des Schickſals ſchmerzlich angegriffen zu werden.

Die ſchon erwähnte Nichtbeachtung von Seiten des Hofes (S. 370), die er gegen Frau v. Stein am 2. Februar 1802 betonte, war wol weniger ihm als der Schwägerin unerfreulich, und dieſe ſcheint mit den Frauen der weimariſchen Geſellſchaft auf den Herzog einen beſtimmenden Einfluß geübt zu haben, um eine Aenderung herbeizuführen. Schiller wurde durch ein kaiſerliches Diplom vom 7. Sept. 1802 in den Adelſtand erhoben. Seine Frau ſchreibt darüber mit der Miene des Gleichmuts und doch mit unverkennbarer Freude am 22. Nov. 1802 an Fritz v. Stein: „Daß Schiller ein prächtiges Adelsdiplom erhalten hat, wißen Sie wol ſchon? Sie kennen uns, und wißen, was wir davon halten; der Kinder wegen iſt man ſchuldig, es nicht fallen zu

*) Ein Tübinger Landsmann fand Schillers Studierſtube ſo beſcheiden und unordentlich wie jedes Gelehrtenzimmer. (Schwab, Sch's. Leben. 1841. 8. S. 583.) Die Darſtellungen der Frau v. Wolzogen ſind immer bemüht, Schillers einfaches äußeres Leben glänzender erſcheinen zu laßen, als es in der Wirklichkeit war. Ein kaum glaubliches Beiſpiel dieſer Verſchönerungsſucht begegnet da, wo die Frau v. W. über Schillers Begräbnis berichtet: „Das Leichenbegängnis war dem Range des Verſtorbenen gemäß angeordnet; aber zwölf junge Männer höheren Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab“ u. ſ. w. Um das wahre Bild dieſes trauervollen Begängniſſes ſpäter durch eine Widerlegung dieſer Angabe nicht zu ſtören, mag ſie hier als falſch bezeichnet ſein.

laßen, weil es einmal geſchehen iſt, ob wir gleich ziemlich gleichmütig die Folgen davon einſehen. Wie die Geſellſchaft juſt hier einmal iſt, wo man uns einmal kennt, kann es keine weſentliche Veränderung hervorbringen. Aber wenn der junge Hof beginnt, könnte es uns vielleicht nützlicher werden, zu der Geſellſchaft des Hofes gerechnet zu werden. Ich laße es ganz ruhig an mich kommen, und thue nur die Schritte, die ich thun muß, um dem Herzog meine Dankbarkeit zu bezeigen, der ſich freundſchaftlich und artig gezeigt hat, und auch veranlaßt hat, daß das Diplom für Schiller ſo ehrenvoll als möglich ausgefallen und abgefaßt iſt. Es kann jeder daraus ſehen, daß Schiller ganz unſchuldig daran iſt, und dies iſt was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu ſuchen, hielte ich unter Schillers Charakter. In zierlich rothem Sammt mit ſchön vergoldeter Kapſel und ſchönem Wappen iſt das Document geziert und kunſtvoll geſchrieben." Die Beweggründe, die das kaiſerliche Diplom anführt, waren literariſche und geſellſchaftliche; es wird, nachdem die Abſtammung von ehrlichen Eltern erwähnt und Schillers Ausbildung in der Militärakademie zu Stuttgart genannt iſt, hervorgehoben, daß er zum ordentlichen Lehrer auf der Akademie zu Jena berufen worden und mit allgemeinem und „ſeltſamem" Beifall Vorleſungen, beſonders über die Geſchichte gehalten habe; ſeine hiſtoriſchen ſowol als die in den Umfang der ſchönen Wißenſchaften gehörigen Schriften ſeien in der gelehrten Welt mit gleichem ungeteilten Wolwollen aufgenommen worden, und unter dieſen hätten beſonders ſeine vortreflichen Gedichte dem Geiſt der deutſchen Sprache einen neuen Schwung gegeben; auch würden ſeine Talente im Auslande hoch geſchätzt, ſo daß er von mehren ausländiſchen Gelehrtengeſellſchaften als Ehrenmitglied aufgenommen worden ſei. Als geſellſchaftliche Motive werden erwähnt, daß Schiller ſeit einigen Jahren, als herzoglich ſächſiſcher Hofrat und mit einer Gattin aus gutem adeligen Hauſe verehelicht, ſich in des Herzogs Reſidenz aufhalte und daß es der lebhafte Wunſch

des Herzogs ſei, daß gedachter Hofrat ſowol wegen deſſen in ganz Deutſchland und im Auslande anerkannten ausgezeichneten Rufes als auch ſonſt in verſchiedenen auf die Geſellſchaft, in welcher derſelbe lebe, ſich beziehenden Rückſichten, noch einer beſondern Ehrenauszeichnung genieße und daß der Kaiſer ihn deshalb ſamt ſeinen ehelichen Nachkommen in des heiligen röm. Reichs Adelſtand mildeſt erhebe, welche allerhöchſte Gnade er lebenslang mit tiefſchuldigſtem Danke verehren werde, „welches derſelbe auch wol thun kann, mag und ſoll.“ Schiller ſelbſt berichtet: „Der Herzog (ſchrieb er an Körner am 29. Nov. 1802) hatte mir ſchon ſeit länger her etwas zugedacht, was mir angenehm ſein könnte. Nun traf es ſich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauche als Bürgerlicher nicht beſitzen konnte, vom Churfürſten von der Pfalz, der ſich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geſchenkt bekam [1801]. Herder wollte ſeinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewieſen und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann dieſe Kränkung gönnte; denn er hatte ſich immer als der gröbſte Demokrat herausgelaßen und wollte ſich nun in den Adel eindrängen. Bei dieſer Gelegenheit hat der Herzog gegen jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verſchaffen, der unwiderſprechlich ſei. Dazu kommt noch, daß ſich Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zubringlicherweiſe an den Hof eindrang, welches man ihm, da er und ſeine Frau Anſprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man ſchwer genug daran gieng. Dies mag den Herzog noch mehr beſtärkt haben, mich adeln zu laßen. Daß mein Schwager den erſten Poſten am Hof bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schweſtern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andre gar keinen Zutritt zu demſelben hatte, obgleich meine Frau und ich ſonſt viele Verhältniſſe mit dem Hofe hatten. Dieſes alles bringt dieſer Adelsbrief nun ins Gleiche, weil meine Frau als eine Adelige von Geburt da-

durch in ihre Rechte, die sie vor unsrer Heirat hatte, restituiert wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vorteil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vorteil, daß man von nichts ausgeschloßen ist; denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, wenn man in einer größeren Stadt gar nichts davon gewahr wird." Später klagte er, daß die „kahle Ehre," die ihm von Wien erwiesen worden, ihm künftig einigen Aufwand verursache, auf den nicht gerechnet gewesen, und er tröstete sich mit der Aussicht, daß der Churfürst von Aschaffenburg (Dalberg) ihm, sobald er selbst etwas haben werde, auch etwas gebe. (Wie sich in der Folge zeigte, gab ihm Dalberg seit 1803 ein Jahrgehalt von 1000 Thalern.)

Der in Schillers Mitteilung an Körner erwähnte A. v. Kotzebue, der als rußischer Collegienrat in Weimar lebte und alle übeln Leidenschaften der weimarischen Gesellschaft aufregte, war von Goethe zurückstoßend behandelt worden und sann dafür auf Vergeltung. Die alberne Sucht der Vergleichung zwischen Schiller und Goethe, um den einen über den andern zu stellen, die schon damals sehr weit um sich gefreßen, meinte er, werde ihm dabei zu statten kommen. Er wollte eine Apotheose Schillers veranstalten. Am 5. März 1802 sollte dieser, natürlich imaginär, auf dem weimarischen Stadthause gekrönt werden. Scenen aus Don Carlos und der Jungfrau sollten die Festlichkeit einleiten, Sophie Mereau die Glocke recitieren, Kotzebue selbst, nachdem er als Vater Thibaut geschäfert, als Glockengießer eine Glockenform von Pappdeckel entzweischlagen; mit seinem letzten Streich sollte die Form zerspringen und Schillers sichtbar gewordne Büste von Frauenhänden mit dem Lorber geschmückt werden. Der gefällige Wieland hatte seine Anwesenheit zugesagt, Schiller war eingeladen, hatte aber bei Goethe geäußert, er werde sich wohl krank schreiben. Der Oppositionsplan

ſcheiterte zuerſt an Heinrich Meyers Weigerung, als Conſervator die in der Bibliothek aufgeſtellte kleinere Büſte Schillers von Dannecker herzugeben, und noch entſchiedener an der Erklärung des Bürgermeiſters, den Stadthausſaal nicht zum Theater umſchaffen zu wollen.*) Schiller ſchrieb ſpottend darüber an Goethe, der fünfte März ſei ihm glücklicher vorübergegangen als dem Cäſar der funfzehnte, und fügte dann eine Bemerkung über Wieland hinzu, die Goethe bei der Herausgabe des Briefwechſels zu unterdrücken für zweckmäßig hielt.

Seit der Vollendung der Jungfrau v. Orleans war nun ein volles Jahr verfloßen, ohne daß Schiller zu einer größern ſelbſtſtändigen Arbeit gelangte; weder Turandot noch die Bühnenbearbeitungen ſah er für voll an. Den Warbeck ſchob er ſich immer weiter hinaus, teils weil er des Stoffes ſicher war, teils weil die Schwierigkeiten der Behandlung ſich in der Arbeit ſelbſt größer zeigten als es den Anſchein gehabt. Schon ſeit Anfang Febr. 1802 war das Intereſſe an Warbeck einem mächtigeren gewichen, das ihn mit einer Kraft und Innigkeit anzog, wie es ihm lange nicht begegnet war. Sechs Wochen lang kam er freilich nicht über den Moment der Hofnung und der dunkeln Ahnung hinaus, aber der Gegenſtand war ihm fruchtbar und viel verſprechend und er wuſte, daß er ſich auf dem rechten Wege befand. Deutlicher verriet er Goethe, dem er dies ſchrieb, den Stoff nicht, und auch an Körner, gegen den er ſich über die Vernachläßigung des Warbeck entſchuldigte, gab er (am 17. März 1802) nur allgemeine Andeutungen über das Sujet, das er getroſt auf die Jungfrau v. O. könne folgen laßen, das aber Zeit fordre, da es ein gewagtes Unternehmen ſei und wert, daß man alles dafür thue. Dem Dresdner Freunde nannte er den Helden, der ihn anzog (Tell) erſt im September,

*) Schwab S. 574, wo die Geſchichte irrig ins J. 1803 verlegt wird. Vergl. oben S. 238.

als er ſich bereits für die frühere Ausarbeitung eines andern Planes entſchieden hatte, für die Braut von Meſſina.

Die alte Fabel des Bruderzwiſtes um die Geliebte, die ſeit Leiſewitz' Julius von Tarent und Klingers Zwillingen vielfach bearbeitet war und auch den eigentlichen Anſtoß zu den Räubern gegeben hatte, war wieder in den Vordergrund getreten und bei Schillers Aufenthalt in Dresden (Sommer 1801) in neuer Geſtaltung ſchon ſo weit lebendig geworden, daß der Dichter das Sujet der feindlichen Brüder dem Freunde damals erzählen konnte. Ueber dem langen Hin- und Herſchwanken von einem Stoffe zum andern griff er zunächſt nach dieſem, teils weil er damit in Abſicht auf den Plan, der ſehr einfach war, am weiteſten gekommen, teils weil er eines gewiſſen Stachels von Neuheit in der Form bedurfte und einer ſolchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre, was ihm hier wirklich der Fall zu ſein ſchien: „denn das Stück läßt ſich wirklich zu einer äſchyleiſchen Tragödie an.“ Auch muſte er etwas wählen, das ſich nicht lang hinauszog, weil er nach der langen Pauſe notwendig bedurfte, wieder etwas fertig vor ſich zu ſehen. Im Sept. 1802 vermaß er ſich, auf jeden Fall am Ende des Jahres damit fertig zu ſein, weil das Stück zum Geburtstage der Herzogin (30. Jan.) 1803 aufgeführt zu werden beſtimmt war. Anfangs gieng die Arbeit fleißig und erfolgreich von ſtatten; am 15. Nov. waren 1500 Verſe bereits fertig. Die ganz neue Form hatte ihn verjüngt, oder vielmehr das Antikere hatte ihn ſelbſt altertümlicher gemacht: „denn die wahre Jugend iſt doch in der alten Zeit.“ Körner ſcheint in einem verlornen Briefe um Neujahr die Vollendung des Stückes, wie Schiller ſie verheißen hatte, erwartet zu haben. Schiller antwortete (7. Jan. 1803): „Du haſt mir diesmal zu viel zugetraut, wenn du glaubteſt, daß ich ſobald mit meinem Werke fertig ſein würde. Bei mir geht es ſo raſch nicht, weil ich gar zu oft durch meine unſtäte Geſundheit und Schlafloſigkeit unterbrochen werde, und wegen zerſtörten Kopfes oft

wochenlang pauſieren muß. Demohngeachtet bin ich nicht weit mehr vom Ziele, und denke in den erſten Tagen des Februars fertig zu ſein. Das Stück iſt von der Länge eines gewöhnlichen Fünfacten-Stückes, und wenn ich bedenke, daß ich ſeit der Mitte Auguſt erſt an die Ausführung gegangen, ſo bin ich noch immer mit meinem Fleiße zufrieden. Für das Theater möchte es aber keine Speculation ſein und am wenigſten für das Dresdener, weil man da auf das Poetiſche gar nicht eingerichtet iſt. Die Handlung wird zwar theatraliſch genug ſein, aber die Ausführung iſt durchaus zu lyriſch für den gemeinen Zweck, und ich darf mit gutem Gewißen hinzuſetzen, für das Talent gemeiner Schauſpieler zu antik." Am 27. Jan. hatte er die vielen zurückgelaßnen Lücken in den erſten vier Acten ausgefüllt und ſah auf dieſe Weiſe wenigſtens fünf Sechsteile des Ganzen fertig und ſäuberlich hinter ſich, und das letzte Sechsteil, „welches ſonſt immer das wahre Feſtmahl der Tragödiendichter iſt", gewann auch einen guten Fortgang. Aber er meinte noch vierzehn Tage Arbeit vor ſich zu haben, ſo gern er auch gewünſcht hätte, das Werk noch auf den 8. Febr., „als den Geburtstag des Archichancelier" (Dalberg) fertig zu bringen, um ihm, der ſich mit einem ſchönen Neujahrspräſent eingeſtellt hatte, ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeugen. Bei angeſtrengtem Willen und glücklicher Geſundheit gelang das kaum Erwartete. Am 31. Jan. konnte der Dichter dem Freunde Humboldt melden, daß die Braut v. M. beendigt. Er hatte ſich in der Kataſtrophe viel kürzer gefaßt, als er erſt gewollt. Der Herzog von Meiningen hatte etwas von der Vollendung des Stücks erfahren und den Wunſch geäußert, es zu hören. Da ihm Schiller als ſeinem Dienſtherrn einige Aufmerkſamkeit ſchuldig zu ſein fühlte und es ſich gerade traf, daß er des Herzogs Geburtstag dadurch feierte, ſo entſchloß er ſich, es in einer Geſellſchaft von Freunden und Bekannten und Feinden vorzuleſen. Dieſer „ſehr gemiſchten Geſellſchaft von Fürſten, Schauſpielern, Damen und Schulmeiſtern" producierte er es denn am 4. Febr. mit großem

und übereinſtimmendem Effecte. Die Furcht und der Schrecken erwieſen ſich in ihrer ganzen Kraft, auch die ſanftere Rührung gab ſich durch ſchöne Aeußerungen kund; der Chor erfreute allgemein durch ſeine naiven Motive und begeiſterte durch ſeinen lyriſchen Schwung. Dieſer Erfolg machte ihm etwas mehr Hofnung, das Stück mit ſammt dem Chore auch auf die Bühne bringen zu können. Es ſchien ihm nichts weiter nötig, als daß er den Chor, ohne an den Worten das Geringſte zu verändern, in fünf oder ſechs Individuen auflöſe, womit er ſich gleich nach der Vorleſung beſchäftigte. Schon am 8. Febr. hatte ſich der Chor in einen Cajetan, Berengar, Manfred, Bohemund, Roger und Hippolyt, ſo wie die zwei Boten in einen Lanzelot und Olivier verwandelt, ſo daß das Stück nun von Perſonen wimmelte. Am 27. Febr. war Leſeprobe und am 19. März fand die erſte Vorſtellung, am 26. die Wiederholung ſtatt. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich ſtark, auch imponierte das Stück dem jüngern Teile des Publikums ſo ſehr, daß man dem Dichter nach der Aufführung am Schauſpielhauſe ein Lebehoch brachte, „welches man ſich ſonſt in Weimar noch niemals herausnahm.“ Ueber den Chor und das vorwaltend Lyriſche in dem Stücke waren die Stimmen ſehr geteilt. Schiller fand es natürlich, da noch ein großer Teil des ganzen deutſchen Publicums ſeine proſaiſchen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerke nicht ablegen könne. Es ſei der alte und ewige Streit, den man beizulegen nicht hoffen dürfe. Er ſelbſt habe, erklärte er, in der Vorſtellung der Braut von Meſſina zum erſtenmale den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen. Der Chor hielt das Ganze treflich zuſammen und ein hoher furchtbarer Ernſt waltete durch die ganze Handlung; Goethe war es auch ſo ergangen;*) er meinte,

*) Der Effect iſt ſehr groß, und Goethe meint, es wäre eine neue Forderung aufgeſtellt bei Theaterſtücken, und man würde ſich nach und nach daran gewöhnen. Goethe hat eine unausſprechliche Freude daran. Lotte Schiller an Fritz Stein 31. März 1803. S. 159.

der theatraliſche Boden ſei durch dieſe Erſcheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden. Der Schwerpunkt der Tragödie, deren innere Unmöglichkeit Schiller nicht bemerkte und die auch gegenwärtig bei Darſtellungen kaum wahrgenommen wird, lag im Chor, oder dem Surrogat des Chors der Tragödie bei den Alten. Im Mai 1803 beſchäftigte ihn die Ausarbeitung der Abhandlung über den tragiſchen Chor, die er an die Spitze des Stücks ſtellte. Schon früher (10. März 1803) hatte er gegen Körner ſich über den Chor herausgelaßen, und zwar, daß er darin einen doppelten Charakter darzuſtellen hatte, einen allgemeinen menſchlichen nämlich, wenn er ſich im Zuſtande der ruhigen Reflexion befindet, und einen ſpecifiſchen, wenn er in Leidenſchaft gerät und zur handelnden Perſon wird. „In der erſten Qualität iſt er gleichſam außer dem Stücke und bezieht ſich alſo mehr auf die Zuſchauer. Er hat, als ſolcher, eine Ueberlegenheit über die handelnden Perſonen; aber blos diejenige, welche der Ruhige über den Paſſionierten hat, er ſteht am ſichern Ufer, wenn das Schiff mit den Wellen kämpft. In der zweiten Qualität, als ſelbſthandelnde Perſon, ſoll er die ganze Blindheit, Beſchränktheit, dumpfe Leidenſchaftlichkeit der Maſſe darſtellen, und ſo hilft er die Hauptfiguren herausheben.“ Das Ideencoſtüm, das er ſich erlaubte, rechtfertigte er dadurch, daß die Handlung nach Meſſina verſetzt iſt, wo ſich Chriſtentum, griechiſche Mythologie und Mahomedanismus wirklich begegnet und vermiſcht hatten. „Das Chriſtentum war zwar die Baſis und die herſchende Religion; aber das griechiſche Fabelweſen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Städte ſelbſt, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Märchenglaube, ſo wie das Zauberweſen ſchloß ſich an die mauriſche Religion an. Die Vermiſchung dieſer drei Mythologien, die ſonſt den Charakter aufheben würde, wird alſo hier ſelbſt zum Charakter. Auch iſt ſie vorzüglich in den Chor gelegt, welcher einheimiſch und ein lebendiges Gefäß der Tradition iſt.“ — Die Anwendung des Chores ſelbſt war eine Verirrung, ſchon deshalb, weil Worte, die von

vielen zu gleicher Zeit geſprochen werden, unverſtändlich ſind. Im Schauſpiel, dem ernſten ſowol wie dem heitern, die beide vorwiegend durch das Wort wirken und deshalb dem Hörenden überall vor dem Schauenden den größern Genuß gewähren ſollen, kann der vielſtimmig zugleich geſprochene Laut nur verwirren und das Bild eines Aufruhrs darbieten, wo der Hörende wie der Schauende den Eindruck ruhiger Betrachtung oder förderlicher Teilnahme an der Handlung empfangen ſollte. In der Braut v. Meſſina war äußerlich der genaueſte Anſchluß an die Tragödie des helleniſchen Altertums bezweckt; je vollſtändiger dieſer Zweck erreicht war, deſto weiter hatte ſich die Form von der heimiſchen entfernt, und der Schritt, der ſeiner überraſchenden Neuheit wegen als Schritt zur Vollendung angeſehen werden konnte, muſte bei reiſerer Ueberlegung als Fehltritt erkannt werden. Schillers Vorgang hat deshalb niemand verführt; der Chor hat keine Aufnahme gefunden und wird ohne Muſik niemals Eingang gewinnen. Schiller ſelbſt war gezwungen ſeinen Chor zu zerſtören, und während er meinte durch Zerlegung deſſelben in viele einzelne Perſonen die Schauſpieler dahin zu bringen, daß ſie den Chor ſpielen ſollten, ohne es zu merken, hatte er ſelbſt nicht gemerkt, daß er durch dieſe nachgiebige Zerſetzung des Ganzen in einzelne Namen die Zwecke aufgegeben hatte, die ihm urſprünglich vor Augen ſtanden. Die Umwandlung des Chors in einen Cajetan, Bohemund u. ſ. w. machte andere Forderungen rege, die ſich nicht befriedigen ließen; jene neu geſchaffnen Perſonen, die Berengare, Hippolyte u. ſ. w. durften, wenn die ſchillerſchen ſtrengen Anforderungen an das Drama überhaupt gelten ſollten, nun nicht blos etwas ſprechen was für die Situation geeignet war, ſondern jedes Wort muſte ihrem individuellen Charakter gemäß ſein und keiner von allen hatte einen ſolchen Charakter; ſie traten willkürlich geſondert aus der Allgemeinheit des Chors hervor und konnten deshalb nichts anderes bedeuten als Splitter des Ganzen; im ſchillerſchen Drama aber muſte jede redende Perſon ein organiſcher Beſtandteil des Ganzen ſein.

Die ſchon mehrfach erwähnte Vorliebe des Herzogs Karl Auguſt

für französische Theaterstücke (221. 372 f.) war nachhaltig und drängte die weimarischen Freunde von Zeit zu Zeit wieder aus ihrer classischen Region auf das Feld der französischen Dramatik. Schon zu Anfang des Jahres 1803 hatte der Herzog gewünscht, Schiller möge die neuesten französischen Theatralia lesen, um sie für das Bedürfnis des Theaters zu berücksichtigen. Am 27. Jan. beschäftigte sich Schiller damit, hatte aber bis dahin noch nichts darunter gefunden, das ihn erfreut oder das sich nur irgend zu einem Gebrauch qualificiert hätte. Bei dieser Gelegenheit lernte er in einer französischen Uebersetzung den Alfieri kennen, der ihn zwar keineswegs befriedigte (wie alle Bühnenstücke nie einen Dichter befriedigen werden), von dem er aber rühmte, daß er einem den Gegenstand zu einem poetischen Gebrauche zubringe und die Lust erwecke, ihn zu bearbeiten, ein Beweis zwar, daß er selbst nicht genüge, aber doch ein Zeichen, daß er ihn aus der Prosa und Geschichte glücklich herausgewunden habe. — Erst als er die Braut von Messina beendet hatte, nahm er, wahrscheinlich vom Herzoge wieder erinnert, zwei französische Lustspiele genauer durch, teils „zur Erholung", teils „um der theatralischen Novität willen." Am 28. März hatte er schon mit der Uebersetzung begonnen und hoffte mit beiden in einigen Wochen fertig zu sein. Dem einen schrieb er viele Verdienste zu und hätte eine ernstliche Bearbeitung für angemeßen gehalten (der Parasit), das andre (den Neffen als Onkel) nannte er ein leichtes Intriguenstück, das unterhalte und sein halbes Dutzend Vorstellungen auf jedem Theater aushalten könne. Bis zum 12. Mai war er mit beiden fertig und beeilte sich, sie an die Theater abzusenden. Am 30. Mai war der Neffe als Onkel in Weimar schon gegeben und hatte das Publicum sehr belustigt, „machte sich auch wirklich recht hübsch." Das Stück war mit vieler guten Laune gespielt worden, ob es gleich nicht zum besten einstudiert war und die weimarischen Schauspieler gern „sudelten", wenn sie nicht durch den Vers in Respect gehalten wurden. Das zweite Stück, von Picard, konnte damals nicht mehr einstudiert werden, da die beiden Hauptdarsteller, Graff

und Becker, in einem andern für Lauchstedt bestimmten Stücke (die Betrogenen, nach dem Franz., von G. A. Chr. Niemeyer) viel zu thun hatten.

Um sich eine Zerstreuung zu gönnen, reiste Schiller allein nach Lauchstedt, wo er am 1. Juli 1803 nach 7 Uhr Abends eintraf. Der Ort machte einen recht angenehmen Eindruck auf ihn; die Allee und alle Anlagen umher waren heiter; auch fand ers sehr volkreich und dabei ganz zwanglos, so daß er sich in der Masse der Menschen gern fortbewegte. Er hatte Mühe, eine Wohnung zu finden, und nur nach vielem Umherfragen fand man eine für ihn aus, zwischen der Allee und dem Komödienhaus, die sehr hübsch gelegen war, zu ebner Erde an einem Garten, wo die andern Hausnachbarn ihm völlig fremd waren und ihn nicht genierten. Er aß in dem großen Salon, den er sehr schön fand; hundert bis hundert und zwanzig Gäste pflegten sich einzufinden und es gieng dabei sehr lustig her. Es waren viele sächsische, auch einige preußische Officiere dort und viele Damen, worunter es recht hübsche Gesichter gab. Alle Abend wurde nach dem Souper getanzt und die Dudelei währte den ganzen Tag. Am 3. Nachmittags kam der Prinz Eugen von Würtemberg an, dem es gefiel, daß er sich in der Masse verlieren konnte und gar keine Rücksicht auf ihn genommen wurde. Von seiner Ankunft an war er stets mit Schiller zusammen und besuchte mit ihm auch das Schauspiel, wo am 3.*) die Braut von Messina vor sehr vielen Zuschauern gegeben wurde. Während des Spiels brach ein schweres Gewitter aus, wobei die Donner-

*) Nach dem Briefe Schillers an seine Frau in dem Leben von Karoline v. Wolzogen, 1851. S. 305. Graff gibt im Schilleralbum S. 87 als Tag der Aufführung den 11. Juni (nicht Juli, wie Schwab citiert) 1803 an. Nach Schillers Briefe wurde am folgenden Tage (4. Juli) die Natürliche Tochter gegeben und da diese nach den Briefen an Goethe (6, 201) am 6. Juli als beifällig aufgenommen bezeichnet wird, Schillers Badeaufenthalt im Juni auch allen übrigen Angaben der Correspondenzen widerspricht, so muß Graffs im übrigen glaubwürdige, zum Teil aber wol aus dem Buche der Wolzogen entlehnte Erzählung auf einem Gedächtnisirrtum beruhen.

ſchläge und beſonders der Regen ſo heftig erſchallte, daß eine Stunde lang man faſt kein Wort der Schauſpieler verſtand und die Handlung nur aus der Pantomime erraten muſte. Wenn ſehr heftige Blitze kamen, ſo flohen viele Frauenzimmer aus dem Hauſe; doch wurde zu Ende geſpielt und die Schauſpieler hielten ſich ganz leidlich. Luſtig und fürchterlich zugleich war der Effect, wenn bei den gewaltſamen Verwünſchungen des Himmels, welche die Iſabella im letzten Act ausſpricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chors: Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen, Wenn dumpftoſend der Donner hallt, Da, da fühlen ſich alle Herzen In des furchtbaren Schickſals Gewalt, fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, ſo daß Graff, der den ältern Chorführer ſpielte, ex tempore eine Geſte dabei machte, die das ganze Publicum ergriff. Es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hauſe, man hörte keinen Athem und ſah nur todbleiche Geſichter. Nach der Vorſtellung kam Schiller noch auf die Bühne und begrüßte jeden der Vorſtellenden aufs freundlichſte; auch auf Graff gieng er zu und ſagte in einem liebreichen etwas näſelnden Tone: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu paſſe; ſchwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck geſprochen werden.“ Als er am nächſten Tage das leere Schauſpielhaus beſichtigte, ſah man die häßlichen Spuren des hereingedrungenen Regens an der ſchön gemalten Decke. — Niemeyers aus Halle, die zur Aufführung der Natürlichen Tochter nach Lauchſtedt gekommen waren, nahmen Schiller das Verſprechen ab, dorthin zu kommen. Freitag d. 8. Juli machte er den Ausflug, von dem er ſchon ſpät Abends zurückkehrte. Montag 11. Juli wohnte er noch einer Aufführung der Jungfrau v. Orleans in Lauchſtedt bei und kehrte Donnerstag oder Freitag (15. Juli) nach Weimar zurück, ganz wol zufrieden mit der kleinen Zerſtreuung; indeſſen betrachtete er als die größte Ausbeute, die er zurückbrachte, die Freude, wieder zu Hauſe zu ſein. Im September reiste der König v. Schweden durch Weimar und ließ ſich den

Dichter vorſtellen. Als ein Zeichen ſeiner Zufriedenheit wegen der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, die der ſchwediſchen Nation ſo rühmlich ſei, überraſchte und erfreute er Schiller durch das Geſchenk eines Brillantringes. „Wir Poeten, ſchrieb dieſer ſeinem Schwager Wolzogen nach Petersburg, ſind ſelten ſo glücklich, daß die Könige uns leſen, und noch ſeltener geſchiehts, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geſchäftsleute habt eine größere Affinität zu dieſen Koſtbarkeiten; aber unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ Doch war das Reich des Schwedenköniges auch dem irdiſchen Wandel unterthan. Der König Guſtav IV., der damals den Weltbezwinger bezwingen wollte, hatte nach ſeiner Entthronung (1809) als Oberſt Guſtaſſon keine Brillantringe mehr zu verſchenken. (Er ſtarb als Bürger zu Baſel im Rößlin am 7. Febr. 1837.)*)

Nach der Vollendung der Braut v. Meſſina war für Schiller wieder eine Zeit der Unſchlüßigkeit und des Schwankens zwiſchen den Stoffen eingetreten; zuerſt wurden die Malteſer wieder hervorgeſucht, um das Eiſen zu erwärmen und zu ſchmieden; ſie blieben aber auch diesmal wieder liegen und diesmal ſchon deshalb, weil das „Ideencoſtüm“ der Braut hier ſehr bequem zur Hand lag und mit Einförmigkeit und Wiederholungen gefährlich werden konnte. Einige Gedichte (Das Siegesfeſt, zu dem vor anderthalb Jahren Goethes Kränzchen die Idee gegeben, wurde im Mai fertig; etwa gleichzeitig der Graf von Habsburg) ſtellten ſich in der Zwiſchenzeit ein; hin und wieder erfreute und zerſtreute ein Beſuch, wie im Auguſt der des Strasburgers Arnold, der an dem deutſchen Weſen mit Ernſt und Liebe hieng und es ſich ſauer hatte werden laßen, etwas zu lernen. Erſt nach der Lauchſtedter Reiſe gieng Schiller mit Eifer

*) Schillers Wunſch, daß dieſem erſten Vogel bald andre nachfolgen möchten, gieng im folgenden Jahre in Erfüllung. Wolzogen brachte ihm von der regierenden Kaiſerin aus Petersburg einen koſtbaren Ring mit; ſie hatte viel Geſchmack an dem Carlos gefunden. Körner 4, 376.

an eine neue Arbeit, die er schon früher geheimnisvoll angedeutet aber nicht genannt hatte (vgl. S. 402).

Auf der Schweizerreise des Jahres 1797 hatte Goethe den Einfall gehabt, den Tell zum Helden eines epischen Gedichtes zu wählen, ein Einfall, der bei ihm und vollends bei diesem Stoffe in jener Zeit nicht lange andauern konnte und durch die Bemerkungen, die Schiller über die Behandlung machte (vgl. S. 209), vollends verleidet werden muste und wirklich verleidet wurde (vgl. S. 213). Es wäre kaum erforderlich zu sagen, daß Schiller ganz selbstständig den Gegenstand aufnahm, wenn nicht aus dem misgedeuteten Ausdrucke, Goethe habe dem Freunde den Stoff abgetreten, Folgerungen gezogen wären, die Schiller in einer Art von Abhängigkeitsverhältnis zu Goethe erscheinen ließen. Schon im Sommer 1801 muste sich das Gerücht verbreitet haben, daß er einen Wilhelm Tell bearbeite; schon vor seiner Dresdner Reise erhielt er deshalb Anfragen aus Berlin und Hamburg. Was ihm bis dahin niemals in den Sinn gekommen, ließen ihm die immer wiederholten Anfragen nun beinahe als Pflicht erscheinen; er fieng an, Tschudi zu studieren und wurde durch den treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist dieses Schriftstellers poetisch gestimmt. Schon im März 1802 war er von dem Gegenstande lebhaft angezogen; im September desselben Jahres schrieb er Körner, der Tell scheine zwar einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig, da die Handlung dem Orte und der Zeit nach ganz zerstreut auseinander liege, großenteils eine Staatsaction sei und (das Märchen mit dem Hute und Apfel ausgenommen) der Darstellung widerstrebe; aber er habe doch schon so viel poetische Operationen mit derselben vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus- und ins Poetische eingetreten sei. Von allen Erwartungen, die das Publicum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoff mitbringen mochte, ganz abzusehen, hielt er für billig, aber die Aufgabe blieb dennoch schwer genug, denn es blieb eine sehr hohe poetische Forderung zu er-

füllen, weil hier ein ganzes, localbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptsache war, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Notwendigkeit und Wahrheit zur Anschauung gebracht werden sollte. Indessen standen schon die Seulen des Gebäudes fest und er hoffte einen soliden Bau zu Stande zu bringen. Im August des folgenden Jahres bemühte er sich noch immer um den widerstrebenden Stoff, stand er noch immer auf dem alten Fleck, bewegte er sich noch immer um den Waldstettersee. Im September arbeitete er ernstlich daran, fühlte sich aber noch immer bald angezogen, bald abgestoßen. Er bat Körner um Nachweisung guter Schriften über die Schweiz*), da er, bei der großen Bedeutsamkeit des Localen an diesem Stoffe, gern so viel möglich örtliche Motive zu nehmen wünschte. „Wenn mir die Götter günstig sind, fügte er hinzu, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." Sehr zu Hülfe kam ihm für die Stimmung eine Aufführung des Julius Cäsar von Shakespeare, die Goethe am 1. Oct. auch in dem Sinne stattfinden ließ, um des Freundes Arbeit dadurch zu fördern. Im November war er ziemlich in seinem Stück. Dann machte die Anwesenheit der Staël (S. 240)

*) Körner scheint ihm (der Briefwechsel sagt freilich nichts davon) J. G. Ebel's Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz (Appenzell und Glarus) Tübingen, Cotta 1798—1800. II. 8. nachgewiesen zu haben. Goethes Angabe bei Eckermann 1, 305, daß er ihm alles erzählt habe, was von Schweizerlocalität im Tell vorkomme, beruht auf einer Gedächtnistäuschung Goethes oder Eckermanns. In solcher Art ließ sich Schiller nicht belehren, der auf Körners Rat im Gespräch mit J. v. Müller selbst das genauere Eingehen auf den Gegenstand und die schweizerischen Localitäten vermied, um nicht in seinen Vorstellungen gestört zu werden. Wie die Schilderung des wallenden, siedenden, brausenden, zischenden Waßers, die nur von einem Mühlbach hergenommen war, sich beim Schaffhauser Rheinfall probehaltig erwiesen (S. 209), so wurden die idealisch-treffenden Schweizer Localfarben mit Hülfe von Meiners Briefen über die Schweiz (Berl. 1784—91) und Ebels Buche nach kleinen beschränkten von Schiller gesehenen Gebirgsgegenden hergenommen. Die intuitive Phantasie war mächtiger als das eigne Schauen. Goethes Schweizerreisen und Jery und Bätely konnten sich in Treue der Localfarbe nicht mit dem Tell meßen.

mannigfache Unterbrechungen, aber die Arbeit war zu lebhaft in Fluß geraten, um wesentlich gehemmt werden zu können. Er hatte das Stück der Berliner Bühne auf Ende Februar versprochen. Am 15. Jan. 1804 hatte Goethe den ersten Act gelesen: „das ist denn freilich kein erster Act, sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches," schrieb er, und ihm war seinem ersten Anblick nach alles so recht, worauf es denn doch bei Arbeiten, die auf einen gewissen Effect berechnet seien, wol hauptsächlich ankomme. Wenige Tage darauf war das Rütli im Reinen, das Goethe am 18. Jan. „alles Lobes und Preises wert" zurücksandte; den Gedanken, gleich eine Landesgemeinde zu constituieren, fand er fürtreflich, sowol der Würde wegen als der Breite, die es gewähre. Im Februar, dem Ziele der Arbeit nahe, suchte Sch. sich sorgfältig vor allem zu hüten, was ihm die nötige letzte Stimmung rauben oder verkümmern könnte, besonders aber vor allen französischen Freunden. Er lehnte deshalb eine Einladung Goethes auf die Staël und B. Constant ab und bat den Freund, ihn mit der evangelisch christlichen Liebe zu entschuldigen, die er ihm in ähnlichen Fällen gleichermaßen bereit zu halten versprach. Am 19. Februar übersandte er Goethe das Stück, für das er nichts weiter zu thun wuste. Goethe fand das Werk fürtreflich geraten und hatte einen schönen Abend dabei. Erst am 12. März erhielt Körner eine Abschrift zum raschen Durchlesen und mit der Bitte, sie nicht aus dem Zimmer zu geben, auch nicht dem besten Freunde. In Weimar fand die erste Aufführung am 17. März statt und machte einen größern Effect, als die früheren Stücke. Schiller nahm für die weimarische Bühne eine wesentlich verkürzende Bearbeitung vor; der ganze fünfte Act war weggelaßen, weil man des Kaisermordes nicht erwähnen wollte; auch waren viele Personen in wenige verwandelt, viel schwierige und bedenkliche Stellen weggelaßen.

Als der Dämon im Dec. 1803 die französische Philosophin, Frau v. Staël, von Frankfurt gegen Weimar heranführte, trö-

ſtete Schiller ſich und Goethe damit, wenn ſie nur deutſch verſtehe, würden ſie unzweifelhaft über ſie Meiſter werden; „aber unſre Religion in franzöſiſchen Phraſen ihr vorzutragen und gegen ihre franzöſiſche Volubilität aufzukommen, iſt eine zu harte Aufgabe.“ Der erſte Zuſammenſtoß wurde dadurch pariert, daß Goethe ſich in Jena feſtſtemmte (S. 240). Auf die Dauer war damit nicht geholfen. Als Goethe noch in Jena ausharrte, hatte Schiller ſchon ins Feuer müßen. Am 15. Dec. geriet er mit ihr über die kantiſche Philoſophie in Dispüt, was der Frau von Stein in den Prachtzimmern im ſtattlichen Zirkel des Hofes poſſierlich genug vorkam. Zum Bedauern dieſer Dame konnte Schiller nicht genug franzöſiſch, um die Franzöſin, die gar kein Deutſch verſtand, über Kant zu belehren. Am 16. machten Schiller und Wieland der Philoſophin ihren Beſuch. Am 21. Dec. ſchrieb Schiller an Goethe, der noch immer nicht aus Jena herbeizuzaubern war, über die Erſcheinung, ſie ſei ganz aus einem Stück und kein fremder falſcher und pathologiſcher Zug in ihr. Dies mache, daß man ſich trotz des immenſen Abſtandes der Naturen und Denkweiſen vollkommen wol bei ihr befinde, alles von ihr hören und ihr alles ſagen möge. „Die franzöſiſche Geiſtesbildung ſtellt ſie rein und in einem höchſt intereſſanten Lichte dar. In allem, was wir Philoſophie nennen, folglich in allen letzten und höchſten Inſtanzen, iſt man mit ihr im Streit und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl iſt beßer als ihre Metaphyſik und ihr ſchöner Verſtand erhebt ſich zu einem genialiſchen Vermögen. Sie will alles erklären, einſehen, ausmeßen; ſie ſtatuiert nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt nichts für ſie vorhanden. Darum hat ſie eine horrible Scheu vor der Idealphiloſophie, welche nach ihrer Meinung zur Myſtik und zum Aberglauben führt, und das iſt die Stickluft, wo ſie umkommt. Für das, was wir Poeſie nennen, iſt kein Sinn in ihr; ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und All-

Digitized by Google

gemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Die Klarheit, Entschiedenheit und Lebhaftigkeit ihrer Natur können daher nicht anders als woltätig wirken. Das einzige Lästige ist, die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können."*) Schiller kam aber, trotz seiner geringen Fertigkeit im Französischsprechen, ganz leidlich mit ihr fort. Allein auf die Dauer wurde dies unter allen lebendigen Wesen beweglichstes, streitfertigstes und redseligstes, trotzdem daß es wirklich interessant war, lästig und überlästig, so daß beide Freunde (und wol ganz Weimar mit ihnen) ihre Abreise nach Berlin zu Anfang März als eine Erleichterung betrachteten. — Kaum größere Befriedigung gewährte der Abgang Böttigers, des geschäftigen Freundes Ubique, zu dessen Acquisition für Dresden zu Anfang des J. 1804 Schiller den Weimarern Glück wünschte. Persönlich hatte Schiller von der Allerweltsgeschäftigkeit dieses Mannes weniger als Andre zu leiden gehabt; nur in Bezug auf seine Theaterstücke, die einmal wenigstens bestimmt durch Böttiger (S. 214) veruntreut wurden, glaubte er sich beschweren zu müßen. Die Anzeigen, die Böttiger für aller Welt Blätter schrieb und in denen er Schillers Dichtungen durch Aushebung s. g. schöner Stellen „zerfetzte," waren besonders Schiller verdrießlich. — Ein wirklicher Verlust für die Welt, der er geistig angehörte, weniger für Weimar, wo die irdischen Anziehungen und Abstoßungen empfindlich wirkten, war es als Herder am 21. Dec. 1803 starb. Schiller hatte niemals zu dem

*) In einem Briefe vom 5. Jan. 1804 berichtet er, „sie belebt durch ihren geistreichen und interessanten Umgang die ganze Societät. Sie ist in der That ein Phänomen in ihrem Geschlecht; an Geist und Beredsamkeit mögen ihr wenige Männer gleich kommen, und bei alledem ist keine Spur von Pedanterie oder Dünkel. Sie hat alle Feinheiten, welche der Umgang der großen Welt gibt und dabei einen seltenen Ernst und Tiefe des Geistes, wie man sonst nur in der Einsamkeit sie erwirbt." Niedersächs. Ztg. (Hannover 23. April 1851) N. 94.

herben Manne ein Herz faßen können; als er zuerſt in Weimar auftrat, führte er ſich auch bei Herder ein, mehr durch den Ruf deſſelben als durch perſönliche Neigung geleitet; die Verbindung wurde nie fruchtbar und löste ſich bald ganz. Später, als Schiller mit Goethe den Freundſchaftsbund geſchloßen, ſah er „den Alten auf dem Topfberge" nur mit Goethes Augen an und Herder ſeinerſeits, in ſeiner „Vorliebe für das Alte und Vermoderte" gegen alles Neue und Lebendige verbittert und ungerecht, urteilte über Schillers Schöpfungen ebenſo ſpöttiſch wegwerfend, wie Schiller über die ſeinen ſchonungslos verachtend. Aber die Verbitterung griff tiefer und wurde perſönlich. Als Herder im Sept. 1803 in Dresden war und über Körners Erwartung dort bei der vornehmen Claſſe und ſelbſt der herrnhutiſchen Partei Glück machte, da er ſich mit viel Leichtigkeit und Gewandtheit den Leuten zu accommodieren verſtand, ohne gerade zu ihnen niederzuſteigen, erkannte Schiller in des Freundes Schilderung den Mann ganz wie er war und fügte hinzu: „er iſt zu einem vornehmen katholiſchen Prälaten geboren, genialiſch flach und oratoriſch geſchmeidig, wo er gefallen will." Nach Herders Tode nannte er (5. Jan. 1804) denſelben „einen wahren Verluſt nicht nur für Weimar, ſondern für die ganze literariſche Welt." — Ein anderer Verluſt für Schiller fiel in dieſe Zeit. Am 5. Jan. ſchrieb er: „Der Tod des guten Herzogs von Meiningen hat uns recht herzlich betrübt. Ich hatte ihn in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen und er verdiente auch als ein guter Menſch Achtung und Liebe." Der Herzog war ſein eigentlicher Dienſtherr (S. 319. 404), aber der Tod deſſelben hatte keinen Einfluß auf Schillers Stellung. Als er ſich im Frühjahr 1804 auswärts nach einer Verbeßrung ſeiner Lage umſah, war wenigſtens dieſer Todesfall dabei nicht mitwirkend.

Iffland hatte Schiller eingeladen, nach Berlin zu kommen, um dort der Vorſtellung einiger ſeiner Stücke beizuwohnen. Schiller entſchloß ſich raſch und führte den Entſchluß raſch aus. Mit ſei-

ner Frau und den beiden Knaben Karl und Ernſt traf er Anfang Mai (1804) in Berlin ein*) Am 4. Mai beſuchte er mit ſeiner Frau Iffland in ſeinem Hauſe im Thiergarten, „ordentlich ein Ideal von Gartenwohnung, ſehr artig gebaut; die waldige Hecke verbarg den Sand.“ Abends wurde die Braut v. Meſſina gegeben; die Vorſtellung war ſehr bedeutend. (Später ſoll er dann noch den Wallenſtein und Tell geſehen haben.) Er wurde der Königin vorgeſtellt, ſah auch den König und lernte Prinz Louis Ferdinand kennen; ſein Karl ſtiftete mit dem fünf Jahre jüngeren Kronprinzen Freundſchaft. Ehrende Anerkennung wurde ihm von vielen Seiten zu Teil, auch wurden ihm Anträge gemacht. Wie es damit beſchaffen war, lernen wir aus Briefen an Körner, dem er nach der Rückkehr (aus Weimar, 28. Mai) ſchrieb: „Daß ich bei der Reiſe nicht bloß mein Vergnügen beabſichtigte, kannſt du dir leicht denken; es war um mehr zu thun, und allerdings habe ich es jetzt in der Hand, eine weſentliche Verbeßerung in meiner Exiſtenz vorzunehmen. Zwar wenn ich nicht auf meine Familie reflectieren müſte, würde es mir in Weimar immer am beſten gefallen. Aber meine Beſoldung iſt klein und ich ſetze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, ſo daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin ſtreben, daß der Ertrag meiner Schriftſtellerei zum Capital kann geſchlagen werden, und dazu bietet man mir in Berlin die Hände.

*) Die Geſchichte der Berliner Reiſe und ihrer Folgen iſt nicht bis ins Einzelne deutlich und ſicher zu ermitteln. Hier ſind Schillers Angaben und die ſeiner Frau zuſammengeſtellt, die der Schwägerin (K. v. Wolzogen) vorſichtig benutzt und die übrigen Mitteilungen von Beime (Allg. Lit. Ztg. 1830. Intellbl. Nr. 29), Goethe (an Varnhagen, in Mundt's Zodiakus 279) und Dorows Denkwürdigkeiten und Briefe 3, 208 ebenſo unberückſichtigt gelaßen, wie die Vorwürfe Börne's, Heine's, und Andrer. Die letzteren ſind ohne alle Kenntnis der Verhältniſſe erhoben, die erſteren erſt nach Jahren niedergeſchrieben, wo die Dinge leicht in verſchwommnem Lichte erſcheinen konnten. Es ſoll damit nicht geſagt ſein, daß Goethes oder Beimes Angaben etwas anderes als die Wahrheit gewollt haben. Daß auf die Biographen keine Rückſicht genommen iſt, wird niemand verübeln, da ſie nur aus den auch mir zugänglichen Quellen ſchöpfen konnten.

Ich habe nichts da geſucht, man hat die erſten Schritte gegen mich gethan, und ich bin aufgefordert, ſelbſt meine Bedingungen zu machen. Es iſt aber koſtbar in Berlin zu leben; ohne Equipage iſt es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Beſuch oder Ausgang eine kleine Reiſe iſt. Auch ſind andre Artikel ſehr theuer, und unter ſechshundert Friedrichsd'or könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben; ja dieſe würden nicht einmal hinreichen. In einer großen Stadt kann man ſich weniger behelfen, als in einer kleinen. — Es ſteht alſo bei den Göttern, ob die Forderung, die ich zu machen genötigt bin, wenn ich mich nicht verſchlimmern will, nicht zu hoch wird gefunden werden. — Berlin gefällt mir und meiner Frau beßer als wir erwarteten. Es iſt dort eine große perſönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Muſik und Theater bieten mancherlei Genüße an, obgleich beide bei weitem das nicht leiſten, was ſie koſten. Auch kann ich in Berlin eher Ausſichten für meine Kinder finden und mich vielleicht, wenn ich erſt dort bin, auf manche Art verbeßern. — Auf der andern Seite zerreiße ich höchſt ungern alte Verhältniſſe, und in neue mich zu begeben ſchreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich abſolut frei und im eigentlichſten Sinne zu Hauſe. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, ſo würde mir's doch wehe thun zu gehn. Wenn er mir alſo einen nur etwas bedeutenden Erſatz anbietet, ſo habe ich doch Luſt zu bleiben. So ſtehen die Sachen." Nicht ganz ſtanden ſie ſo. Wenigſtens was Schillers Frau betraf, ſo war er über ihr Wolgefallen an Berlin im Irrtum. Der Gedanke, nach Berlin überſiedeln zu ſollen, machte ihr viele Unruhe. Sie wollte und durfte nicht Nein ſagen, denn ſie wollte Schiller ſeine ganze Freiheit laßen und nichts für ſich ſelbſt wünſchen, da es die Exiſtenz ihrer Familie betraf; aber ſie wäre recht unglücklich in Berlin geweſen. Die Natur dort hätte ſie zur Verzweif-

lung gebracht. Obwol es um Weimar auch nicht gerade schön war, weinte sie doch fast, als sie die erste Bergspitze wieder erblickte; sie hatte Fieber aus Angst; sie wollte gefaßt scheinen und Schiller durch ihre Wünsche nicht beschränken. Schiller hatte seine Vorschläge nach Berlin mitgeteilt und — blieb ohne Antwort. Am 3. Juli war in Bezug auf die Angelegenheit so viel entschieden, daß Schiller auf keinen Fall aus seinen Verhältnissen in Weimar treten würde. „Der Herzog hat sich sehr generös gegen mich betragen und mir meine Besoldung auf achthundert Thaler erhöht, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen." Doch war die Negotiation in Berlin nicht abgebrochen und er hoffte beide Verhältnisse vereinigen zu können; der Herzog hatte es erlaubt, wenn man in Berlin zufrieden sei, daß er nicht ganz hinziehe, sondern nur gewisse Zeiten im Jahre dort zubringe. Er teilte das nach Berlin mit und — blieb ohne Antwort. Am 11. Oct. 1804 schrieb er an Körner: „Von Berlin habe ich noch nichts weiter vernommen, vermutlich will man die Sache fallen laßen, weil ich auf einem fixen Aufenthalt in Weimar und der Fortdauer meiner hiesigen Verhältnisse bestanden habe." Schiller hat seitdem nichts wieder darüber geäußert und am 9. Dec. schreibt seine Frau an Fritz Stein, das Schicksal habe ihnen beigestanden, Schiller könne mit gutem Gewißen seine alte Lage behalten, da sie (in der angegebenen Weise) verbeßert sei. Daß die ganze Angelegenheit in Berlin mit wirklichem Ernste behandelt wäre, konnte *vor* der Veröffentlichung der Briefe an Körner allenfalls mit einem Scheine von Glaubwürdigkeit behauptet werden; *nach* den Briefen wird es schwer, daran zu glauben.

Im Juli 1804 gieng Schiller mit seiner Frau, die wegen ihrer Entbindung in der Nähe des Arztes Starke zu sein wünschte, nach Jena. Dort wurde die jüngste Tochter Emilie geboren. Bei einer Abendfahrt durch das Dornburger Thal war Schiller zu leicht gekleidet und zog sich eine Erkältung zu, die ihn hart angriff.

Obgleich die eigentliche Krankheit nur drei bis vier Tage dauerte, so spürte er doch sechs Wochen nachher (4. Sept.) noch kaum eine Zunahme der Kräfte. Besonders war der Kopf angegriffen und das Schreiben kurzer Briefchen wurde ihm sauer. Lesen konnte er ohne Beschwerde, auch hatte er einigen Reiz zur Arbeit, muste aber gleich wieder aufhören. Nach der schwersten Krankheit war ihm nicht so übel zu Mute gewesen, wenigstens hatte es nie so lange gedauert. Erst im October fieng er nach und nach an, sich wieder zu erholen und einen Glauben an seine Genesung zu bekommen, den er beinahe ganz verloren hatte. Auch zur Thätigkeit fanden sich wieder Neigung und Kräfte, und diese, hofte er, werde das gute Werk vollenden; denn wenn er sich beschäftigen könne, schrieb er an Körner, so sei ihm wol. Dieser Nachlaß der Krankheit stellte sich zur gelegensten Zeit ein, da gerade in den November die Ankunft der Großfürstin, Gemalin des Erbprinzen, fiel, um die fast vierzehen Tage lang Weimar von Festaufzügen, Bällen, Illuminationen, Musik, Komödie und dergleichen belebt wurde. Auf dem Theater wollte man sich anfangs eben nicht in Unkosten setzen, sie zu becomplimentieren. Aber etliche Tage vor ihrem Anzuge wurde Goethe angst, daß er allein sich auf nichts versehen habe; und die ganze Welt erwartete etwas von den beiden Freunden. In dieser Not setzte man Schiller zu, noch etwas Dramatisches zu erfinden, und da Goethe seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so muste Schiller endlich mit der seinigen noch aushelfen. Er arbeitete also in vier Tagen ein kleines Vorspiel aus [Die Huldigung der Künste], das frischweg eingelernt und am 12. November gegeben wurde. „Es reussierte, schreibt er, über alle meine Hofnung, und ich hätte vielleicht Monate lang mich anstrengen können, ohne es dem ganzen Publicum so zu Danke zu machen, als es mir durch diese flüchtige Arbeit gelungen ist.“ Die Erbprinzessin konnte die Thränen ihrer Rührung und Freude nicht bergen.

Gleich nach den Festen klagte Schiller über einen Katarrh, den

er sich geholt, glaubte aber, da man sich bei solchen Gelegenheiten niemals schonen könne, so sei er noch leidlich weggekommen. Aber drei Wochen später klagte er noch, daß ihn der heftige Katarrh wochenlang hart mitgenommen habe: „Leider ist meine Gesundheit so hinfällig, daß ich jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangem Leiden büßen muß. Und so stockt denn auch meine Thätigkeit, trotz meinem besten Willen.“ Am 20. Jan. 1805 heißt es immer noch: „So lange der Winter nun dauert, bin ich unaufhörlich vom Katarrh geplagt, der mich in der That sehr angreift und fast allen Lebensmut ertödtet. An eine glückliche freie Thätigkeit war bei solchen Umständen gar nicht zu denken;“ und vier Tage später schreibt er an Rochlitz; „Fast alles ist krank, wo ich anklopfe, und leider bin ich es selbst mit meinem ganzen Hause.“ Bei der Lähmung des freien Schaffens hatte er sich entschlossen, um nicht ganz müßig zu sein, eine Uebersetzung zu arbeiten. Er wählte dazu die Phädra von Racine, die er (uneingedenk seiner früheren Ausführung über die Wesentlichkeit des Alexandriners) in den gewöhnlichen reimlosen Jamben wiedergab, wobei er sich gewißenhafte Treue vorsetzte und sich keine Abänderungen erlaubte. „So ist doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt.“ Die nächsten acht Tage wollte er daran wagen, ob er sich zu seinem Demetrius in die gehörige Stimmung setzen könne. Er selbst zweifelte daran. Wenn es nicht gelinge, so werde er eine neue halb mechanische Arbeit hervorsuchen müßen. Es gelang, nur mit Unterbrechungen den Demetrius zu fördern. Inzwischen war die Phädra am 30. Jan. zum Geburtstage der Herzogin gespielt. Schiller war wol nicht dabei. Seine Gesundheit wurde immer hinfälliger. Beim Anblick eines Briefes von der Hand Goethes (22. Jan.), der selbst krank und deshalb stumm gewesen, fühlte er seinen Glauben wieder belebt, daß die alten Zeiten zurückkommen könnten, woran er oft ganz verzagte. „Die zwei harten Stöße,

Digitized by Google

fügte er hinzu, die ich nun in einem Zeitraume von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben, aber das Fieber war so stark und hat mich in einem so geschwächten Zustande überfallen, daß mir eben so zu Mute ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstünde, und besonders habe ich Mühe, eine gewisse Mutlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Uebel in meinen Umständen ist. Möge es sich täglich und stündlich mit Ihnen beßern und mit mir auch, daß wir uns bald mit Freuden wieder sehen." In keinem Winter hatte er noch so viel ausgestanden, als in diesem und noch so wenig gethan. Am 5. März konnte er Körner schreiben, die Krankheit sei vorbei und er sei schneller, als er habe hoffen können, wieder zu Kräften gekommen, so daß er auch wieder frisch zu arbeiten angefangen. Am 27. März schreibt er Goethe, der krank war: „Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit [Demetrius] angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu faßen, und ich muste mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge." Einen Brief an Goethe, für den er die Verhandlungen mit Göschen bei der Herausgabe von Rameaus Neffen führte, schloß er mit der Bitte um Mitteilung des Elpenor (S. 88) und dem Wunsche: „Leben Sie recht wol und immer beßer!" Er hat an Goethe nicht wieder geschrieben. An Körner sandte er den letzten Brief am 25. April 1805. Er freute sich, daß die beßre Jahreszeit sich endlich fühlen laße und Mut und Stimmung wiederbringe. „Aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt. Die Natur hilft sich zwischen vierzig und funfzig nicht mehr so als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn

mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum funfzigsten Jahre aushält.“ Es war anders über ihn verhängt. Als er das letztemal mit seiner Schwägerin ins Theater fuhr oder vielmehr gieng [29. Apr. vgl. S. 242], äußerte er, sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. — Am 1. Mai befiel ihn wieder ein Katarrhfieber. Er schien nicht bedenklich, empfieng Freunde und den durchreisenden Cotta, mit dem er einig wurde, die Geschäfte bei dessen Rückkehr von Leipzig abzumachen. Der Husten mehrte sich. Die Frauen suchten ihn ruhig zu erhalten. Der gewohnte Arzt Starke war mit der Großfürstin und Wolzogen in Leipzig. Schiller sehnte sich mehr nach dem Schwager als nach Starke. Am Abend des 6. Mai fieng er an, abgebrochen zu sprechen, doch nicht besinnungslos. Als seine Schwägerin am 7. Abends kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art wie man die höheren Kräfte im Menschen erregen müße. Karoline antwortete weniger lebhaft als gewöhnlich, weil sie ihn ruhig halten wollte. Er sagte: „Nun, wenn mich niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, will ich lieber schweigen.“ Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlafe. „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?“ rief er vor dem Erwachen. Am 8. Mai phantasierte er viel. Als Karoline Abends an sein Bett trat und fragte, wie es gienge, sagte er: „heitrer, immer heitrer.“ Es waren die letzten Worte, die sie von ihm hörte. Am neunten früh trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach nur unzusammenhängende Worte. Als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht verstellte, hob seine Frau den gesunkenen Kopf auf, ihn in eine beßre Lage zu bringen. Er lächelte sie freundlich an und sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Sie sank an seinen Kopf; er küßte sie. Dies war das letzte Zeichen seiner Besinnung. Seine Frau schöpfte Hofnung daraus. Indem sie mit ihrer Schwe-

Digitized by Google

ſter Karoline im Nebenzimmer ſaß und ſagte, daß ſie diesmal doch ſeiner guten Natur traue, rief der Bediente die Frauen. Der letzte Augenblick nahte. Vergebens wollte Lotte ſeine Hand erwärmen. Es war umſonſt. Es fuhr wie ein elektriſcher Schlag über ſeine Züge; dann ſank ſein Haupt zurück und die vollkommenſte Ruhe verklärte ſein Antlitz; ſeine Züge waren die eines ſanft Schlafenden.

Der Eindruck, den die Todeskunde in Weimar machte, war gering. Goethe war krank und hielt ſich zurück (S. 243). Schillers Angehörige waren zu tief gebeugt, um die Lage mit voller Faßung zu beherſchen; es ſcheint ſelbſt an Mitteln gefehlt zu haben, dem Verſtorbnen eine angemeßne Leichenfeier zu bereiten. Nach einer Bekanntmachung vom 10. Mai wurde „bei der traurigen Stimmung, welche durch das unvermutete Ableben des allgemein geſchätzten und um das Theater ſo ſehr verdienten Herrn Hofrat von Schiller in Weimar, beſonders bei dem Perſonal des fürſtlichen Hoftheaters erregt worden, auf Anſuchen deſſelben die Sonnabendsvorſtellung mit gnädigſter Zuſtimmung ausgeſetzt," bis dahin ſcheint alſo geſpielt zu ſein. Wie es heißt, war das „Anſuchen" vorzugsweiſe von der Schauſpielerin Jagemann ausgegangen, die ſich entſchieden geweigert habe zu ſpielen. Das Begräbnis fand Sonnabend 11. Mai ſpät Abends ſtatt. Die Schneiderinnung würde die Leiche zu Grabe getragen haben, wenn nicht der Bürgermeiſter Schwabe Freunde und Verehrer des Dichters verſammelt hätte, um dem entſeelten Körper die letzte Ehre zu erweiſen. Außer ihm nahmen daran Teil: Stephan Schütze, Heinrich Voß d. J., der Schauſpieler Jagemann, der Bildhauer Klauer, der (ſpätere) Hofrat Helbig. Prof. L. F. v. Froriep aus Halle folgte dem Sarge. Die Nacht war hell, kalt und unfreundlich; die Straßen leer und öde. Als der Zug auf dem Markte, um mit den Trägern zu wechſeln, anhielt, ſchloß ſich der eben noch auf die in Naumburg empfangne Trauerkunde herbeigeeilte Schwager

Schillers, W. v. Wolzogen, dem Sarge an. Außer ihm und Froriep folgte niemand. Der Sarg wurde auf dem Jacobikirchhofe im alten Caſſengewölbe, einer großen feuchten Gruft, zu zehn andern beigeſetzt. — Als die Söhne Schillers zwanzig Jahre ſpäter die von Dannecker auf eigne Hand vollendete coloſſale Marmorbüſte ihres Vaters an die Bibliothek zu Weimar ſchenkten, wurde die Gruft geöfnet und Schillers Gebein zuſammengeſucht, der Schädel aber (wenigſtens ein Schädel, den man für Schillers erklärte) im Poſtamente der Büſte verwahrt. Erſt König Ludwig von Baiern ſetzte es durch, daß Schädel und Gebeine wieder vereinigt und beides am 16. Sept. 1827 in der Fürſtengruft neben Goethe und Karl Auguſt beigeſetzt wurde. Im J. 1838 wurde dem Andenken Schillers eine Statue in Stuttgart geſetzt, am 3. Sept. 1857 wurde die Doppelſtatue in Weimar enthüllt, die ihn und Goethe im Bildwerk zuſammenſtellt, wie ſie im Leben zuſammengeſtanden, Beide Träger eines Kranzes.

Digitized by Google

Register.

Goethe's Schriften.

Achilleis 213.
Alexis und Dora 190.
Athalie 168.
Aufgeregten, die, 172.
Bakis 219.
Baukunst 21.
Beiträge zur Allg. Ztg. 214.
Biblische Fragen 21.
Braut v. Korinth 203.
Brey 20.
Brief an Lottchen 65.
Brief des Pastors 21.
Bürgergeneral 171.
Cagliostro 138. 148.
*Cäsar 23.
Carneval 148.
Cellini 187.
Claudina v. Villa-Bella 35. 45; umgearbeitet 143. 157.
Clavigo 23.
Clodius, Parodie auf, 6.
Coblenz, Diner zu, 26.
*Comédie-Ballet 101.
Dem Geier gleich 108.
Dichtung und Wahrheit 264.
Dilettantismus 218.
Divan, 201. 272.
Edel sei der Mensch 89.

Egmont 37. 83. 139. 142; Beurteilung 149; für die Bühne 189.
Elegien: Amyntas 203; Elegie 192; Euphrosyne 209; Herm. u. Dorothea 192; Metamorph. 202; Römische 148. 160. 185.
Elpenor 88.
Epigramme 89; venetian. 187.
Epilog zu Schillers Glocke 243.
Epilog zu Essex 266.
Epimenides Erwachen 266.
Epiphanias 98.
Epistel 185.
Erwin und Elmire 29; umgearbeitet 142. 157.
*Der Falke 65.
Farbenlehre 145. 170.
Faust 10. 23. 30. 87. 99. 143; Charakteristik 30 f.; Scenen 47; Durchsicht, Hexenküche 145; Zweite Bearbeitung 205; Ausartung 222 f.; Auf der Bühne 255 f.
Fischerin 102.
Frauen, die guten, 222.
Gedichte 6. 62. 65. 89 f. 145; *Ein Glück 66.; an Chr. Vulpius 160.
Geheimnisse 88.
Geschwister 66.
Gesellschaftslieder 237.
Der Gott u. die Bajadere 204.
Götter Helden und Wieland 22.
Goetz v. Berlichingen 14; Bühnenbearbeitung 233.
Großcophtha 168.
Hackert 253.
Harzreise 108.
Helena z. Faust 222.
Hermann u. Doroth. 192 ff.
Hero und Leander 192.
Hofdichtungen 91 ff.
Jery u. Bätely 95.
Ifflands Andenken 266.
Ilmenau 103.
Iphigenia in Tauris 85. 99. 131. 133; umgearbeitet 135; Beurteilung 151 ff.; für die Bühne 231.
Iphigenia auf Delphi 133. 136.
Jude, der Ewige, 29. 134.
Künstlers Erdenwallen 23. 145.
Künstlers Apotheose 145. 148.
Laokoon 207.
Laune des Verliebten 6.
*Leben Hrz. Bernhards 96.
*Lehrgedicht 219.
Lieder, kleine, 6. 62. 65. 89 f.
Lida 89.
Lilla 66. 92 f.
*Mahomet 23.
Märchen 187.
Maskenzüge 98.

Matinees 65.
Metamorphose 169. (202.)
Miedings Tod 101. 144.
Mignons Lied 192.
Die Mitschuldigen 6.
Morphologie 169.
Moses 201.
Müllerromanzen 208.
Nausikaa 138.
Nicolai auf W. Grabe 22.
Oberons g. Hochzeit 192.
Opern 169 f.
Optische Beiträge 170. vgl. 186.
Ossian 169.
Paläophron u. N. 222.
Pandora 265.
Pausias 202.
Planetentanz 103.
Plautus 21.
Plundersweilern 23. 100.
Prolog zu Bahrdt 21.
Prometheus 29.
Prometheus Befreiung 186.
Prometheus, Deukal u. s. Rezensenten 22.
Proserpina 93.
Rameaus Neffe 241.
Reineke Fuchs 172 f.
Rinaldo 265.
Romanzen 28.
H. Sachs 23. 144.
Der Samler 218.
Satiren 20.
Satyros 20.
Scherz, List und R. 104.
Schriften 131.
Schweizerlied 265.
Sebus 265.
Selbstbiographie 264.
Sonett 215.
Sonette an M. Herzlieb 247.
Staël 187.
Stella 36; umgearb. 233.
Tancred 221.
Tasso 87. 143. 148; Beurteilung 156 ff.
Te Deum 169.
Tell 209. 213.
Theaterreden 220.
Theorie 163 ff. 198 ff.
Tochter, die natürl., 225 ff.
Triumph der Empf. 92.
Tugenden, die neun, 101.
Ueber allen Gipfeln 89. 103.
Ueber die bildende Nachahmung 163.
Unterhaltungen der Ausgew. 172. 185.
Vögel 96 ff.
Volkslieder 12.
Voltaire's Mahomet 220.
Vorspiel 265.
Wahlverwandtschaften 260 ff.
Wanderjahre 260.

Was wir bringen 236.
Weltalter 96.
Werke, Anordnung der, 277.
Werther 15 ff. 93. 157.
Weſtöſtl. Divan 272.
Wielands Andenken 266.
Wilhelm Meiſter 81 ff. 186.
Willkommen 267.
Winkelmann 219. 242.
Xenien 187.
Zauberflöte 212.
Zauberlehrling 204.

Schiller's Schriften.

Aeneis 322.
Anthologie 291.
Balladen 364 f.
Braut von Meſſina 403 ff. 409 f.
Brief an die Schimmelmann 380 f.
Don Carlos 295; Charakteriſtik 296 f.; für die Bühne 397.
*Die Chriſten 283.
Chor 405.
*Cosmus v. Medici 286.
Damenkalender 331.
*Demetrius 422 (258).
Der dreißigj. Krieg 311.
Egmont für die Bühne 341.
*Epiſche Entwürfe 320 ff.
Feſtſpiel 287.
*Ueber Fieber 288.
Fiesko 292. 311; Charakteriſtik 293; für die Bühne 310.
*Friedrich II. 320.
Gedicht an Herzog Karl 289.
Geiſterſeher 312.
Geſellſchaftslieder 397.
Gruft der Könige 286.
*Guſtav Adolf 323.
Graf v. Habsburg 411.
*Haoh Kjöh 385.
Hero und Leander 393.
Horen (331). 337.
Huldigung der Künſte 421.
*Imhof 295.
*Iphigenie für die Bühne 397.
*Julian 356.
Jungfrau v. Orleans 385 ff.
Kabale und Liebe 293; Charakteriſtik 294.
Kapuzinerpredigt 352.
*Komödie 393.

Digitized by Google

Macbeth 374.
*Malteſer 356. 371. 392. 411.
Mäntlerſche Nachrichten 289.
Maria Stuart 295. 356 ff.; Zankſcene 361; Communion 363.
Memoiren 312.
Memoiren ſ. Ludw. XVI. 332.
Millerin 293.
*Moſes, Gedicht, 284.
Muſenalmanach 339.
Natur; über die, 289.
Neffe als Onkel 408.
Neujahrsgruß 282.
Niederlande 312.
Paraſit 408.
Phädra 422.
Philoſophie der Phyſiologie 288.
Picolomini 352.
Prolog zum Lager 352.
Prolog zum Mahomet 374.
Räuber 286 ff.; begonnen 286; Vorbilder 286; Charakteriſtik 287; Abſchluß 288; Erſcheinen 289; Aufführung 290.
*Reformation 330.
Schaubühne 305.
Siegesfeſt 411.
*Student v. Naſſau 286.
Tell 412 ff.
Thalia, rheiniſche, 302; neue 304.
*Theater, deutſches, 371.
Turandot 395.
Univerſalgeſchichte 316.
Verſchwörungen 312.
Vieilleville 364.
Wallenſtein 336. 341 ff.; in Jamben (346). 348; Lager 347. 352; Picolomini 352; W. Tod 353.
*Warbeck 359. 392.
Xenien 187. 339.

Berichtigung. S. 19 Z. 8. v. o. l. 1773 (für 1774).

Im Verlage von **Louis Ehlermann** in **Hanover** sind ferner erschienen:

Goedeke, K., Edelsteine. Eine Festgabe der schönsten Gedichte aus den neuesten Dichtern. Min.-Ausg. m. Goldschn. und Vergoldungen auf Rücken und Decken, geb. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Goedeke, K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 1. u. 2. Bd. mit vollst. Register. 78 Bog. 8. brosch. Preis 4 Thlr. 10 Sgr. (Bd. III. [Schluß des Werkes] erscheint binnen Kurzem.)

Goedeke, K., Uebersicht der Geschichte der deutschen Dichtung. cca. 30 Bogen 8. (Unter der Presse.)

Goedeke, K., Das Mittelalter. Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters in literaturgeschichtlichen Uebersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken. 62½ Bogen gr. Lex. 8. Preis 4 Thlr.

Goedeke, K., Koninc Ermenrîke's Dôt, herausgegeben von Karl Goedeke. 8. Preis 7½ Sgr.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Digitized by Google

DEC -7 1934